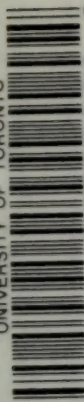


UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 01768080 2





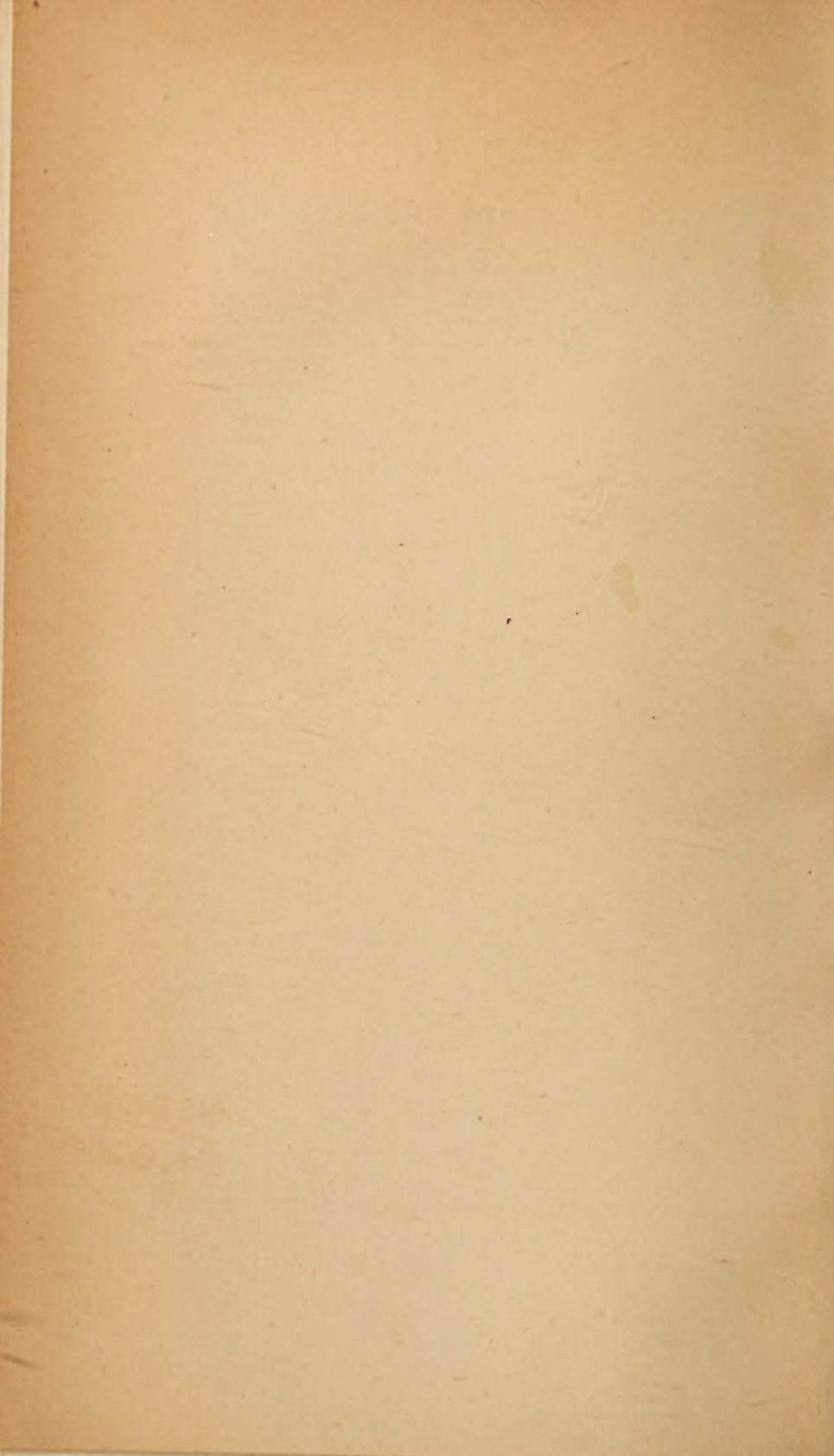








F. M. Dostojewski  
Sämtliche Romane und Novellen  
Elfter Band



ZK  
D7245  
Gr

sämtliche Romane und Novellen.  
Bd. II.

# Schuld und Sühne

Ein Roman in sechs Theilen  
mit einem Nachwort

von

F. M. Dostojewski

*Dostoevsky, Theodor Mikhaïlovich*



Erster Band

438086  
17.8.45

---

Im Insel-Verlag zu Leipzig





Erster Band





## Erster Teil

### I

**I**n einem der ersten Tage des Juli — es herrschte eine gewaltige Hitze — verließ gegen Abend ein junger Mann seine Wohnung, ein möbliertes Kämmerchen in der S . . . gasse, und trat auf die Straße hinaus; langsam, wie unentschlossen, schlug er die Richtung nach der R . . . brücke ein.

Einer Begegnung mit seiner Wirtin auf der Treppe war er glücklich entgangen. Seine Kammer lag unmittelbar unter dem Dache des hohen, fünfstöckigen Hauses und hatte in der Größe mehr Ähnlichkeit mit einem Schranke als mit einer Wohnung. Seine Wirtin, die ihm diese Kammer vermietet hatte und ihm auch das Mittagessen lieferte und die Bedienung besorgte, wohnte selbst eine Treppe tiefer, und jedesmal, wenn er das Haus verlassen wollte, mußte er notwendig auf der Treppe an ihrer Küche vorbeigehen, deren Thür fast immer weit offen stand. Und jedesmal, wenn der junge Mann vorbeikam, hatte er ein peinliches Gefühl von Feigheit durchzumachen, dessen er sich stirnrunzelnd schämte. Er steckte bei der Wirtin tief in Schulden und fürchtete sich deshalb davor, mit ihr zusammenzutreffen.

Nicht als ob Schüchternheit und Feigheit in seinem Charakter gelegen hätten; ganz im Gegenteil; aber er befand sich seit einiger Zeit in einem aufgeregten und gereizten Gemütszustande, der große Ähnlichkeit mit Hypochondrie hatte. Er hatte sich derartig in sein eigenes Ich vergraben und sich von allen Menschen abgesondert, daß er sich schlechtthin vor jeder Begegnung scheute, nicht nur vor einer Begegnung mit seiner Wirtin. Die Armut hatte ihn völlig überwältigt; aber selbst diese bedrängte Lage empfand er in der letzten Zeit nicht mehr als lastenden Druck. Auf Brotarbeit hatte er ganz verzichtet; er hatte keine Lust mehr zu

irgendwelcher Tätigkeit. In Wahrheit fürchtete er sich vor keiner Wirtin in der Welt, mochte sie gegen ihn im Schilde führen, was sie wollte. Aber auf der Treppe stehen zu bleiben, allerlei Gewäsche über allen möglichen ihm ganz gleichgültigen Alltagskram, all diese Mahnungen zum Bezahlen, die Drohungen und Klagen anzuhören und dabei selbst sich herauszuwinden, sich zu entschuldigen, zu lügen, — nein, da war es schon besser wie eine Kage auf der Treppe vorbeizuschlüpfen und sich, ohne von jemand gesehen zu werden, flink davonzumachen.

Übrigens war er diesmal, als er auf die Straße hinaustrat, selbst erstaunt darüber, daß er sich so vor einer Begegnung mit seiner Gläubigerin fürchtete.

„Eine so große Sache plane ich, und dabei fürchte ich mich vor solchen Kleinigkeiten!“ dachte er mit einem eigentümlichen Lächeln. „Hm . . . ja . . . alles liegt einem im Bereich der Hände, und doch läßt man sich alles an der Nase vorbeigehen, einzig und allein aus Feigheit . . . das ist schon so die allgemeine Regel . . . Merkwürdig: wovor fürchten die Menschen sich am meisten? Am meisten fürchten sie sich vor einem neuen Schritte, vor einem eignen neuen Worte . . . Übrigens schwache ich viel zu viel. Darum handle ich auch nicht, weil ich so viel schwache. Vielleicht aber liegt die Sache auch so: weil ich nicht handle, darum schwache ich, Da habe ich nun in diesem letzten Monat das Schwachen gelernt, wenn ich so ganze Tage lang im Winkel lag und mir die alten Zeiten durch den Kopf gehen ließ. Nun also: wozu gehe ich jetzt aus? Bin ich etwa imstande, ‚das Bewußte‘ auszuführen? Ist es mir etwa Ernst damit? Ganz und gar nicht. Ich amüsiere mich nur mit einem müßigen Spiel der Gedanken; Ländelei! Ja, weiter nichts als Ländelei!“

Auf der Straße war eine furchtbare Hitze; dazu noch die drückende Schwüle und das Gedränge; überall Kalkgruben, Bau-

gerüste, Ziegelsteine, Staub und jener besondere Sommergestank, den jeder Petersburger, soweit er nicht in der Lage ist, in die Sommerfrische zu gehen, so gut kennt, — all dies zerrte plötzlich auf das unangenehmste an den ohnehin schon reizbaren Nerven des jungen Mannes. Der unerträgliche Dunst aus den gerade in diesem Stadtteile besonders zahlreichen Kneipen und die Betrunknen, auf die man trotz Werktag und Arbeitszeit fortwährend stieß, vollendeten das widerwärtige, traurige Kolorit dieses Bildes. Ein Ausdruck des tiefsten Ekels spielte einen Augenblick auf den feinen Zügen des jungen Mannes. (Um dies beiläufig zu erwähnen: er hatte ein ungewöhnlich hübsches Äußeres, schöne, dunkle Augen, dunkelblondes Haar, war über Mittelgröße, schlank und wohlgebaut.) Aber bald versank er in tiefes Nachdenken oder, richtiger gesagt, in eine Art von Geistesabwesenheit und schritt nun einher, ohne seine Umgebung wahrzunehmen; ja, er wollte sie gar nicht wahrnehmen. Nur ab und zu murmelte er etwas vor sich hin, zufolge jener Neigung, mit sich selbst zu reden, die er sich soeben selbst eingestanden hatte. Gleichzeitig kam ihm auch zum Bewußtsein, daß seine Gedanken sich zeitweilig verwirrten und daß er sehr schwach war: dies war schon der zweite Tag, daß er so gut wie nichts gegessen hatte.

Er war so schlecht gekleidet, daß ein anderer, selbst jemand, dem die Armut schon geläufig war, sich geschämt hätte, bei Tage in solchen Lumpen auf die Straße zu gehen. (Übrigens war dieser Stadtteil von der Art, daß es schwer war, durch ein schlechtes Kostüm hier jemand in Verwunderung zu versetzen. Die Nähe des Heumarktes\*, die übergroße Zahl gewisser Häuser und ganz besonders die Arbeiter- und Handwerkerbevölkerung, die sich in diesen inneren Straßen und Gassen von Petersburg zusammendrängt, brachten mitunter in das Gesamtbild einen so starken

\* Ein Viktualienmarkt.

Anmerkung des Übersetzers.



Prozentsatz derartiger Gestalten hinein, daß es sonderbar gewesen wäre, wenn man sich bei der Begegnung mit einer einzelnen solchen Figur hätte wundern wollen.) Aber in der Seele des jungen Mannes hatte sich bereits so viel ingrimmige Verachtung angesammelt, daß er trotz all seiner mitunter stark jünglingshaften Empfindlichkeit sich seiner Lumpen auf der Straße nicht mehr schämte. Anders beim Zusammentreffen mit irgendwelchen Bekannten oder mit früheren Kommilitonen, denen er überhaupt nicht gern begegnete . . . Als indes ein Betrunkener, der gerade in einem großen Bauernwagen mit einem mächtigen Lastpferde davor auf der Straße irgendwohin transportiert wurde, ihm plötzlich im Vorbeifahren zurief: „He, du da! Du hast ja einen deutschen Deckel auf dem Kopfe!“ und aus vollem Halse zu brüllen anfing, indem er mit der Hand auf ihn zeigte: da blieb der junge Mann stehen und griff mit einer krampfhaften Bewegung nach seinem Hute. Es war ein hoher, runder Hut, aus dem Hutgeschäft von Zimmermann, aber schon ganz abgenutzt, völlig fuchsig, ganz voller Löcher und Flecke, ohne Krempe und in greulichster Weise seitlich eingeknickt. Aber es war nicht Scham, sondern ein ganz anderes, vielmehr schreckartiges Gefühl, das sich seiner bemächtigte.

„Hab ichs doch gewußt!“ murmelte er bestürzt. „Hab ichs mir doch gedacht! Das ist das Allerwiderwärtigste! Irgendeine Dummheit, irgendeine ganz gewöhnliche Kleinigkeit kann den ganzen Plan verderben! Ja, der Hut ist zu auffällig . . . Er ist lächerlich, und dadurch wird er auffällig. Zu meinen Lumpen ist eine Müze absolut notwendig, und wäre es auch irgend so ein alter Topfdeckel, aber nicht dieses Ungetüm. So etwas trägt kein Mensch. Eine Werst weit fällt den Leuten so ein Hut auf, und sie erinnern sich seiner, . . . und was das Wichtigste ist: sie erinnern sich seiner nach her, und ehe man sich dessen versieht, ist der Indizienbeweis da. Bei solchen Geschichten muß man mög-

lichst unauffällig sein, . . . die Kleinigkeiten, die Kleinigkeiten, die sind die Hauptsache! Gerade diese Kleinigkeiten verderben immer alles . . .“

Er hatte nicht weit zu gehen; er wußte sogar, wieviel Schritte es von seiner Haustür waren: genau siebenhundertunddreißig. Er hatte sie einmal gezählt, als er sich sein Vorhaben schon lebhaft ausmalte. Damals freilich glaubte er selbst noch nicht an diese seine Phantasiemalerei und kitzelte nur sich selbst mit ihrer grauenhaften, aber verführerischen Berwegenheit. Jetzt, einen Monat später, hatte er bereits angefangen, die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus zu betrachten, und trotz aller höhnischen Monologe über seine eigene Schwächlichkeit und Unschlüssigkeit hatte er sich unwillkürlich gewöhnt, das „grauehafte“ Phantasiemalerei bereits als ein beabsichtigtes Unternehmen zu betrachten, wiewohl er an seinen Entschluß noch immer selbst nicht recht glaubte. Sein jetziger Ausgang hatte sogar den Zweck, eine Probe für sein Vorhaben zu unternehmen, und mit jedem Schritte wuchs seine Aufregung mehr und mehr.

Das Herz stand ihm fast still, und ein nervöses Zittern überkam ihn, als er sich einem kolossalen Gebäude näherte, das mit der einen Seite nach dem Kanal, mit der andern nach der . . . Straße zu lag. Dieses Haus enthielt lauter kleine Wohnungen, in denen allerlei geringes Volk hauste: Schneider, Schlosser, Köchinnen, Deutsche verschiedenen Berufes, Mädchen, die von ihrem Körper lebten, kleine Beamte usw. Durch die beiden Haustore und auf den beiden Höfen des Hauses war ein fortwährendes Kommen und Gehen. Hier waren drei oder vier Hausknechte zur Aufsicht vorhanden. Der junge Mann war sehr damit zufrieden, daß er keinem von ihnen begegnete, und schlüpfte gleich vom Tore aus unbemerkt rechts eine Treppe hinauf. Die Treppe war dunkel und eng, eine Hintertreppe; aber er hatte dies alles schon aus-

studiert und kannte es, und diese ganze Ortlichkeit gefiel ihm; in solcher Dunkelheit war selbst ein neugierig forschender Blick nicht weiter gefährlich. „Wenn ich mich jetzt schon so fürchte, wie würde es dann erst sein, wenn es wirklich zur Ausführung der That selbst käme?“ dachte er unwillkürlich, während er zum vierten Stock hinaufstieg. Hier versperrten ihm Ziehleute, entlassene Soldaten, den Weg, die aus einer Wohnung Möbel heraustrugen. Er hatte schon früher in Erfahrung gebracht, daß in dieser Wohnung eine deutsche Beamtenfamilie wohnte. „Also dieser Deutsche zieht jetzt aus; folglich ist für einige Zeit im vierten Stock an dieser Treppe und an diesem Vorplatz die Wohnung der Alten die einzige bewohnte. Das ist günstig . . . für jeden Fall,“ überlegte er wieder und klingelte an der Tür der Alten. Die Glocke rasselte schwach, wie wenn sie aus Blech wäre statt aus ordentlichem Metall. In solchen großen Mietshäusern findet man bei derartigen kleinen Wohnungen fast immer solche Türklingeln. Er hatte den Ton dieser Glocke schon vergessen gehabt, und nun war es, als ob dieser besondere Ton ihn auf einmal an etwas erinnerte und es ihm wieder klar vor die Seele brächte. Er fuhr ordentlich zusammen; seine Nerven waren doch schon recht schwach geworden. Es dauerte nicht lange, da wurde die Tür eine schmale Spalte weit geöffnet; durch diese Spalte hindurch betrachtete die Bewohnerin den Ankömmling mit offenkundigem Mißtrauen; von ihr waren nur die aus der Dunkelheit hervorfunkelnden Augen zu sehen. Aber da sie auf dem Vorplatze eine Menge Menschen sah, so faßte sie Mut und öffnete die Tür ganz. Der junge Mann trat über die Schwelle in ein dunkles Vorzimmer, das durch eine Bretterwand in zwei Teile geteilt war; hinter dieser Wand befand sich eine winzige Küche. Die Alte stand schweigend vor ihm und blickte ihn fragend an. Es war ein kleines, verhügeltes Weib von etwa sechzig Jahren, mit scharfen, tückischen, kleinen



Augen und kleiner, spitzer Nase; eine Kopfbedeckung trug sie nicht. Das hellblonde, nur wenig ergraute Haar war stark mit Öl gefettet. Um den dünnen, langen Hals, der mit einem Hühnerbeine Ähnlichkeit hatte, hatte sie einen Flanellappen gewickelt, und auf den Schultern hing trotz der Hitze eine ganz abgetragene, vergilbte Pelziacke. Die Alte hustete und räusperte sich alle Augenblicke. Der junge Mann mußte sie wohl mit einem eigentümlichen Blick angesehen haben; denn in ihren Augen funkelte auf einmal wieder das frühere Mißtrauen auf.

„Mein Name ist Raskolnikow, Student; ich war schon einmal vor einem Monat bei Ihnen,“ beeilte sich der junge Mann mit einer leichten Verbeugung zu sagen; denn es fiel ihm ein, daß er sehr liebenswürdig sein müsse.

„Ich erinnere mich, Väterchen; ich erinnere mich recht gut, daß Sie hier waren,“ erwiderte die Alte bedächtig, hielt jedoch dabei wie bisher ihre fragenden Augen unverwandt auf sein Gesicht geheftet.

„Nun also . . . ich bin noch einmal gekommen, um ein ebensolches Geschäft mit Ihnen zu machen,“ fuhr Raskolnikow fort, etwas befangen und verwundert über das Mißtrauen der Alten.

„Aber vielleicht ist sie immer so, und ich habe es das erstemal nur nicht beachtet,“ dachte er mit einer peinlichen Empfindung.

Die Alte schwieg ein Weilchen, wie wenn sie etwas überlegte, dann trat sie zur Seite, und indem sie auf die ins Zimmer führende Thür zeigte und dem Besucher den Vortritt ließ, sagte sie:

„Treten Sie ein, Väterchen.“

Das kleine Zimmer, in welches der junge Mann eintrat, war gelb tapeziert; an den Fenstern hingen Musselgardinen; auf den Fensterbrettern standen Geraniumtöpfe; in diesem Augenblick war das Zimmer von der untergehenden Sonne hell erleuchtet. „Die Sonne wird also auch dann ebenso scheinen!“

mußte Rastolnikow unwillkürlich denken und ließ einen schnellen Blick über das ganze Zimmer gleiten, um die Lage und Einrichtung kennen zu lernen und sich einzuprägen. Etwas Besonderes war im Zimmer nicht zu sehen. Das Möblement, durchweg sehr alt und aus gelbem Holze, bestand aus einem Sofa mit gewaltiger, geschweifeter, hölzerner Rückenlehne, einem ovalen Tische vor dem Sofa, einer Toilette mit einem Spiegelchen am Fensterpfeiler, einigen Stühlen an den Wänden und zwei oder drei billigen, gelb eingerahmten Bildern, welche deutsche Fräulein mit Vögeln in den Händen darstellten, — das war die ganze Einrichtung. In einer Ecke brannte vor einem kleinen Heiligenbilde ein Lämpchen. Alles war sehr sauber: die Möbel und die Dielen waren blank gerieben; alles glänzte nur so. „Das ist Lisawetas Werk,“ dachte der junge Mann. In der ganzen Wohnung war kein Staübchen zu finden. „Bei nichtswürdigen alten Witwen ist solche Reinlichkeit etwas Häufiges,“ fuhr Rastolnikow in seinen Überlegungen fort und schielte forschend nach dem Rattunvorhang vor der Thür nach dem zweiten kleinen Zimmerchen, wo das Bett und die Kommode der Alten standen; in dieses Zimmer hatte er bisher noch nicht hineinschauen können. Die ganze Wohnung bestand nur aus diesen beiden Zimmern.

„Was wünschen Sie?“ fragte die Alte in scharfem Tone, nachdem sie ins Zimmer getreten war und, wie vorher, sich gerade vor ihn hingestellt hatte, um ihm genau ins Gesicht blicken zu können.

„Ich bringe ein Stück zum Verpfänden. Da ist es!“

Er zog eine alte, flache silberne Uhr aus der Tasche. Auf dem hinteren Deckel war ein Globus dargestellt. Die Kette war von Stahl.

„Das frühere Pfand ist auch schon verfallen. Vorgestern war der Monat abgelaufen.“

„Ich will Ihnen für noch einen Monat Zinsen zahlen. Haben Sie noch Geduld.“

„Es steht bei mir, Väterchen, ob ich mich noch gedulden oder Ihr Pfand jetzt verkaufen will.“

„Was geben Sie mir auf die Uhr, Aljona Iwanowna?“

„Sie kommen immer nur mit solchen Trödelsachen, Väterchen. Die hat ja so gut wie gar keinen Wert. Auf den Ring habe ich Ihnen das vorige Mal zwei Scheinchen gegeben; aber man kann ihn beim Juwelier für anderthalb Rubel neu kaufen.“

„Geben Sie mir auf die Uhr vier Rubel; ich löse sie wieder aus; es ist ein Erbstück von meinem Vater. Ich bekomme nächstens Geld.“

„Anderthalb Rubel, und die Zinsen vorweg, wenn es Ihnen so recht ist.“

„Anderthalb Rubel!“ rief der junge Mann.

„Ganz nach Ihrem Belieben!“

Mit diesen Worten hielt ihm die Alte die Uhr wieder hin. Der junge Mann nahm sie und war so ergrimmt, daß er schon im Begriff stand wegzugehen; aber er besann sich noch schnell eines andern, da ihm einfiel, daß er an keine andre Stelle gehen konnte und daß er auch noch zu einem andern Zweck gekommen war.

„Nun, dann geben Sie her!“ sagte er in grobem Tone.

Die Alte griff in die Tasche nach den Schlüsseln und ging in das andre Zimmer hinter dem Vorhang. Der junge Mann, der allein mitten im Zimmer stehen geblieben war, horchte mit lebhaftem Interesse und kombinierte. Es war zu hören, wie sie die Kommode aufschloß. „Wahrscheinlich die obere Schublade,“ mutmaßte er. „Die Schlüssel trägt sie also in der rechten Tasche . . . alle als ein Bünd, an einem stählernen Ringe . . . Und es ist ein Schlüssel dabei, der ist größer als alle andern, dreimal so groß, mit gezacktem Bart; natürlich nicht von der Kommode . . . Also



ist da noch so eine Truhe oder ein Kasten . . . Das ist interessant. Truhen haben immer derartige Schlüssel . . . Aber wie gemein ist das alles!"

Die Alte kam zurück.

„Nun also, Väterchen: wenn wir zehn Kopeken vom Rubel monatlich rechnen, dann bekomme ich für anderthalb Rubel von Ihnen für einen Monat fünfzehn Kopeken im voraus. Und für die beiden früheren Rubel bekomme ich von Ihnen nach derselben Berechnung noch zwanzig Kopeken im voraus. Das macht zusammen fünfunddreißig Kopeken. Sie haben also jetzt für Ihre Uhr einen Rubel und fünfzehn Kopeken zu erhalten. Hier, nehmen Sie, bitte.“

„Wie? Also jetzt nur einen Rubel und fünfzehn Kopeken?“

„Ganz richtig.“

Der junge Mann ließ sich nicht auf einen Streit ein und nahm das Geld. Er sah die Alte an und zauderte mit dem Fortgehen, als wolle er noch etwas sagen oder tun; aber er schien selbst nicht zu wissen, was denn eigentlich.

„Vielleicht bringe ich Ihnen nächstens noch ein Pfandstück, Aljona Iwanowna, . . . ein schönes . . . silbernes . . . Zigarettenetui, . . . sobald ich es von einem Freunde zurückbekomme . . .“

Er wurde verlegen und schwieg.

„Nun, darüber können wir ja dann später reden, Väterchen.“

„Adieu . . . Aber sitzen Sie denn immer so allein zu Hause? Ist Ihre Schwester nicht da?“ fragte er möglichst harmlos, während er in das Vorzimmer hinaustrat.

„Was wollen Sie denn von der, Väterchen?“

„Nun, nichts Besondres. Ich fragte nur so. Aber Sie müssen auch gleich . . . Adieu, Aljona Iwanowna!“

Raskolnikow ging in hochgradiger Erregung hinaus. Und seine Erregung wuchs noch immer mehr. Als er die Treppe hinunter-

stieg, blieb er sogar einigemal stehen, wie wenn ihn ein Gedanke plötzlich ganz übernommen hätte. Und endlich — er war schon auf der Straße — rief er aus:

„O Gott, wie scheußlich das alles ist! Werde ich denn . . . werde ich denn wirklich . . . nein, das ist ja ein Unsinn, eine Absurdität!“ fügte er in festem Tone hinzu. „Wie konnte mir so etwas Gräßliches überhaupt nur in den Sinn kommen? Welcher schmutzigen Gedanken ist mein Herz doch fähig! Denn das ist Faktum: es ist eine schmutzige, abscheuliche, ekelhafte, ekelhafte Sache, und doch habe ich einen ganzen Monat lang . . .“

Aber keine Worte und keine Ausrufe waren imstande, seiner Erregung einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Das Gefühl eines gewaltigen Ekels, das schon damals sein Herz bedrückt und beklemmt hatte, als er noch auf dem Wege zu der Alten begriffen gewesen war, nahm jetzt solche Dimensionen an und trat in solcher Schärfe hervor, daß er nicht wußte, wo er sich vor Unruhe lassen sollte. Er ging auf dem Trottoir wie ein Betrunkener, bemerkte die Begegnenden gar nicht und stieß mit ihnen zusammen; erst in der nächsten Straße kam er zur Besinnung. Um sich blickend, gewahrte er, daß er vor einer Kneipe stand, zu der man vom Trottoir eine Treppe hinabstieg, ins Souterrain. Aus der Tür kamen gerade in diesem Augenblick zwei Betrunkene heraus und kletterten, indem sie sich wechselseitig stützten, unter Schimpfsworten zur Straße hinauf. Ohne sich lange zu besinnen, stieg Raskolnikow hinunter. Er war noch nie in einem solchen Lokale gewesen; aber jetzt war ihm der Kopf ganz schwindlig, dazu quälte ihn ein brennender Durst. Es verlangte ihn, ein Glas kaltes Bier zu trinken, um so mehr, da er seine plötzliche Schwäche auch auf Rechnung seines leeren Magens setzte. Er nahm in einem dunklen, schmutzigen Winkel an einem klebrigen Tischchen Platz, forderte Bier und trank gierig das erste Glas aus. Sofort wurde ihm leicht

ter ums Herz, und seine Gedanken klärten sich. „Das ist ja lauter dummes Zeug,“ sagte er wieder hoffnungsvoll zu sich selbst, „und es war gar kein Grund zur Aufregung. Eine rein physische Störung! Ein einziges Glas Bier, ein Bissen Brot, — und im Augenblick wird der Verstand wieder kräftig, das Denken klar, der Wille fest! Pfui über diese ganze Jammerlichkeit!“

Aber obwohl er bei den letzten Worten verächtlich ausspie, sah er schon heiter aus, als wäre er plötzlich von einer furchtbaren Last befreit, und betrachtete mit freundlichen Blicken die Anwesenden. Indes selbst in diesem Augenblick ahnte er ganz von fern, daß diese ganze Empfänglichkeit für bessere Regungen bei ihm gleichfalls etwas Krankhaftes an sich habe.

In der Schenke waren zurzeit nur wenige Leute anwesend. Außer jenen beiden Betrunknen, denen er bei der Treppe begegnet war, hatte unmittelbar nach ihnen noch eine ganze Gesellschaft, etwa fünf Männer und eine Dirne, mit einer Ziehharmonika das Lokal verlassen. Nach ihrem Weggehen war es still geworden; auch war nun mehr Raum. Zurückgeblieben waren: ein Mann, der bei seinem Biere saß, betrunken, jedoch nicht übermäßig, dem Aussehen nach ein Kleinbürger; ferner sein Kumpan, ein dicker, sehr großgewachsener Kerl mit grauem Barte; er hatte einen kurzen Raftan an, war sehr stark betrunken und lag schlafend auf einer Bank; mitunter aber breitete er auf einmal wie in halbwachem Zustande die Arme weit auseinander, schnippste mit den Fingern und schnellte mit dem Oberkörper in die Höhe, ohne jedoch von der Bank aufzustehen; dazu sang er irgendwelchen Unsinn, indem er sein Gedächtnis anstrengte, um sich auf Verse von dieser Art zu besinnen:

„Daß ich — zärtlich zu ihr — war,  
„Währte — wohl ein ganzes Jahr.“

Ob er wachte auf einmal auf und gröhnte:



„Auf dem Promenadenplatz  
Traf ich meinen einsigen Schatz.“

Aber niemand nahm an seinem Glücke Anteil; sein schweigsamer Genosse betrachtete diese Ausbrüche sogar mit Mißtrauen und Feindseligkeit. Es war außerdem noch ein Mann da, anscheinend ein früherer Beamter. Er saß allein für sich bei seiner Flasche Branntwein und seinem Glase; ab und zu nahm er einen Schluck und sah sich ringsum. Er befand sich, wie es schien, gleichfalls in einiger Aufregung.

## II

Raskolnikow war an das Zusammensein mit einer größern Anzahl von Menschen nicht gewöhnt und mied, wie schon gesagt, jede Gesellschaft, namentlich in der letzten Zeit. Aber jetzt fühlte er sich auf einmal zu den Menschen hingezogen. Es ging eine Art Umwandlung in ihm vor, und zugleich machte sich bei ihm geradezu ein Durst nach menschlicher Gesellschaft spürbar. Er war von dieser seiner nun schon einen ganzen Monat dauernden heftigen Unruhe und düstern Aufregung so erschöpft, daß er sich danach sehnte, wenigstens für einen Augenblick in einer andern Welt — mochte sie sein, wie sie wollte, — aufzuatmen, und so blieb er denn jetzt trotz aller Unsauberkeit der Umgebung mit Vergnügen in der Kneipe sitzen.

Der Wirt hielt sich in einem andern Zimmer auf, kam aber häufig in den Hauptraum, zu welchem er auf Stufen hinabstieg. Dabei wurden zuerst seine eleganten Schmierstiefel mit großen roten Stulpen sichtbar. Er trug ein Wams ohne Ärmel und eine furchtbar verfettete schwarzseidene Weste; ein Halstuch fehlte, und sein ganzes Gesicht schien wie ein eisernes Schloß mit Öl eingerieben zu sein. Hinter dem Schenktisch stand ein etwa vierzehnjähriger Junge; auch war noch ein anderer, jüngerer da, der den

XIX. 2.

Gästen das Bestellte hintrug. An Speisen waren aufgestellt: in Scheiben geschnittene Gurken, Stücke Roggenbrots und in kleine Bissen zerlegter Fisch; alles roch sehr übel. Es herrschte eine solche Schwüle, daß es geradezu unerträglich war, hier zu sitzen, und die gesamte Atmosphäre war derart mit Branntweindunst geschwängert, daß man schon allein von dieser Luft in fünf Minuten betrunken werden konnte.

Man begegnet mitunter ganz unbekanntem Leuten, für die man sich auf den ersten Blick, plötzlich, ehe man noch ein Wort mit ihnen gesprochen hat, lebhaft interessiert. Einen derartigen Eindruck machte auf Rasolnikow jener Gast, der abseits saß und wie ein ehemaliger Beamter aussah. Der junge Mann erinnerte sich in der Folgezeit öfters an diesen ersten Eindruck und führte ihn sogar auf eine Vorahnung zurück. Er sah den Beamten mit unerwandtem Blicke an, allerdings schon deswegen, weil auch dieser ihn starr anschaute und offenbar große Lust hatte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Die übrigen in der Kneipe anwesenden Personen, den Wirt eingeschlossen, waren dem Beamten jedenfalls ein gewohnter und sogar langweiliger Anblick; ja, er hatte für sie sogar einen leisen Ausdruck hochmütiger Geringschätzung, als seien sie Menschen von niedrigerer Stellung und tieferer Bildungsstufe, mit denen er nicht wohl reden könne. Er mochte schon über fünfzig Jahre alt sein, war von mittlerer Statur und stämmigem Körperbau, mit ergrautem Haar und großer Glanz; sein Gesicht war von beständiger Trunkenheit aufgedunsen und sah gelb, ja grünlich aus; unter den geschwellenen Augenlidern glänzten aus schmalen Spalten kleine, aber sehr lebendige, gerötete Augen hervor. Aber es war an ihm etwas Seltsames: in seinem Blicke lag eine Art von schwärmerischem Leuchten, auch Verstand und Klugheit mochte man darin finden, — aber gleichzeitig schimmerte es darin wie von Irrsinn. Bekleidet war er mit einem alten,

vollständig zerrissenen schwarzen Frack, an dem die Knöpfe fehlten. Nur ein einziger Knopf saß noch notdürftig fest, und mit diesem hatte er das Kleidungsstück zugeknöpft, sichtlich bemüht, den Anstand zu wahren. Aus einer Mankingweste schaute ein ganz zerfnittertes, beschmutztes und begoffenes Vorhemd heraus. Er war, gemäß seiner Stellung als Beamter, rasiert; jedoch mußte dies schon vor geraumer Zeit zum letzten Male geschehen sein, da die bläulichen Stoppeln bereits wieder in dichter Menge herausgekommen waren. Auch in seinen Manieren lag tatsächlich etwas, was an einen gesetzten Beamten erinnerte. Aber er befand sich in starker Unruhe, wühlte sich im Haar, stemmte manchmal die zerrissenen Ellbogen auf den begoffenen, schmierigen Tisch und stützte kummervoll den Kopf in beide Hände. Endlich blickte er Raffolnikow gerade ins Gesicht und sagte laut und mit fester Stimme:

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, mein Herr, mich mit einem anständigen Gespräche an Sie zu wenden? Denn obgleich Sie nach Ihrem Außern nicht den Eindruck eines hochgestellten Mannes machen, so erkenne ich bei meiner Erfahrung doch in Ihnen einen gebildeten und des Trinkens ungewohnten Menschen. Ich habe eine mit edlen Charaktereigenschaften verbundene Bildung stets hochgeschätzt, und außerdem bin ich Titularrat. Mein Name ist Marmeladow, Titularrat. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie ein Amt bekleiden?“

„Nein, ich studiere,“ antwortete der junge Mann, einigermaßen verwundert sowohl über diese sonderbare, hochtrabende Rede-weise, als auch darüber, daß er so geradezu, so ohne weiteres angeredet worden war. Obgleich er noch soeben ein Verlangen nach irgendwelchem Verkehr mit andern Menschen verspürt hatte, empfand er plötzlich bei dem ersten Worte, das nun wirklich an ihn gerichtet wurde, sein gewöhnliches unangenehmes und ge-



reiztes Gefühl des Widerwillens gegen jeden Fremden, der mit ihm anknüpfte oder dies auch nur zu beabsichtigen schien.

„Also ein Student oder ein ehemaliger Student!“ rief der Beamte. „Hatte ich es mir doch gedacht! Ja, ja, die Erfahrung, mein Herr, die langjährige Erfahrung!“ und prahlerisch legte er einen Finger an die Stirn. „Sie waren Student, widmeten sich den Wissenschaften! Aber gestatten Sie . . .“

Er erhob sich schwankend, nahm seine Flasche und sein Glas und setzte sich zu dem jungen Manne, ihm schräg gegenüber. Er war betrunken, redete aber deutlich und fließend; nur ab und zu verwirrte er sich einmal und zog dann die Worte in die Länge. Mit einer gewissen Eier fiel er über Raskolnikow her, als hätte auch er einen ganzen Monat lang mit keinem Menschen gesprochen.

„Mein Herr,“ begann er pathetisch, „Armut ist kein Laster; dieses Sprichwort ist eine Wahrheit. Ich weiß, daß andererseits die Trunksucht keine Tugend ist, und das ist noch richtiger. Aber Bettelhaftigkeit, mein Herr, Bettelhaftigkeit — die ist allerdings ein Laster. In der Armut bewahren Sie noch den Adel der angeborenen und anerzogenen Empfindungen; aber der Bettler tut das niemals. Für Bettelhaftigkeit wird man nicht einmal mit einem Stocke hinausgejagt, sondern, um die Beleidigung noch ärger zu machen, mit einem Besen aus der menschlichen Gesellschaft hinausgesetzt. Und das mit Recht; denn bei der Bettelhaftigkeit bin ich selbst der erste, der bereit ist, mich zu beleidigen. Daher kommt dann das Trinken! Mein Herr, vor einem Monat hat Herr Lebezjatnikow meine Gattin krumm und lahm geprügelt, und meine Gattin steht hoch über mir! Verstehen Sie wohl? . . . Gestatten Sie mir noch die Frage, nur so aus bloßer Neugier: haben Sie schon auf der Newa, auf den Heulähnen, übernachtet?“

„Nein, das ist mir noch nicht vorgekommen,“ antwortete Raskolnikow. „Wie so?“

„Nun, ich komme von dort; ich habe schon fünf Nächte . . .

Er füllte sein Glas, trank es aus und versank in Gedanken. Tatsächlich hingen an seinem Anzuge und sogar in seinen Haaren hier und da Heuhalmchen. Sehr wahrscheinlich, daß er sich fünf Tage lang weder ausgekleidet noch gewaschen hatte. Ganz besonders schmutzig waren die fetten, roten Hände mit den schwarzen Fingerringeln.

Was er sagte, schien in dem Lokale eine allgemeine, wiewohl nicht eigentlich besonders lebhafte Aufmerksamkeit zu erregen. Die Knaben hinter dem Schenkische lüchelten. Der Wirt war, wohl absichtlich, aus dem oberen Zimmer herabgekommen, um den „komischen Kerl“ zu hören, hatte sich abseits hingesezt und gähnte lässig, aber würdevoll. Offenbar war Marmeladow hier schon lange bekannt. Ja, auch seine Neigung zu hochtrabender Ausdrucksweise hatte sich wohl dadurch entwickelt, daß er gewohnt war, mit allen möglichen unbekanntem Leuten in der Kneipe Gespräche zu führen. Diese Gewohnheit geht bei manchen Trinkern geradezu in ein Bedürfnis über, und namentlich bei solchen, mit denen zu Hause streng verfahren und kurzer Prozeß gemacht wird. Daher suchen sie, wenn sie mit andern Trinkern zusammen sind, sich wegen ihres Trinkens zu rechtfertigen oder sich sogar womöglich die Achtung der andern zu erwerben.

„Du komischer Kerl!“ sagte der Wirt laut. „Warum arbeitest du denn nicht, warum bist du denn nicht im Dienst, wenn du doch Beamter bist?“

„Warum ich nicht im Dienste bin, mein Herr,“ entgegnete Marmeladow, indem er sich ausschließlich an Raskolnikow wendete, als ob dieser es wäre, der die Frage an ihn gerichtet hatte, „warum ich nicht im Dienste bin? Ist es mir denn nicht der größte Schmerz, daß ich mich so nutzlos umhertreibe? Als Herr Lebesiatnikow vor einem Monat eigenhändig meine Gattin prügelte

und ich betrunken dalag, habe ich da etwa nicht gelitten? Erlauben Sie eine Frage, junger Mann, ist es Ihnen schon einmal begegnet, daß Sie . . . hm . . . daß Sie ohne Hoffnung jemand baten, Ihnen Geld zu leihen?"

„Ja, . . . das heißt, was meinen Sie damit: ohne Hoffnung?"

„Nun, ich meine eben: völlig ohne Hoffnung, so daß man schon im voraus weiß, daß nichts dabei herauskommt. Ein Beispiel: Sie wissen bestimmt im voraus, daß dieser sehr gutgesinnte und überaus nützliche Bürger Ihnen unter keinen Umständen Geld geben wird; denn warum sollte er es tun? frage ich. Er weiß ja, daß ich es ihm doch niemals wiedergebe. Etwa aus Mitleid? Aber Herr Lebesjatnikow, der alle neu auftauchenden Ideen mit Interesse verfolgt, hat neulich erst erklärt, daß das Mitleid in der Neuzeit sogar von der Wissenschaft verboten worden sei und daß man in England, dem Lande der Nationalökonomie, bereits danach verfähre. Warum also, frage ich, sollte er Ihnen Geld geben? Und wohlgemerkt: obwohl Sie im voraus wissen, daß er Ihnen nichts geben wird, machen Sie sich dennoch auf den Weg und . . .“

„Wozu soll man denn dann noch hingehen?“ bemerkte Rasfokow.

„Wenn aber niemand sonst da ist? Wenn Sie sonst nirgendwohin gehen können? Es müßte doch in der Welt so eingerichtet sein, daß jeder Mensch wenigstens irgendwohin gehen könnte. Denn es kommen Zeiten vor, wo man unbedingt irgendwohin gehen muß! Als meine einzige Tochter zum ersten Male mit dem gelben Schein\* ging, da ging auch ich . . . Meine Tochter lebt nämlich auf den gelben Schein,“ fügte er als erklärende Einschaltung hinzu und blickte dabei den jungen Mann mit einiger Unruhe an. „Das macht nichts, mein Herr, das macht nichts!“ beeilte er sich

\* Die polizeiliche Legitimation der Prostituierten.

Anmerkung des Übersetzers.



schleunigst und anscheinend mit Seelenruhe zu erklären, als die beiden Knaben hinter dem Schenkische losprusteten und selbst der Wirt lächelte. „Das macht nichts! Durch dieses ‚Schütteln der Häupter‘ lasse ich mich nicht verlegen machen; denn alles ist schon längst allen bekannt, und ‚es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde‘; und nicht mit Verachtung, sondern in Demut tue ich dessen Erwähnung. Mögen sie, mögen sie! ‚Sehet, welcher Mensch!‘ Erlauben Sie eine Frage, junger Mann: sind Sie imstande . . . Aber nein, ich will mich stärker und bezeichnender ausdrücken: nicht sind Sie imstande, sondern wagen Sie, wenn Sie mich in diesem Augenblicke ansehen, die bestimmte Versicherung abzugeben, daß ich kein Lump bin?“

Der junge Mann erwiderte kein Wort.

Der Redner wartete zunächst, bis das Röcheln, das wieder im Zimmer auf seine Worte gefolgt war, aufhörte, und fuhr dann erst und diesmal sogar noch mit erhöhter Würde fort:

„Nun, mag ich immerhin ein Lump sein; sie aber ist eine Dame. Ich sehe aus wie ein Stück Vieh; aber meine Gattin, Katerina Iwanowna, ist eine gebildete Person und als Tochter eines Stabs-offiziers geboren. Mag ich auch ein Schuft sein; aber sie ist ein hochherziges Weib und durch ihre Erziehung von veredelten Gefühlen erfüllt. Und trotzdem . . . ach, wenn sie Mitleid mit mir hätte! Mein Herr, mein Herr, es müßte doch in der Welt so eingerichtet sein, daß jeder Mensch wenigstens eine Stelle hätte, wo man ihn bemitleidete! Indessen, Katerina Iwanowna ist zwar eine hochgesinnte Dame, aber ungerecht . . . Ich weiß freilich selbst sehr wohl, daß, wenn sie mich an den Haaren reißt, sie das lediglich aus mitleidigem Herzen tut, — denn ich wiederhole es ohne Verlegenheit: sie reißt mich an den Haaren, junger Mann!“ so versicherte er in noch würdevollerem Tone, als er ein neues Geräusch hörte. „Aber, mein Gott, wenn sie doch nur ein einziges

Mal . . . Aber nein, nein! Das ist alles vergebens, und es hat keinen Zweck, davon zu reden! Gar keinen Zweck! Denn das, was ich soeben als Wunsch aussprach, ist schon mehrmals dagesewesen, und ich bin mehrmals bemitleidet worden; aber . . . das ist nun einmal meine Natur so; ich bin ein geborenes Vieh!"

„Sehr richtig!“ bemerkte der Wirt gähmend.

Marmeladow schlug entschlossen mit der Faust auf den Tisch.

„Das ist nun einmal meine Natur so! Wissen Sie, wissen Sie, mein Herr, daß ich sogar ihre Strümpfe vertrunken habe? Nicht die Stiefel, denn das wäre ja noch so einigermaßen in der Ordnung, sondern die Strümpfe, ihre Strümpfe habe ich vertrunken! Ihr feines Kaschmirhalstuch habe ich auch vertrunken (sie hat es einmal geschenkt bekommen, schon früher, es war ihr persönliches Eigentum und gehörte mir nicht), und dabei wohnen wir in einem kalten, kleinen Loche, und sie hatte sich in diesem Winter erkältet und angefangen zu husten, schon Blut zu husten. Wir haben drei kleine Kinder, und Katerina Iwanowna ist vom Morgen bis in die Nacht hinein bei der Arbeit, sie scheuert, sie wäscht, auch die Kinder wäscht sie, denn sie ist von klein auf an Reinlichkeit gewöhnt; aber sie hat eine schwache Brust und Anlage zur Schwindsucht, und darüber gräme ich mich! Gräme ich mich etwa nicht darüber? Und je mehr ich trinke, um so mehr gräme ich mich. Darum eben trinke ich, weil ich aus diesem Getränke die Empfindungen des Mitleides und des Grames schöpfe . . . Ich trinke, weil ich doppelt leiden will!“

Wie in Verzweiflung neigte er den Kopf auf den Tisch.

„Junger Mann,“ fuhr er, sich wieder aufrichtend, fort, „auf Ihrem Gesichte lese ich so etwas wie Kummer. Schon als Sie eintraten, machte ich diese Beobachtung, und darum habe ich mich auch sogleich an Sie gewandt. Denn wenn ich Ihnen meine Lebensgeschichte mitteile, so verfolge ich dabei nicht den Zweck,

mich vor diesen Tagedieben, denen übrigens alles schon ohnehin bekannt ist, an den Pranger zu stellen, sondern ich suche einen Menschen von Gefühl und Bildung. Hören Sie also, daß meine Gattin in einem vornehmen, für den Adel des Gouvernements bestimmten Pensionate erzogen wurde und bei der Entlassungsfeier in Gegenwart des Gouverneurs und anderer hoher Persönlichkeiten den Schaltanz getanz hat, wofür sie eine goldene Medaille und ein Belobigungszeugnis erhielt. Die Medaille . . . nun, die Medaille haben wir verkauft . . . schon lange . . . hm! . . . Das Belobigungszeugnis aber liegt noch bis auf den heutigen Tag in ihrem Kasten, und noch neulich hat sie es unsrer Wirtin gezeigt. Und obgleich sie mit der Wirtin unaufhörlich Zank und Streit hat, so wollte sie sich doch wenigstens vor einem Menschen rühmen und von vergangenen glücklichen Tagen reden. Und ich richte nicht, ich richte nicht; denn dies ist das Letzte, was ihr noch als Erinnerung geblieben ist, alles übrige ist fort und dahin! Ja, ja; sie ist eine temperamentvolle Dame, stolz und unbeugsam. Den Fußboden wäscht sie selbst auf und lebt von Schwarzbrot; aber eine Verletzung der ihr gebührenden Achtung duldet sie nicht. Deshalb wollte sie sich auch Herrn Lebesjatnikows Grobheit nicht gefallen lassen, und als Herr Lebesjatnikow sie nun dafür prügelte, da legte sie sich ins Bett, nicht sowohl wegen der Schläge als wegen des Gefühls der Kränkung. Ich habe sie geheiratet, als sie Witwe war, mit drei Kinderchen, eines immer noch kleiner als das andre. Ihren ersten Mann, einen Infanterieoffizier, hatte sie aus Liebe geheiratet und war mit ihm aus dem Elternhause davongelaufen. Sie liebte ihren Mann grenzenlos; aber er ergab sich dem Kartenspiele, kam vor Gericht und starb während der Untersuchung. In der letzten Zeit schlug er sie häufig, und obwohl sie ihm auch nichts hingehen ließ, was mir zuverlässig und aus sicheren Bezeugungen bekannt ist, so erinnert sie sich seiner



doch bis auf den heutigen Tag mit Tränen und macht mich im Gegensatz zu ihm schlecht, und ich freue mich darüber, ja, ich freue mich darüber, weil sie sich wenigstens einbildet, einmal glücklich gewesen zu sein . . . Als er gestorben war, blieb sie mit den drei kleinen Kindern in einer abgelegenen, unzivilisierten Kreisstadt zurück, wo auch ich mich damals befand, und sie lebte in so trostloser Armut, daß ich gar nicht imstande bin, es zu beschreiben, wiewohl ich viel und mancherlei Unglück in meinem Leben mit angesehen habe. Die Verwandten hatten sich alle von ihr losgesagt. Und sie war auch stolz, über alle Maßen stolz. Und da, mein Herr, bot ich, der ich gleichfalls Witwer war und von meiner ersten Frau eine vierzehnjährige Tochter hatte, ihr meine Hand an, weil ich einen solchen Jammer nicht ansehen konnte. Welchen Grad ihr Elend erreicht hatte, das können Sie daraus beurteilen, daß sie, eine gebildete, wohl erzogene Frau aus angesehener Familie, sich bereitfinden ließ, mich zu nehmen. Sie heiratete mich! Sie weinte und schluchzte und rang die Hände; aber sie heiratete mich! Denn sie wußte nicht, wo sie bleiben sollte. Verstehen Sie, verstehen Sie, mein Herr, was das besagen will, wenn man nicht weiß, wo man bleiben soll? Nein! das verstehen Sie noch nicht . . . Ein ganzes Jahr lang erfüllte ich im Dienste meine Pflicht treu und gewissenhaft und rührte das da" (er tippte mit dem Finger an die Branntweinflasche) „nicht an; denn ich habe ein fühlendes Herz. Aber trotzdem hatte sie immer an mir etwas auszusehen; und nun verlor ich gar meine Stelle, gleichfalls ohne mein Verschulden, vielmehr infolge einer Veränderung in der Zusammensetzung der Behörden, und da fing ich an zu trinken! . . . Es wird jetzt anderthalb Jahre her sein, daß wir endlich nach langen Irrfahrten und vielen Drangsalen in dieser prächtigen, mit zahlreichen Denkmälern geschmückten Residenz anlangten. Ich bekam hier eine Stelle; ich bekam sie und verlor sie wieder. Verstehen

Sie wohl? Diesmal verlor ich sie nun schon durch meine eigene Schuld; denn meine Natur machte sich geltend . . . Wir wohnen jetzt in Schlafstelle bei der Zimmervermieterin Amalia Iwanowna Lippewechsel; wovon wir aber leben, und womit wir bezahlen, das weiß ich nicht. Es wohnen da noch viele Leute außer uns, . . . ein ganz scheußliches Sodom und Gomorrha . . . hm! . . . ja . . . Unterdessen war auch mein Lächterchen aus erster Ehe herangewachsen; was sie, mein Lächterchen, während sie heranwuchs, von ihrer Stiefmutter alles zu erdulden hatte, davon will ich schweigen. Denn obgleich Katerina Iwanowna ganz von hochherzigen Gefühlen erfüllt ist, so ist sie doch eine temperamentvolle, reizbare Dame und kann einem die Hölle heiß machen . . . Ja! Na, es hat keinen Zweck, davon zu reden. Ordentlichen Unterricht hat Sofja, wie Sie sich leicht denken können, nicht erhalten. Vor vier Jahren machte ich den Versuch, Geographie und Weltgeschichte mit ihr durchzunehmen; aber da ich selbst in diesen Wissenschaften nicht fest war und wir keine geeigneten Leitfäden dazu besaßen (denn was waren das für elende Büchelchen, die wir hatten . . . hm! nun, die sind jetzt nicht mehr vorhanden, diese Büchelchen —), so war der ganze Unterricht auch bald zu Ende. Wir kamen nur bis zu dem persischen König Cyrus. Später, als sie zu reiferem Alter gelangt war, las sie einige Bücher, in denen Romane standen, und noch kürzlich las sie mit großem Interesse ein Buch, das sie durch Herrn Lebesjatinikows Vermittelung bekommen hatte, die Physiologie von Lewes (kennen Sie es?), und sie las uns sogar einige Partien daraus vor. Das ist ihre ganze Bildung. Jetzt wende ich mich an Sie, mein Herr, ganz privatim mit einer rein persönlichen Frage: kann Ihrer Ansicht nach ein armes, aber anständiges junges Mädchen durch ehrliche Arbeit etwas Erkleckliches verdienen? Sie wird noch nicht fünfzehn Rubel den Tag verdienen, mein Herr, wenn sie sich anständig hält

und keine besonderen Talente besitzt; und auch das nur, wenn sie bei der Arbeit die Hände keinen Augenblick ruhen läßt. Und dabei ist noch der Staatsrat Iwan Iwanowitsch Klopstod (haben Sie vielleicht von ihm gehört?) ihr nicht nur das Nähgeld für ein halbes Duzend leinener Hemden bis heute schuldig geblieben, sondern er hat sie sogar mit Schimpf und Schande hinausgejagt, hat mit den Füßen gestampft und sie mit unanständigen Schimpfnamen belegt, unter dem Vorwande, ein Kragen wäre verpaßt und schief genäht. Und zu Hause die hungernden kleinen Kinder . . . Und Katerina Iwanowna ging händeringend im Zimmer auf und ab, und auf ihren Backen traten die roten Flecke hervor, wie das bei dieser Krankheit immer so zu gehen pflegt. ‚Du Schmarogerin,‘ sagte sie zu Sofja, ‚da wohnst du nun bei uns und ißt und trinkst und genießt die Wärme, — freilich, von Essen und Trinken konnte eigentlich kaum die Rede sein, wo auch die Kleinen drei Tage lang keine Brotrinde bekommen hatten! Ich lag damals gerade da, . . . ach was, warum soll ich es nicht sagen? ich lag gerade betrunken da und hörte, wie meine Sofja antwortete (sie ist immer so bescheiden und hat so ein sanftes Stimmchen, . . . hellblondes Haar hat sie, und ihr Gesichtchen ist immer so blaß und mager), also ich hörte, wie sie antwortete: ‚Aber Katerina Iwanowna, wie kann ich mich denn auf so etwas einlassen?‘ Nämlich Darja Franzowna, ein nichtswürdiges und der Polizei sehr wohlbekanntes Frauenzimmer, hatte schon dreimal durch unsre Wirtin anfragen lassen. ‚Ach was,‘ antwortete Katerina Iwanowna spöttisch, ‚wozu das erst noch lange bewahren! Als obs ein großes Kleinod wäre!‘ Aber verurteilen Sie sie deswegen nicht, mein Herr, verurteilen Sie sie deswegen nicht! Sie sagte das nicht bei gesunder Überlegung, sondern bei größter Aufregung ihrer Empfindungen und unter der Einwirkung ihrer Krankheit und angesichts der hungrigen Kinder, und sie sagte es



auch mehr, um Sofja zu kränken, als in ernstlicher Absicht . . . Denn Katerina Iwanowna hat nun einmal einen solchen Charakter, und wenn die Kinder zu weinen anfangen, sei es auch vor Hunger, so schlägt sie sie sofort. Und da sah ich (es war so zwischen fünf und sechs), wie meine liebe Sofja aufstand, sich ein Tuch umband, ihre Pelerine anzog und aus der Wohnung weging; und nach acht kam sie wieder zurück. Sie ging sofort geradeswegs auf Katerina Iwanowna los und legte stillschweigend dreißig Silberrubel vor ihr auf den Tisch. Kein einziges Wort sagte sie dabei, sie blickte nicht einmal auf; sie nahm nur unser großes, grünes Tuch von drap de dame (wir haben so ein Tuch zu gemeinsamer Benutzung, von drap de dame), verhüllte sich damit vollständig den Kopf und das Gesicht und legte sich auf das Bett, mit dem Gesicht nach der Wand zu; nur die kleinen Schultern und der ganze Körper zuckten immer . . . Ich aber lag wie vorher da, in demselben Zustande . . . Und da sah ich, junger Mann, da sah ich, wie darauf Katerina Iwanowna, gleichfalls ohne ein Wort zu sagen, an Sofjas Bettchen trat und den ganzen Abend über zu ihren Füßen auf den Knien lag, ihr die Füße küßte, nicht aufstehen wollte, und wie sie dann beide zusammen einschließen, sich eng umschlungen haltend, . . . beide . . . beide, . . . ja, . . . und ich . . . ich lag betrunken da.“

Marmeladow schwieg, wie wenn ihm die Stimme versagte. Dann goß er hastig sein Glas voll, trank es aus und räusperte sich.

„Seit der Zeit, mein Herr,“ fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, „seit der Zeit ist infolge dieses einen bedauerlichen Falles und infolge einer Denunziation seitens böswilliger Personen (wobei Darja Franzowna besonders mitgewirkt hat, angeblich, weil man es ihr gegenüber an der gebührenden Achtung habe fehlen lassen), also seit der Zeit ist meine Tochter Sofja gezwungen, den

gelben Schein zu nehmen, und konnte aus diesem Grunde nicht mehr bei uns wohnen bleiben. Denn unsre Wirtin, Amalia Iwanowna, wollte es nicht dulden (und doch hatte sie früher die Bemühungen Darja Franzownas unterstützt), und auch Herr Lebeſjatnikow . . . hm! . . . Sofja war ja auch der Anlaß, weswegen er die böse Geschichte mit Katerina Iwanowna hatte. Ursprünglich hatte er selbst sich an Sofja herangemacht, und nun auf einmal kehrte er sein Ehrgefühl heraus: ‚Wie kann ich, ein gebildeter Mann,‘ hieß es, ‚mit so einer in derselben Wohnung leben?‘ Aber Katerina Iwanowna ließ sich solche Reden nicht gefallen, sondern nahm Sofja in Schutz, . . . nun, und da fand denn der unangenehme Vorfall statt . . . Sofja besucht uns jetzt meistens in der Dämmerstunde, hilft Katerina Iwanowna bei der Arbeit und versieht uns nach ihren Kräften mit Geldmitteln . . . Wohnen tut sie bei dem Schneider Kapernaumow; dem hat sie eine Stube abgemietet. Dieser Kapernaumow ist lahm und stottert, und seine ganze, außerordentlich zahlreiche Nachkommenschaft stottert gleichfalls. Und seine Frau stottert auch . . . Sie hausen alle in einer einzigen Stube; aber Sofja hat ihre besondere Stube . . . hm! . . . ja . . . Es sind ganz arme Leute, und dabei stottern sie noch . . . ja . . . Sobald ich damals am Morgen aufgestanden war, zog ich meine Lumpen an, hob die Arme gen Himmel und begab mich zu Seiner Erzellenz Iwan Afanasjewitsch. Kennen Sie Seine Erzellenz Iwan Afanasjewitsch? . . . Nein? Nun, dann kennen Sie einen gottwohlgefälligen Menschen nicht! Er ist geradezu Wachs . . . Wachs in der Hand des Herrn; weich wie Wachs wird er! . . . Er weinte sogar, nachdem er geruht hatte, alles anzuhören. ‚Nun,‘ sagte er, ‚Marmeladow, einmal hast du schon meine Erwartungen getäuscht . . . Ich will dich noch einmal nehmen, auf meine persönliche Verantwortung,‘ so drückte er sich aus. ‚Denke daran,‘ sagte er, ‚und nun geh!‘ Ich küßte ihm den Staub

von den Füßen, in Gedanken; denn in Wirklichkeit hätte er es nicht zugelassen, als hoher Würdenträger und Vertreter der neuen Ideen über Staat und Bildung. Ich kehrte nach Hause zurück, und als ich da erzählte, daß ich mein Amt wiedererhalten hätte und wieder Gehalt bekommen würde, — o Gott, was gab das für eine Szene! . . .“

Marmeladow hielt abermals in großer Aufregung inne. In diesem Augenblicke kam eine ganze Bande schon bezechter Trunkenbolde von der Straße herein, und am Eingange ertönten die Klänge eines Leierkastens, den sie sich angenommen hatten, und ein siebenjähriges Kind sang dazu mit seinem dünnen, kraftlosen Stimmchen „das Dörschen“. Es wurde geräuschvoll. Der Wirt und die Bedienung beschäftigten sich mit den neuen Ankömmlingen. Marmeladow fuhr, ohne sich um die Eingetretenen zu kümmern, in seiner Erzählung fort. Er schien schon sehr schwach geworden zu sein, aber zugleich mit seiner Trunkenheit wuchs auch seine Redseligkeit. Die Erinnerung an den Erfolg, den er kürzlich in bezug auf seine dienstliche Stellung gehabt hatte, machte ihn ordentlich lebendig und spiegelte sich sogar auf seinem Gesichte wie eine Art von leuchtendem Schimmer wieder. Raskolnikow hörte ihm aufmerksam zu.

„Dies begab sich vor fünf Wochen, mein Herr, . . . ja . . . Sowie die beiden, Katerina Iwanowna und meine liebe Sofja, das nur erfahren hatten, da wars auf einmal, als ob ich in das Himmelreich versetzt wäre. Früher, wenn ich wie ein Stück Vieh dalag, hatte ich immer nur Schimpfwörter zu hören bekommen. Aber jetzt! Jetzt gingen sie auf den Zehen und ermahnten die Kinder zur Ruhe: ‚Semjon Sacharowitsch ist müde vom Dienst und muß sich ausruhen; pst!‘ Morgens, ehe ich zum Dienste ging, bekam ich Kaffee zu trinken; Sahne wurde aufgekocht! Wirkliche Sahne beschafften sie, hören Sie nur! Und woher sie das Geld zu einem



anständigen Dienstanzuge für mich aufbrachten, elf Rubel fünfzig Kopelen, das ist mir unbegreiflich. Stiefel, mehrere baumwollene Vorhemdchen, großartig, sage ich Ihnen, eine Uniform, alles brachten sie für elf und einen halben Rubel zustande, und es sah vorzüglich aus. Am ersten Tage kam ich zum Mittag aus dem Dienste, und was sah ich: Katerina Iwanowna hatte zwei Gerichte gekocht, eine Suppe und Pöckelfleisch mit Meerrettich, woran früher nicht im entferntesten zu denken gewesen war. Kleider besitzt sie keine, geradezu keine; aber nun hatte sie sich angezogen, wie wenn sie zu Besuch gehen wollte, ordentlich gepuht hatte sie sich; nicht daß sie wirklich etwas gehabt hätte, sondern mit ganz geringen Hilfsmitteln; die Weiber verstehen es ja, aus nichts alles Mögliche zu machen; sie machen sich das Haar hübsch zurecht, dann ein sauberes Krägelchen und Manschetten, und ein ganz andres Wesen ist fertig, jünger und schöner. Sofja, mein Herzenskind, hatte sich nur mit Geld hilfreich gezeigt; ‚daß ich selbst jetzt häufig zu euch komme,‘ sagte sie, ‚paßt sich nicht; nur etwa so in der Dämmerung, damit es niemand sieht.‘ Hören Sie wohl? Hören Sie wohl? Nach dem Mittagessen machte ich ein Schläfchen, und was meinen Sie wohl, was da geschah? Obwohl es erst eine Woche her war, daß Katerina Iwanowna sich mit unsrer Wirtin, Amalia Iwanowna, aufs ärgste gezannt hatte, so konnte sie es sich doch nicht versagen, sie zu einem Täßchen Kaffee einzuladen. Zwei Stunden lang saßen sie zusammen und unterhielten sich flüsternd, und ich hörte, wie meine Frau sagte: ‚Semjon Sacharowitsch bekleidet jetzt ein Amt und bezieht Gehalt, und er ist selbst zu Seiner Excellenz gegangen, und Seine Excellenz ist selbst herausgekommen und hat allen geheißen, sie sollten warten, aber meinen Semjon Sacharowitsch hat er an allen vorbei in sein Arbeitszimmer geführt.‘ Hören Sie wohl? Hören Sie wohl? ‚Und da hat er gesagt: Ich erinnere mich selbst-

verständlich Ihrer Verdienste, Semjon Sacharowitsch. Nun freilich, es haftet Ihnen ja diese leichtsinnige Schwäche an; aber da Sie es mir jetzt versprechen, und da es außerdem ohne Sie bei uns nicht recht gehen wollte, (hören Sie nur, hören Sie nur!) „so verlasse ich mich jetzt, hat er gesagt, auf Ihr Ehrenwort.“ Das heißt, ich muß Ihnen sagen, das alles hatte sie sich einfach ausgedacht, aber nicht etwa aus Leichtfertigkeit oder lediglich um zu prahlen! Nein, sie glaubt an all dergleichen selbst, sie hat selbst ihre Freude an den eignen Phantasiegebilden, wahrhaftiger Gott! Und ich verurteile das nicht; nein, das verurteile ich nicht! . . . Als ich vor sechs Tagen mein erstes Gehalt, dreiundzwanzig Rubel vierzig Kopfen, ihr vollzählig nach Hause brachte, da hat sie mich Schnuckchen genannt. „Du mein nettes Schnuckchen!“ hat sie gesagt. Und wir beide waren ganz allein, verstehen Sie wohl? Nun, hübsch bin ich doch wahrhaftig nicht und ein guter Gatte auch nicht. Aber in die Backe hat sie mich gekniffen, und „Du mein nettes Schnuckchen!“ hat sie zu mir gesagt.“

Marmeladow hielt inne und machte einen Versuch zu lächeln, aber auf einmal begann sein Kinn unwillkürlich auf und nieder zu gehen. Indessen behielt er sich in der Gewalt. Diese Kneipe, das verlotterte Aussehen des Mannes, die fünf Nächte auf den Heufähnen und die Branntweinflasche auf der einen Seite, und auf der andern diese grenzenlose Liebe zu seiner Frau und zu seiner Familie — das vermochte der Zuhörer nicht miteinander in Einklang zu bringen. Raskolnikow hörte aufmerksam zu, aber mit einem peinlichen Gefühle. Er bedauerte, hier eingelehrt zu sein.

„Mein Herr, mein Herr!“ rief Marmeladow, als er sich wieder gefaßt hatte. „O mein Herr, das alles kommt vielleicht Ihnen, gerade wie so vielen andern, einfach lächerlich vor, und Sie empfinden meine dumme Erzählung von all diesen kläglichen Einzel-  
XIX. 1.

heiten meines häuslichen Lebens lediglich als Belästigung; aber mir ist es nicht lächerlich! Denn ich habe für all das eine tiefe Empfindung . . . Und jenen ganzen paradiesischen, schönsten Tag meines Lebens und jenen ganzen Abend schwelgte ich in hochfliegenden Plänen, wie ich nämlich das alles einrichten würde und den Kinderchen Kleider anschaffen und ihr ein ruhiges Dasein ermöglichen und meine einzige Tochter aus dem Leben der Schande wieder in den Schoß der Familie zurückführen würde . . . Und so noch vieles, vieles . . . Das durfte ich mir ja erlauben, mein Herr, solchen genussreichen Gedanken nachzuhängen. Nun, mein Herr,“ hier fuhr Marmeladow auf einmal zusammen, hob den Kopf in die Höhe und blickte seinem Zuhörer gerade ins Gesicht, „nun, am andern Tage, nach all diesen wonnigen Träumereien (jetzt ist es gerade fünf Tage, her), gegen Abend, entwendete ich durch eine listige Täuschung, wie ein Dieb in der Nacht, meiner Frau den Schlüssel zu ihrem Kasten, nahm heraus, was von dem heimgebrachten Gehalte noch übrig war (wieviel es war, darauf kann ich mich nicht mehr besinnen), — und nun sehen Sie mich an! Alle mögen sie mich ansehen! Seit fünf Tagen bin ich nicht zu Hause gewesen, und da suchen sie nun nach mir, und mit meiner amtlichen Tätigkeit ist's zu Ende, und mein Dienstanzug liegt in einer Schenke an der Agyptischen Brücke, und an seiner Statt habe ich diese Kleider bekommen, . . . und alles ist aus!“

Marmeladow schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, preßte die Zähne aufeinander, machte die Augen zu und stützte sich heftig mit dem Ellbogen auf den Tisch. Aber einen Augenblick darauf veränderte sich sein Gesicht wieder; mit gekünstelter Schlaueit und gemachter Frechheit blickte er Raskolnikow an, lachte auf und sagte:

„Über heute bin ich bei Sofja gewesen und habe sie um Geld zum Weitertrinken gebeten! He, he, he!“



„Hat sie dir wirklich was gegeben?“ schrie einer von den vorhin eingetretenen Gästen und lachte aus vollem Halse.

„Die Flasche, die Sie hier sehen, ist für ihr Geld gekauft,“ erwiderte Marmeladow, sich ausschließlich an Raskolnikow wendend. „Dreißig Kopeken hat sie mir herausgebracht, mit ihren eigenen Händen, die letzten, alles, was sie hatte; ich habe es selbst gesehen . . . Kein Wort hat sie dabei gesagt, sondern mich nur schweigend angesehen . . . Das war schon nicht mehr, wie's auf Erden zugeht, sondern wie im Jenseits, . . . daß man sich über jemand grämt und über ihn weint, aber ihm keinen Vorwurf macht, keinen Vorwurf! . . . Dreißig Kopeken, ja. Und sie hat sie doch jetzt selbst nötig, nicht wahr? Was meinen Sie wohl, mein lieber Herr? Sie muß doch jetzt auf Sauberkeit bedacht sein. Und diese Sauberkeit kostet Geld, so eine besondere Sauberkeit, verstehen Sie wohl? Verstehen Sie wohl? Da muß sie sich Pomade kaufen, das ist nun einmal erforderlich; gestärkte Unterhösche, solche kleinen Stiefelchen, recht kokette, um das Füßchen zu zeigen, wenn sie einmal eine Pfütze zu überschreiten hat. Verstehen Sie wohl, verstehen Sie wohl, mein Herr, was es mit dieser Sauberkeit für eine Bewandnis hat? Und nun sehen Sie: ich, ihr leiblicher Vater, habe ihr diese dreißig Kopeken abgenommen, um weitertrinken zu können! Und ich trinke dafür, ich habe sie schon vertrunken! Na, wer kann mit einem solchen Menschen, wie ich bin, noch Mitleid haben? He? Bedauern Sie mich jetzt, mein Herr, oder nicht? Antworten Sie, mein Herr, ob Sie mich bedauern oder nicht! Ha=ha=ha=ha!“

Er wollte sich noch einmal einschenken; aber es war nichts mehr da; die Flasche war leer.

„Warum soll man dich auch noch bedauern?“ rief der Wirt, der sich gerade wieder in ihrer Nähe befand.

Gelächter erscholl, auch Schimpfwörter. Wer zugehört hatte,

lachte und schimpfte, und auch diejenigen, die nicht zugehört hatten, schlossen sich mit an, schon beim bloßen Anblicke der Gestalt des früheren Beamten.

„Bedauern! Warum man mich bedauern soll?“ heulte Mar-meladow weinerlich auf. Er erhob sich plötzlich und streckte in stärkstem Affekt den Arm nach vorn aus, als ob er nur auf diese Worte gewartet hätte. „Warum man mich bedauern soll, sagst du? Ja, ich verdiene kein Mitleid. Kreuzigen sollte man mich, kreuzigen, aber nicht bedauern! Kreuzige, Richter, kreuzige, und nachher bemitleide den Gefreuzigten! Dann will ich selbst zur Kreuzigung zu dir kommen; denn ich lechze nicht nach Freuden, sondern nach Leid und Tränen! . . . Meinst du, Schankwirt, daß deine Flasche Schnaps mir ein Genuß war? Leid, Leid habe ich auf ihrem Grunde gesucht, Leid und Tränen, und die habe ich gefunden und gekostet; Mitleid aber wird mit uns der haben, der mit allen Mitleid hat und alle und alles versteht, er, der Einzige, er wird Richter sein. Er wird an jenem Tage kommen und fragen: ‚Wo ist die Tochter, die sich um der bösen, schwind-süchtigen Stiefmutter und der fremden Kinderchen willen zum Opfer gebracht hat? Wo ist die Tochter, die mit ihrem irdischen Vater, einem verkommenen Trunkenbolde, Mitleid hatte, ohne vor seiner Verrohung zu erschrecken?‘ Und er wird sagen: ‚Komm her zu mir! Ich habe dir schon damals vergeben . . . dir schon damals vergeben. Vergeben wird dir auch jetzt deiner Sünden Menge, denn du hast viel geliebt . . .‘ Und er vergibt meiner Sofja, er vergibt ihr; ich weiß, daß er ihr vergibt . . . Das habe ich noch eben erst, als ich heute bei ihr war, in meinem Herzen gefühlt! . . . Und alle wird er richten und allen vergeben, den Guten und den Bösen, den Weisen und den Einfältigen . . . Und wenn er dann mit allen fertig sein wird, dann wird er auch zu uns sprechen: ‚Kommet her,‘ wird er sagen, ‚auch ihr! Kom-

niet her, ihr Säufer, kommet her, ihr Willensschwachen, kommet her, ihr Schamlosen.' Und wir werden alle kommen, ohne Scheu, und vor ihn hintreten. Und er wird sagen: ‚Schweine seid ihr, Ebenbilder des Viehes; aber kommet auch ihr zu mir!‘ Da werden die Weisen und die Klugen sprechen: ‚Herr, warum nimmst du diese auf?‘ Und er wird sagen: ‚Darum nehme ich sie auf, ihr Weisen, darum nehme ich sie auf, ihr Klugen, weil auch nicht einer von ihnen sich dessen selbst für würdig gehalten hat . . .‘ Und er wird uns seine Hände entgegenstrecken, und wir werden vor ihm niederfallen . . . und werden weinen . . . und werden alles verstehen! Dann werden wir alles verstehen! . . . Und alle werden es verstehen, . . . auch Katerina Iwanowna, . . . auch die wird es verstehen! . . . Herr, dein Reich komme!“

Kraftlos und erschöpft sank er auf die Bank nieder; er blickte niemand an, als hätte er seine ganze Umgebung vergessen und wäre tief in Gedanken versunken. Seine Worte hatten einigermaßen Eindruck gemacht; ein kleines Weilchen herrschte Schweigen; aber bald erscholl wieder das frühere Lachen und Schimpfen.

„Das war mal fein geredet!“

„So 'n Quatsch!“

„Das ist nun ein Beamter!“

Und so weiter und so weiter.

„Kommen Sie, wir wollen gehen, mein Herr,“ sagte Marmeladow plötzlich, indem er den Kopf in die Höhe hob und sich an Rasfólnikow wandte, „begleiten Sie mich . . . Ich wohne im Koselschen Hause, auf dem Hofe. Es wird Zeit, daß ich . . . zu Katerina Iwanowna . . .“

Rasfólnikow hatte schon lange beabsichtigt fortzugehen und auch selbst daran gedacht, ihm behilflich zu sein. Es stellte sich heraus, daß es mit Marmeladows Beinen erheblich schlechter bestellt war als mit seinem Mundwerke, und er lehnte sich mit



seinem ganzen Gewichte auf den jungen Mann. Sie hatten nur zwei- bis dreihundert Schritte zu gehen. Je näher sie dem Hause kamen, um so unruhiger und ängstlicher wurde der Säufer.

„Ich fürchte mich jetzt nicht vor Katerina Iwanowna,“ murmelte er in großer Aufregung, „auch nicht davor, daß sie mich an den Haaren reißen wird. Was kommt auf die Haare an! . . . Die Haare sind ganz gleichgültig! . . . Das ist meine aufrichtige Meinung! Es ist sogar besser, wenn sie mich an den Haaren reißt, und davor fürchte ich mich weiter nicht . . . Wovor ich mich fürchte, das sind ihre Augen, . . . ja . . . ihre Augen . . . Die roten Flecke auf ihren Backen, vor denen fürchte ich mich auch, . . . und dann noch . . . vor ihrem Atem fürchte ich mich. Haben Sie schon einmal gesehen, wie die Menschen bei dieser Krankheit atmen, wenn sie sich seelisch aufregen? Auch vor dem Weinen der Kinder fürchte ich mich. Denn wenn Sofja ihnen nichts zu essen gebracht hat, dann . . . weiß ich gar nicht, wie es geworden sein mag! Aber vor Schlägen fürchte ich mich nicht . . . Sie können mir glauben, mein Herr, daß mir solche Schläge nicht nur kein Schmerz, sondern eine wahre Wonne sind. Denn das ist mir selbst geradezu ein Bedürfnis. Es ist besser so. Mag sie mich schlagen, das macht ihr das Herz leichter . . . Es ist besser so . . . Aber da ist unser Haus, das Koselsche Haus. Herr Kosel ist Schlosser, ein reicher Deutscher . . . Kommen Sie mit!“

Sie gingen auf dem Hofe in eine Thür und stiegen zum vierten Stockwerke hinauf. Je weiter sie kamen, um so dunkler wurde die Treppe. Es war schon beinahe elf Uhr, und obgleich es um diese Stunde in Petersburg zur Sommerzeit noch nicht wirklich Nacht ist, so war doch die Treppe oben sehr dunkel.

Eine kleine, vom Rauche geschwärzte Thür am Ende der Treppe, ganz oben, stand offen. Ein Lichtstummel erleuchtete ein überaus ärmliches, etwa zehn Schritt langes Zimmer; man konnte

es vom Flur aus ganz übersehen. Allerlei Sachen lagen darin unordentlich herum, namentlich zerlumpfte Kinderkleider. Hinten war vor einer Ecke als Vorhang ein lücheriges Bettlaken angebracht; dahinter stand wahrscheinlich ein Bett. Im Zimmer selbst befanden sich nur zwei Stühle und ein mit Wachstuch bezogenes, sehr zerrissenes Sofa, vor dem ein alter sichtener Küchentisch, ohne Anstrich und ohne Decke, stand. Auf dem Rande des Tisches brannte in einem Blechleuchter das Endchen Talglicht. Marmeladow bewohnte also mit seiner Familie ein besonderes Zimmer und nicht, wie er vorher gesagt hatte, eine bloße Schlafstelle; aber allerdings bildete dieses Zimmer den Durchgang zu anderen Zimmern. Die Thür nach den übrigen Räumen oder richtiger Käfigen, in welche Amalia Lippewechsel ihre Wohnung parzelliert hatte, stand ein wenig offen. Dort ging es geräuschvoll und lärmend zu; fortwährend wurde gelacht. Anscheinend wurde dort Karte gespielt und Tee getrunken. Manchmal waren sehr ungenierte Ausdrücke zu hören.

Rassolnikow erkannte Katerina Iwanowna auf den ersten Blick. Sie war eine schrecklich abgemagerte Frau, schlank, recht groß und wohlgebaut, mit noch immer schönem, dunkelblondem Haar; auf den Wangen traten wirklich die roten Flecke stark hervor. Sie ging in ihrem kleinen Zimmer hin und her, die Arme gegen die Brust gepreßt, mit glühenden Lippen; ihr Atem ging ungleich und stoßweise. Ihre Augen glänzten wie im Fieber; aber der Blick war scharf und starr; dieses schwindelartige, aufgeregte Gesicht, über das der matte Schein des heruntergebrannten Lichtstumpfchens hinzitterte, machte einen schmerzlichen Eindruck. Rassolnikow schätzte sie auf etwa dreißig Jahre; sie paßte allerdings nicht zu Marmeladow . . . Die Eintretenden hörte und bemerkte sie nicht; sie war wie geistesabwesend, hörte nicht und sah nicht. Im Zimmer war eine schwüle Luft; aber sie hatte das Fenster

nicht geöffnet. Von der Treppe her kam ein abscheulicher Geruch; aber die Thür nach der Treppe zu war nicht geschlossen. Aus den inneren Zimmern drangen Wolken von Tabakrauch durch die offenstehende Verbindungstür; sie hustete, machte aber die Thür nicht zu. Das kleinste, etwa sechsjährige Mädchen schloß auf dem Fußboden, in halb sitzender Stellung, zusammengekauert und den Kopf an das Sofa gelehnt. Der um ein Jahr ältere Knabe stand am ganzen Leibe zitternd in einer Ecke und weinte. Er hatte wahrscheinlich eben erst Schläge bekommen. Das älteste Mädchen, das etwa neun Jahre alt sein mochte, hoch aufgeschossen und dünn wie ein Streichholz, hatte als Kleidung nur ein schlechtes, überall zerrissenes Hemdchen und um die nackten Schultern eine alte Pelerine von drap de dame, die wahrscheinlich vor zwei Jahren für sie gemacht war, da sie jetzt nicht einmal bis an die Knie reichte. Sie stand in der Ecke neben dem kleinen Bruder und hielt seinen Hals mit ihrem langen, mageren Arme umschlungen. Sie schien ihn zu trösten, flüsterte ihm etwas zu und suchte ihn auf jede Weise von erneutem Losschluchzen abzuhalten; dabei verfolgte sie ängstlich die unruhige Wanderung ihrer Mutter mit ihren großen, dunklen Augen, die in ihrem abgemagerten, furchtsamen Gesichtchen noch größer erschienen. Marmeladow fiel, ohne das Zimmer zu betreten, in der Thür auf die Knie und schob Kaschnikow voran. Als die Frau den unbekanntten Mann erblickte, blieb sie zerstreut vor ihm stehen und suchte auf einen Augenblick ihre Gedanken zu sammeln, wie wenn sie überlegte: warum ist denn der hereingekommen? Aber es kam ihr wohl sofort die Vermutung, daß er nach den anderen Zimmern wolle, da ja das ihrige ein Durchgangszimmer war. In dieser Meinung beachtete sie ihn gar nicht weiter, sondern ging zu der Flurthür, um sie zu schließen; da schrie sie plötzlich auf, als sie auf der Schwelle ihren Mann knien sah.



„Ah!“ schrie sie in höchster Wut. „Da bist du ja wieder! Du Kanaille, du Unmensch! . . . Und wo ist das Geld? Wieviel hast du noch in der Tasche, zeige mal her! Und das sind ja auch andere Kleider! Wo ist dein Anzug? Wo ist das Geld? Sprich!“

Sie stürzte auf ihn zu, um ihn zu untersuchen. Marmeladow streckte sofort gehorsam und unterwürfig die Arme nach beiden Seiten aus, um dadurch die Untersuchung seiner Taschen zu erleichtern. Geld war auch nicht eine Kopeke darin vorhanden.

„Wo ist das Geld?“ kreischte sie. „O Gott, hat er wirklich alles vertrunken? Es lagen doch noch zwölf Rubel im Kasten! . . .“

Und plötzlich packte sie ihn in ihrer Raserei bei den Haaren und zog ihn ins Zimmer hinein. Marmeladow selbst erleichterte ihr diese Anstrengung, indem er demütig auf den Knien hinter ihr herkroch.

„Das ist mir eine Wonne! Das ist mir nicht ein Schmerz, sondern eine Won—ne, . . . mein . . . Herr!“ rief er, während er an den Haaren vorwärtsgeschleppt wurde und sogar einmal mit der Stirn auf die Diele aufschlug.

Das Kind, das auf dem Fußboden schlief, wachte auf und fing an zu weinen. Der Knabe in der Ecke konnte sich nicht länger beherrschen, ein Zittern durchlief ihn; er schrie auf und flammerte sich in furchtbarem Schreck an sein Schwester; es sah fast wie ein Krampfanfall aus. Das älteste Mädchen bebte wie Espenlaub.

„Er hat es vertrunken! Alles hat er vertrunken, alles!“ schrie das arme Weib in heller Verzweiflung. „Auch die Kleider sind nicht mehr dieselben. Und die da hungern!“ Sie wies händerringend auf die Kinder. „O dieses dreimal verfluchte Leben! Und Sie, schämen Sie sich denn gar nicht?“ fuhr sie plötzlich auf Kaskolnikow los. „Sie kommen auch aus der Kneipe! Haben Sie mit ihm zusammen getrunken? Jedenfalls! Machen Sie, daß Sie hinauskommen!“

Der junge Mann ging eiligst fort, ohne ein Wort zu erwidern. Zudem war inzwischen die innere Thür weit geöffnet worden, und einige Neugierige blickten von dort herein. Freche, lachende Gesichter mit Zigaretten und Pfeifen im Munde schoben sich vor. Es zeigten sich Gestalten mit Mützen auf dem Kopfe, in ganz offenstehenden Schlafrocken, in unanständig leichten, sommerlichen Kostümen; manche hielten Karten in den Händen. Besonders vergnügt lachten sie, als Marmeladow, während er an den Haaren gezerzt wurde, rief, daß ihm das eine Wonne sei. Sie schickten sich sogar schon an, ins Zimmer einzudringen; da erscholl ein unheilverkündendes Kreischen, und Almalia Lippewechsel selbst drängte sich nach vorn hindurch, um auf ihre Weise Ordnung zu schaffen und zum hundertsten Male die arme Frau unter Schimpfworten durch den Befehl zu erschrecken, sie solle morgen die Wohnung räumen. Beim Hinausgehen fuhr Kasolnikow noch schnell mit der Hand in die Tasche, ergriff von den Kupfermünzen, die er in der Kneipe auf den gewechselten Rubel herausbekommen hatte, so viele, wie ihm in die Finger kamen, und legte sie unbenutzt auf das Fensterbrett. Als er dann bereits auf der Treppe war, tat es ihm wieder leid, und er war nahe daran, umzukehren.

„Was habe ich da für eine Dummheit gemacht,“ dachte er. „Die haben ja ihre Sofja, und ich habe das Geld ja selbst nötig.“ Aber er sagte sich, daß es nicht mehr möglich sei, das Geld wieder zurückzunehmen, und daß er es, selbst wenn es möglich wäre, doch nicht tun würde, machte eine Handbewegung, als sei die Sache nun abgetan, und ging nach seiner Wohnung. „Sofja braucht ja doch auch Pomade,“ fuhr er fort, während er auf der Straße dahinschritt, und lächelte dabei bitter. „Diese Sauberkeit kostet Geld . . . hm! Aber vielleicht tritt bei der braven Sofja selbst heute Ebbe ein; denn der Erfolg ist bei ihrem Geschäft ebenso un-

sicher wie bei der Jagd auf Rotwild oder beim Goldgraben. Und dann würden sie ohne dieses Geld von mir morgen alle auf dem Trockenen sitzen . . . Ei ja, diese Sofja! Was für einen schönen Brunnen haben sie sich da doch zu graben verstanden! Und sie benutzen ihn! Erst haben sie ein bißchen geweint, und dann haben sie sich daran gewöhnt. Der Mensch ist eben ein Schuft und gewöhnt sich an alles!"

Er versank in Nachdenken.

„Nun, wenn ich aber die Unwahrheit gesagt habe,“ rief er plötzlich unwillkürlich aus, „wenn der Mensch kein Schuft ist (der Mensch, das heißt das ganze Menschengeschlecht): so folgt daraus, daß alles übrige nur leere, vorgefaßte Meinung ist, lediglich eitle Schreckgebilde, und daß es keinerlei Schranken gibt. Und so wird das auch richtig und in der Ordnung sein . . .“

### III

Am andern Tage erwachte er erst spät, nach einem unruhigen Schlafe, der ihn nicht gekräftigt hatte. Er erwachte in verbitterter, gereizter, ingrimmiger Stimmung und blickte mit wahren Hasse sein Kämmerchen an. Dies war ein winziger Kdfig, sechs Schritte lang, der mit seiner gelblichen, verstaubten, sich überall von der Wand loslösenden Tapete einen überaus kläglichen Eindruck machte und so niedrig war, daß es einem nur einigermaßen hochgewachsenen Manne darin bange wurde und er jeden Augenblick befürchten mußte, mit dem Kopfe gegen die Decke zu stoßen. Das Möblement paßte zu der Räumlichkeit: es waren drei alte, etwas defekte Stühle da; in einer Ecke ein gestrichener Tisch, auf dem ein paar Heste und Bücher lagen; schon an der Staubschicht, die sie bedeckte, war zu erkennen, daß seit langer Zeit keines Menschen Hand sie mehr berührt hatte; endlich ein plummes, großes Sofa, das beinahe die ganze Längswand und die halbe Breite des ganzen



Zimmers einnahm; einstmals war es mit Rattun überzogen gewesen, von dem aber jetzt nur Fetzen übrig waren; es diente dem Bewohner als Bett. Oft schlief er darauf so, wie er gerade war, ohne sich ausziehen, ohne Laken, mit seinem alten, abgenutzten Studentenpaletot zugedeckt, unter dem Kopfe nur ein kleines Kissen, unter welches er alles, was er an reiner und getragener Wäsche besaß, herunterpackte, um es am Kopfe etwas höher zu haben. Vor dem Sofa stand ein kleines Tischchen.

Es ließ sich kaum eine größere Verkommenheit und Unsauberkeit denken; aber Nastolnikow empfand dies in seinem jetzigen Gemütszustande sogar angenehm. Er hatte sich von allen Menschen völlig zurückgezogen, wie eine Schildkröte in ihre Schale, und selbst das Gesicht der Magd, die die Aufsicht zu besorgen hatte und manchmal einen Blick in sein Zimmer warf, erregte ihm die Galle und ließ ihn sich krampfhaft zusammenkrümmen. Es ist das eine nicht seltene Erscheinung bei Leuten, die an einer bestimmten fixen Idee leiden und ihre Gedanken immer nur auf diesen einen Punkt richten. Seine Wirtin hatte schon vor zwei Wochen aufgehört, ihm Essen zu verabfolgen; aber er hatte noch gar nicht daran gedacht, hinzugehen und sich mit ihr darüber auseinanderzusetzen, obwohl er seitdem eben kein Mittagbrot hatte. Nastasja, die Köchin und einzige Magd der Wirtin, war in gewisser Hinsicht mit dieser Stimmung des Mieters ganz zufrieden; sie hatte nämlich vollständig aufgehört, bei ihm aufzuräumen und auszusagen, und nur so etwa einmal wöchentlich, wenn es sich gerade traf, griff sie nach dem Besen. Sie war es auch, die ihn jetzt weckte.

„Steh auf! Was schläfst du denn noch?“ rief sie, neben ihm stehend. „Es ist schon neun durch. Ich habe dir Tee gebracht; willst du ein bißchen Tee trinken? Du bist wohl schon ganz verhungert?“

Rassolnikow öffnete die Augen, fuhr zusammen und erkannte Nastasja.

„Den Tee schickt mir wohl die Wirtin?“ fragte er und richtete sich langsam und mit schmerzlichem Gesichtsausdruck auf dem Sofa auf.

„Wie wird dir denn die Wirtin Tee schicken!“

Sie stellte ihre eigene Teekanne, die einen großen Sprung hatte, mit einem zweiten Aufguß vor ihn hin und legte zwei Stückchen gelben Zuckers dazu.

„Hier, Nastasja,“ sagte er, nachdem er in seiner Tasche gesucht und ein Häufchen Kupfermünzen hervorgeholt hatte (er hatte in seinen Kleidern geschlafen), „nimm das und geh und kaufe mir etwas Semmel. Und bringe auch vom Fleischer ein Stückchen Wurst mit, aber eine billige Sorte.“

„Semmel will ich dir gleich holen; aber willst du nicht statt der Wurst lieber Kohlsuppe? Sehr gute Kohlsuppe, von gestern. Ich hatte schon gestern welche für dich beiseite gestellt, aber du kamst erst so spät nach Hause. Sehr gute Kohlsuppe!“

Als sie die Kohlsuppe gebracht hatte und er zu essen begann, setzte sich Nastasja neben ihn auf das Sofa und fing an zu plaudern. Sie war vom Lande und sehr redselig.

„Praskowja Pawlowna will dich bei der Polizei verklagen,“ sagte sie.

Er zog das Gesicht finster zusammen.

„Bei der Polizei? Warum denn?“

„Du bezahlst nicht und ziehst auch nicht aus. Darum natürlich.“

„Zum Teufel, das hat auch noch gerade gefehlt!“ murmelte er zähneknirschend. „Nein, das ist mir jetzt . . . sehr ungelegen.“ — „So ein dummes Frauenzimmer,“ fügte er laut hinzu. „Ich werde heute mal zu ihr hingehen und mit ihr sprechen.“

„Dumm mag sie schon sein, gerade so wie ich; aber du bist doch

nun so ein kluger Mensch und liegst immer da wie ein Sack, und man sieht nicht, daß du etwas schaffst. Früher gingst du Kinder unterrichten, wie du sagst; warum tust du denn jetzt gar nichts?"

„Doch, ich tue etwas . . ." erwiderte Rasolnikow mißmutig und finster.

„Na, was denn?"

„Ich habe eine Arbeit vor."

„Was denn für eine Arbeit?"

„Ich denke," antwortete er nach einer kurzen Pause ernst.

Nastassja wälzte sich ordentlich vor Lachen. Sie war sehr lachlustig, und wenn sie einmal ins Lachen kam, so lachte sie lautlos, mit dem ganzen Körper sich schüttelnd und schaukelnd, bis sie es selbst nicht mehr aushalten konnte.

„Du hast dir wohl schon viel Geld verdient mit dem Denken?" vermochte sie endlich herauszubringen.

„Wenn man keine Stiefel hat, kann man nicht gehen Stunden geben. Übrigens spucke ich auf die ganze Stundengeberei."

„Die Leute sagen: Spuck nicht in den Brunnen, aus dem du trinken mußt."

„Für solche Privatstunden bekommt man einen Quark. Was soll ich mit so ein paar Kopelen anfangen?" fuhr er verdrossen fort, wie wenn er seine eigenen Gedanken beantwortete.

„Du möchtest wohl gleich mit einem Male ein ganzes Kapital verdienen?"

Er warf ihr einen seltsamen Blick zu.

„Ja, ein ganzes Kapital," erwiderte er nach kurzem Überlegen in festem Tone.

„Na, machs nur lieber so ganz allmählich, sonst muß man sich ja vor dir fürchten. Das klingt ja ganz schrecklich. Soll ich nun Semmel holen oder nicht?"

„Wie du willst."



„Ja, das hatte ich ganz vergessen: während du gestern fort warst, ist ein Brief für dich angekommen.“

„Ein Brief? An mich? Von wem?“

„Von wem, weiß ich nicht. Ich habe dem Briefträger drei Kopfen von meinem Gelde gegeben. Die gibst du mir doch wieder, nicht wahr?“

„So hole mir doch den Brief, um Gottes willen, hol ihn her!“ rief Raskolnikow in größter Aufregung. „O Gott!“

Einen Augenblick darauf war der Brief zur Stelle. Wirklich: von seiner Mutter, aus dem Gouvernement R. . . ! Er wurde ordentlich blaß, als er ihn in Empfang nahm. Schon seit langer Zeit hatte er keinen Brief erhalten; aber jetzt machte ihm plötzlich noch etwas anderes, eine böse Ahnung, das Herz beklommen.

„Bitte, geh hinaus, Nastasja! Da sind deine drei Kopfen; nur geh recht schnell hinaus, ich bitte dich dringend.“

Der Brief zitterte ihm in den Händen; er wollte ihn nicht in ihrer Gegenwart aufmachen; es verlangte ihn, mit diesem Briefe allein zu sein. Sobald Nastasja hinausgegangen war, führte er ihn schnell an seine Lippen und küßte ihn; dann betrachtete er noch lange die Handschrift der Adresse, die ihm so wohlbekannt und liebe, feine, schräge Handschrift seiner Mutter, seiner Mutter, die ihn einst lesen und schreiben gelehrt hatte. Er zauderte; es war sogar, wie wenn er sich vor etwas fürchtete. Endlich öffnete er ihn; es war ein großer, dicker Brief von zwei Lot; zwei große Briefbogen waren mit kleiner Schrift ganz vollgeschrieben.

„Mein lieber Rodion,“ schrieb die Mutter, „es sind schon mehr als zwei Monate, daß ich mich nicht brieflich mit Dir unterhalten habe; das ist mir selbst sehr schmerzlich gewesen, und ich habe sogar manche Nacht vor allerlei Gedanken nicht geschlafen. Du wirst mir aber gewiß wegen dieses meines unfreiwilligen Schweigens nicht böse sein. Du weißt ja, wie ich Dich liebe; Du bist mir und

Deiner Schwester Awdotja unser ein und alles, unsere ganze Hoffnung, unsere Zuversicht. Wie war mir zumute, als ich erfuhr, daß Du schon seit einigen Monaten aus Mangel an Existenzmitteln die Universität verlassen hättest und daß Deine Privatstunden und sonstigen Erwerbsquellen aufgehört hätten! Wie konnte ich Dir mit meinen hundertundzwanzig Rubeln jährlicher Pension helfen? Die fünfzehn Rubel, die ich Dir vor vier Monaten schickte, hatte ich, wie Du ja selbst weißt, mir auf ebendiese Pension von unserm hiesigen Kaufmann Afanasi Iwanowitsch Wachruschin geliehen. Er ist ein guter Mensch und war noch ein Freund Deines Vaters. Aber da ich ihn berechtigt hatte, die Pension an meiner Statt zu erheben, so mußte ich warten, bis die Schuld bezahlt war; und das ist jetzt eben erst geschehen, so daß ich Dir diese ganze Zeit über nichts schicken konnte. Jetzt aber, Gott sei Dank, werde ich Dir wohl wieder etwas schicken können, und überhaupt können wir uns jetzt sogar einer besonderen Gunst des Glückes rühmen, und davon beeile ich mich, Dir Mitteilung zu machen. Erstens nun denke Dir einmal, lieber Robion, daß Deine Schwester schon seit anderthalb Monaten bei mir wohnt und wir uns auch künftig nicht voneinander trennen werden. Gott sei Dank, ihre Martern sind jetzt zu Ende; aber ich will Dir alles der Reihe nach erzählen, damit Du erfährst, wie alles zugegangen ist und was wir Dir bisher verheimlicht haben. Als Du mir vor zwei Monaten schriebst, du hättest von jemand gehört, daß Awdotja in dem Swidrigailowschen Hause sehr unter der groben Behandlung zu leiden habe, und mich um genauere Aufklärung darüber ersuchtest, was hätte ich Dir damals als Antwort schreiben können? Hätte ich Dir die ganze Wahrheit geschrieben, so hättest Du wohl gar alles im Stich gelassen und wärest, wenns nicht anders ging, selbst zu Fuß zu uns gekommen (denn ich kenne Deinen Charakter und Deine Gefühle) und hättest keine Beleidigung

gung Deiner Schwester geduldet. Ich selbst war in Verzweiflung; aber was war zu tun? Auch ich selbst wußte damals noch nicht die volle Wahrheit. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß unsere liebe Awdotja, als sie im vorigen Jahre als Gouvernante in dieses Haus gekommen war, sich einen Vorschuß von hundert Rubeln hatte geben lassen, der durch monatliche Abzüge vom Gehalte zurückgezahlt werden sollte, und somit vor Tilgung der Schuld die Stelle nicht verlassen konnte. Diese Summe aber (jetzt kann ich Dir alles offen mitteilen, mein lieber Rodion) hatte sie sich hauptsächlich dazu geben lassen, um Dir die sechzig Rubel zu schicken, die Du damals so notwendig brauchtest und denn auch von uns im vorigen Jahre erhieltest. Wir haben Dich damals getäuscht; wir schrieben Dir, dieses Geld stamme aus Ersparnissen, die Awdotja früher gemacht habe; aber dem war nicht so. Jetzt nun teile ich Dir die ganze Wahrheit mit, da sich jetzt nach Gottes Willen auf einmal alles zum Besseren gewendet hat, und damit Du siehst, wie Awdotja Dich liebt und was für ein goldenes Herz sie hat. Es ist richtig, daß Herr Swidrigailow sie in der ersten Zeit sehr grob behandelte und sich bei Tische mancherlei Unhöflichkeiten und Spöttereien ihr gegenüber herausnahm . . .

„Aber ich will nicht auf all diese betrübenden Einzelheiten eingehen, um Dich nicht unnötigerweise aufzuregen, da all dies jetzt hinter uns liegt. Kurz, obwohl Marfa Petrowna, Herrn Swidrigailows Gattin, und alle übrigen Hausgenossen sich gegen Awdotja sehr gut und freundlich benahmen, hatte diese es doch recht schwer, besonders wenn Herr Swidrigailow zufolge einer alten Gewohnheit, die er beim Regimente angenommen hat, sich unter der Einwirkung des Bacchus befand. Aber was stellte sich demnächst heraus? Denke Dir nur: dieser verrückte Mensch hatte schon lange eine Leidenschaft für Awdotja gehegt, dies aber immer unter der Maske der Grobheit und Geringschätzung verborgen.

XIX. 4.



Vielleicht hatte er sich auch selbst geschämt und einen Schreck darüber bekommen, daß er als schon älterer Mann und Familienvater sich mit solchen leichtfertigen Gedanken abgab, und hatte deswegen unwillkürlich einen Ingrim gegen Awdotja gehabt. Aber vielleicht hatte er auch durch die Grobheit seines Benehmens und durch seine Spöttereien lediglich anderen die Wahrheit verbergen wollen. Endlich jedoch konnte er sich nicht mehr beherrschen und wagte es, unserer Awdotja unverblümt einen schändlichen Antrag zu machen, wobei er ihr alle möglichen Belohnungen versprach; ja, er erklärte sich sogar bereit, alles im Stiche zu lassen und mit ihr nach einem anderen Orte auf dem Lande oder, wenn sie das wolle, auch ins Ausland zu fahren. Du kannst Dir vorstellen, wie sie dabei litt! Daß sie sofort ihre Stelle aufgab, ging nicht an, nicht nur wegen der Geldsumme, die sie noch schuldig war, sondern auch aus schonender Rücksicht auf Marfa Petrowna, die daraus sogleich hätte Verdacht schöpfen können; so wäre dann arger Unfrieden in der Familie entstanden. Und auch für Awdotja wäre es dabei zu einem großen Skandal gekommen; ohne das wäre es sicherlich nicht abgegangen. Es sprachen auch noch manche anderen Gründe mit, so daß Awdotja nicht darauf rechnen konnte, aus diesem schrecklichen Hause früher als in sechs Wochen wegzukommen. Du kennst ja doch Awdotja und weißt, wie klug und charakterfest sie ist. Awdotja kann vieles ertragen und besitzt selbst in der schlimmsten Lage eine solche Seelengröße, daß sie nicht haltlos wird. Sie hat nicht einmal mir von allem Mitteilung gemacht, um mich nicht aufzuregen, und wir standen doch in häufigem Briefwechsel. Die Sache fand jedoch eine unerwartete Lösung. Marfa Petrowna überraschte einmal zufällig ihren Mann, als dieser im Garten Awdotja ansah, und da sie die Lage völlig verkehrt auffaßte, schrieb sie ihr die Schuld an allem zu, in der Meinung, sie habe das alles herbeigeführt.

Es kam zwischen ihnen gleich dort im Garten zu einer furchtbaren Szene: Marfa Petrowna schlug sogar auf Awdotja los, wollte kein Wort der Erwiderung hören, vollführte aber selbst eine ganze Stunde lang ein großes Geschrei und schickte mir schließlich Awdotja sofort nach der Stadt zurück, auf einem gewöhnlichen Bauernwagen, auf den alle ihre Sachen, Wäsche, Kleider, bunt durcheinander, lose und uneingepackt heraufgeworfen wurden. Und nun brach noch ein heftiger Plagregen los, und Awdotja, mit Schimpf und Schande weggejagt, mußte mit einem Knechte die ganzen siebzehn Werst in dem offenen Wagen fahren. Nun sage selbst: was hätte ich Dir in einem Briefe als Antwort auf den Deinigen, den ich vor zwei Monaten erhielt, hierüber schreiben können, und worüber hätte ich sonst schreiben können? Ich selbst war ganz verzweifelt; Dir die Wahrheit zu schreiben, das wagte ich nicht; denn es hätte Dich unglücklich gemacht und Dich in Erbitterung und Empörung versetzt; und was hättest Du auch dabei tun können? Du hättest am Ende noch Dich selbst ins Verderben gestürzt. Übrigens hatte mir auch Awdotja verboten, davon zu schreiben. Und andererseits: einen Brief mit allerlei gleichgültigem Zeuge vollschreiben, wo ich doch solchen Kummer im Herzen hatte, das konnte ich auch wieder nicht. Einen vollen Monat lang waren bei uns in der ganzen Stadt Klatschereien über diese Geschichte im Umlauf, und es war schon so weit gekommen, daß ich mit Awdotja nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte vor den verächtlichen Blicken und dem Getuschel; ja, es wurde sogar in unsrer Gegenwart laut darüber gesprochen. Alle unsre Bekannten zogen sich von uns zurück; sie grüßten uns nicht einmal mehr, und ich erfuhr zuverlässig, daß einige Kommiss und Kanzlisten vorhatten, uns eine nichtswürdige Beleidigung zuzufügen, durch Beschmieren unsrer Haustür mit Leer, so daß unsre

Wirtsleute schon verlangten, daß wir ausziehen möchten. An alledem war Marfa Petrowna schuld, die in allen Häusern gegen Awdotja ehrenrührige Anklagen vorgebracht hatte. Sie ist hier mit allen Menschen bekannt und kam in diesem Monat alle Augenblicke in die Stadt gefahren, und da sie etwas schwatzhaftig ist und gern von ihren Familienangelegenheiten redet, besonders gern aber bei allen und jedem über ihren Mann Klage führt (was doch etwas sehr Häßliches ist), so hatte sie in kurzer Zeit die Geschichte nicht nur in der Stadt, sondern auch im ganzen Kreise herumgebracht. Ich wurde ganz krank davon; aber Awdotja war stärker als ich; Du hättest nur sehen sollen, wie sie alles ertrug und mich noch tröstete und ermutigte! Sie ist ein Engel! Aber Gottes Barmherzigkeit verkürzte unsre Qualen: Herr Swidrigailow kam auf bessere Gedanken und bereute sein früheres Verhalten, und wohl weil ihm Awdotja leid that, legte er seiner Frau einen unwiderleglichen, klaren Beweis für Awdotjas völlige Schuldblosigkeit vor, nämlich einen Brief, den diese, noch bevor Marfa Petrowna sie beide im Garten überraschte, zu schreiben und ihm einzuhändigen sich genötigt gesehen hatte und in dem sie persönliche Aussprachen und geheime Zusammenkünfte, um die er dringend gebeten hatte, ablehnte; dieser Brief war nach Awdotjas Abreise in Herrn Swidrigailows Händen geblieben. In diesem Briefe hatte sie in der energischsten Weise und in höchster Entrüstung ihm namentlich wegen seines unwürdigen Benehmens seiner Frau gegenüber Vorwürfe gemacht, ihm vorgehalten, daß er Gatte und Vater sei, und schließlich, wie abscheulich es von ihm wäre, ein so schon unglückliches, schutzloses Mädchen zu quälen und noch unglücklicher zu machen. Mit einem Worte, lieber Rodion, dieser Brief war so edel und rührend geschrieben, daß ich nur so geschluchzt habe, als ich ihn las, und ihn noch jetzt nicht ohne zu weinen lesen kann. Außerdem wurden



zu Awdotjas Rechtfertigung schließlich auch noch die Zeugenaussagen der Dienstboten bekannt, die von der Sache weit mehr gesehen und erfahren hatten, als Herr Swidrigailow selbst ahnte, wie das ja immer so geht. Marfa Petrowna war völlig perplex und, wie sie uns selbst gestand, ‚zum zweiten Male tödlich überrascht‘; aber sie war nun von Awdotjas Schuldblosigkeit völlig überzeugt, und gleich am andern Tage, es war ein Sonntag, fuhr sie geradeswegs nach dem Dom und flehte auf den Knien unter Tränen die Muttergottes an, sie möchte ihr Kraft verleihen, diese neue Prüfung zu ertragen und ihre Pflicht zu erfüllen. Darauf kam sie direkt aus der Kirche, ohne vorher sonst jemand besucht zu haben, zu uns gefahren, erzählte uns alles, weinte bitterlich, umarmte Awdotja in aufrichtiger Reue und bat sie herzlich, ihr zu verzeihen. Noch an demselben Morgen ging sie, ohne zu zögern, gleich von uns in allen Häusern der Stadt umher und bezeugte überall in Ausdrücken, die für Awdotja höchst schmeichelhaft waren, unter Tränen deren Schuldblosigkeit, edle Gesinnung und anständiges Benehmen. Und damit noch nicht zufrieden, zeigte sie allen Awdotjas eigenhändigen Brief an Herrn Swidrigailow, las ihn ihnen vor und gestattete sogar, Abschriften davon zu machen (was meines Erachtens denn doch des Guten zu viel war). Auf diese Art hatte sie mehrere Tage hintereinander bei allen Leuten in der Stadt Besuche zu machen, da manche sich gekränkt fühlten, weil sie hinter andern zurückgesetzt wurden; es wurde daher eine bestimmte Reihenfolge festgesetzt, so daß sie in jedem Hause schon im voraus erwartet wurde und alle vorher wußten, daß an dem und dem Tage Marfa Petrowna in dem und dem Hause diesen Brief vorlesen werde, und zu jeder solchen Vorlesung sogar auch diejenigen wieder mit zusammenkamen, die den Brief bereits einige Male theils bei sich zu Hause, theils bei andern Bekannten, die an der Reihe gewesen waren, gehört

hatten. Nach meiner Ansicht war hierbei vieles, sehr vieles überflüssig; aber das liegt nun einmal so in Marfa Petrownas Wesen. Jedenfalls hat sie Awdotjas Ehre vollständig wiederhergestellt, und die ganze abscheuliche Sache blieb nun als unauslöschlicher Schandfleck auf ihrem Manne, als dem einzig Schuldigen, haften, so daß er mir sogar leid that; man ging mit diesem verdrehten Menschen gar zu streng ins Gericht. Awdotja erhielt sofort aus mehreren Häusern die Aufforderung, dort Privatstunden zu geben; aber sie lehnte es ab. Überhaupt benahmen sich nun auf einmal alle Leute gegen sie außerordentlich respektvoll. Durch alle diese Vorgänge wurde auch das unerwartete Ereignis ganz wesentlich mit herbeigeführt, das jetzt, man kann wohl sagen, einen Umschwung in unserm ganzen Schicksal hervorruft. Wisse also, lieber Rodion, daß Awdotja einen Heiratsantrag erhalten hat und daß sie bereits ihr Jawort gegeben hat, was ich mich beeile, Dir mitzuteilen. Und obwohl die Sache ohne Deinen Beirat abgeschlossen ist, so wirst Du, wie ich hoffe, dies doch weder mir noch Deiner Schwester übelnehmen, da Du selbst aus dem Hergange ersehen wirst, daß es uns unmöglich war, zu warten und die Entscheidung bis zum Eintreffen eines Briefes von Dir hinauszuschieben. Auch hättest Du ohne persönliche Anwesenheit in der ganzen Angelegenheit kein sicheres Urtheil haben können. Die Sache hat sich also folgendermaßen zugetragen. Er ist schon Hofrat, heißt Peter Petrowitsch Luschin und ist ein entfernter Verwandter von Marfa Petrowna, die bei seinem Entschlusse stark mitgewirkt hat. Er begann damit, daß er uns durch ihre Vermittelung seinen Wunsch ausdrückte, mit uns bekannt zu werden; er wurde empfangen, wie es sich schickt, trank bei uns Kaffee und schickte uns gleich am nächsten Tage einen Brief, in dem er in höflichster Form um Awdotjas Hand anhielt und um eine baldige und bestimmte Antwort bat. Er ist ein in Rechtsachen sehr

erfahrener, vielbeschäftigter Mann und hat es jetzt eilig, nach Petersburg zu reisen, da ihm jede Minute kostbar ist. Natürlich waren wir zuerst sehr überrascht, da dies alles so schnell und unerwartet gekommen war, und haben einen ganzen Tag lang überlegt und erwogen. Er ist ein solider Mann mit sicherem Auskommen, bekleidet zwei amtliche Stellungen und besitzt bereits eigenes Kapitalvermögen. Freilich ist er schon fünfundvierzig Jahre alt; aber er hat ein ganz angenehmes Äußeres und kann einer Frau noch recht wohl gefallen. Und überhaupt ist er ein sehr gesetzter, anständiger Mann, nur etwas mürrisch und, ich möchte fast meinen, hochmütig. Aber vielleicht scheint das auch nur so beim ersten Anblicke. Und so möchte ich denn auch Dich, lieber Rodion, im voraus bitten: wenn Du in Petersburg seine Bekanntschaft machst, was sich sehr bald ereignen wird, dann urtheile nicht zu schnell und hitzig, wie das Deine Art ist, falls Dir auf den ersten Blick etwas an ihm nicht zusagen sollte. Ich sage das nur für den möglichen Fall, wiewohl ich überzeugt bin, daß er auf Dich einen angenehmen Eindruck machen wird. Überhaupt muß man, um irgendwen zutreffend zu beurteilen, ihm nur allmählich und vorsichtig nähertreten, um nicht in Irrtümer und vorgefaßte Meinungen zu verfallen, die sich später nur schwer berichtigen und ablegen lassen. Peter Petrowitsch ist, wenigstens nach vielen Anzeichen, ein sehr achtungswerter Mann. Gleich bei seinem ersten Besuche erklärte er uns, daß er auf dem Boden der altbewährten Anschauungen stehe, in manchen Punkten aber, wie er sich selbst ausdrückte, ‚die Anschauungen unsrer jüngeren Generation‘ theile, und daß er ein Feind aller Vorurtheile sei. Er sprach auch sonst noch vielerlei; denn er scheint ein bißchen selbstgefällig zu sein und hat es sehr gern, wenn man ihm zuhört; aber das ist ja schließlich nichts Schlimmes. Ich habe selbstverständlich von alledem nur wenig begriffen; aber Andotja sprach sich zu mir



dahin aus, er sei zwar kein hochgebildeter, wohl aber ein kluger und, wie es scheine, ein guter Mensch. Du kennst den Charakter Deiner Schwester, lieber Rodion. Sie besitzt viel Festigkeit, einen guten Verstand, ist geduldig und hochgesinnt; allerdings hat sie ein heißes Herz, das ich zur Genüge an ihr kennen gelernt habe. Natürlich ist weder auf seiner noch auf ihrer Seite eine besondere Liebe vorhanden; aber Awdotja ist nicht nur ein verständiges Mädchen, sondern zugleich auch ein Wesen von engelhafter Güte und wird es als ihre Pflicht und Aufgabe betrachten, einen Mann glücklich zu machen, wenn dieser auch seinerseits auf ihr Glück bedacht ist; und daß das letztere der Fall sein wird, daran haben wir vorläufig keinen eigentlichen Grund zu zweifeln, wiewohl, offen gestanden, die Sache ein bißchen schnell zum Abschluß gekommen ist. Außerdem ist er ein Mann, der wohl zu rechnen versteht und sich gewiß selbst sagen wird, daß sein eigenes Glück als Ehemann um so fester begründet sein wird, je glücklicher sich Awdotja durch ihn fühlt. Was aber einige Verschiedenheiten der Charaktere, einige alte Angewohnungen und sogar eine gewisse Disharmonie in den Anschauungen anlangt (wie dergleichen auch in den glücklichsten Ehen unvermeidlich ist), so hat mir in dieser Hinsicht Awdotja gesagt, sie könne sich auf sich selbst verlassen; es sei kein Grund vorhanden, sich darüber zu beunruhigen, und sie könne vieles ertragen, unter der Voraussetzung, daß in ihren wechselseitigen Beziehungen immer Ehrlichkeit und Gerechtigkeit herrsche. Er schien mir z. B. anfangs auch etwas schroff; aber das kann ja auch gerade daher kommen, weil er ein freimütiger, redlicher Mensch ist, und so wird es gewiß sein. Z. B. bei seinem zweiten Besuche, als er schon das Jawort erhalten hatte, bemerkte er im Gespräche, er habe schon früher, noch ehe er Awdotja gekannt habe, sich vorgenommen gehabt, ein ehrenhaftes Mädchen, aber ohne Mitgift, zu nehmen, und jedenfalls eine solche,

die schon die Armut aus eigener Erfahrung kenne; denn, wie er uns auseinandersetzte, der Mann müsse seiner Frau nichts zu verdanken haben; weit besser sei es, wenn die Frau den Mann als ihren Wohltäter betrachte. Ich muß hinzufügen, daß er sich etwas milder und freundlicher ausdrückte, als ich es hier geschrieben habe; denn ich habe den eigentlichen Wortlaut vergessen und erinnere mich nur noch an den Sinn, und überdies sagte er das ganz und gar nicht nach vorgängiger Überlegung, sondern weil er beim Reden so in Zug gekommen war, im Eifer des Gespräches, so daß er sich sogar nachher bemühte, es zu corrigieren und abzuschwächen. Aber mir kam das doch ein wenig schroff vor, und ich äußerte nachher diese meine Empfindung Awdotja gegenüber. Aber Awdotja antwortete mir ordentlich ärgerlich: ‚Worte sind noch keine Taten‘, und das ist gewiß richtig. Awdotja hat die ganze Nacht, bevor sie sich dazu entschloß, schlaflos zugebracht; in dem Glauben, daß ich schon schlief, stand sie vom Bette auf und ging die ganze Nacht über im Zimmer hin und her; zuletzt kniete sie vor dem Heiligenbilde nieder und betete lange und mit heißer Inbrunst; am Morgen erklärte sie mir dann, sie habe sich dazu entschlossen.

„Ich habe schon erwähnt, daß Peter Petrowitsch sich jetzt nach Petersburg begeben wird. Er hat dort wichtige Geschäfte und beabsichtigt in Petersburg ein öffentliches Anwaltsbüro zu etabliren. Er beschäftigt sich schon lange mit der Vertretung von Parteien in allerlei Zivilprozessen und hat erst kürzlich einen sehr bedeutenden Prozeß gewonnen. Nach Petersburg muß er auch deswegen hin, weil er da beim Appellationsgericht als Sachwalter einen wichtigen Prozeß zu führen hat. Auf diese Weise kann er auch Dir, lieber Rodion, sehr nützlich sein, in jeder Beziehung, und ich und Awdotja haben schon gemeint, Du könntest gleich mit dem heutigen Tage Deine künftige Laufbahn definitiv

beginnen und Deinen Lebensweg als klar und deutlich festgesetzt betrachten. Ach, wenn sich das doch so verwirklichte! Das wäre ein solches Glück, daß wir es nur als eine besondere, vom Allmächtigen uns erwiesene Gnade ansehen könnten. Awdotja beschäftigt sich fortwährend mit diesen Zukunftsplänen. Wir haben schon gewagt, nach dieser Richtung hin ein paar Worte zu Peter Petrowitsch zu sagen. Er drückte sich vorsichtig aus: da er einen Sekretär notwendig brauche, so sei es selbstverständlich besser, das Gehalt einem Verwandten zuzuwenden als einem Fremden, vorausgesetzt, daß jener für die Stellung befähigt sei (Du und nicht befähigt!); zugleich aber sprach er einen Zweifel aus, ob Deine Universitätsstudien Dir auch hinreichend Zeit für die Arbeit in seinem Büro lassen würden. Diesmal wurde die Sache nicht weiter besprochen; aber Awdotja hat jetzt gar keinen andern Gedanken. Sie befindet sich jetzt schon seit einigen Tagen in einem geradezu fieberhaften Eifer und hat sich schon ein vollständiges Projekt zurechtgemacht, wie Du im Laufe der Zeit Peter Petrowitschs Assistent und selbst Kompagnon in seiner Anwaltspraxis werden könntest, um so mehr, da Du zur juristischen Fakultät gehörst. Ich, lieber Rodion, bin ganz ihrer Ansicht und theile alle ihre Pläne und Hoffnungen, deren Verwirklichung mir durchaus möglich scheint; und obgleich Peter Petrowitsch jetzt ein zurückhaltendes Benehmen zeigt, das ja sehr erklärlich ist, da er Dich noch nicht kennt, ist Awdotja doch fest überzeugt, daß sie alles durch ihre freundliche Einwirkung auf ihren künftigen Mann erreichen wird; das glaubt sie ganz sicher. Natürlich haben wir uns wohl gehütet, zu Peter Petrowitsch auch nur das Geringste von diesen unsern weitergehenden Plänen und Hoffnungen zu äußern, namentlich davon, daß Du sein Kompagnon werden sollst. Er ist ein nüchtern denkender Mann und hätte es wohl sehr kühl aufgenommen, da ihm alles als ein leeres Phantasiegebilde ers



schienen wäre. Ebenso haben wir, sowohl ich als Andotja, es vermieden, mit ihm auch nur eine Silbe davon zu reden, daß wir bestimmt hoffen, er werde uns behilflich sein, Dich mit Geld zu unterstützen, solange Du noch auf der Universität bist. Wir haben davon jetzt aus mehreren Gründen geschwiegen. Erstens wird sich das in der Folge ganz von selbst machen, und er wird es uns sicherlich ohne unnötiges Hin- und Herreden selbst anbieten (wie könnte er es denn auch seiner Frau abschlagen!), um so mehr, da Du Deinerseits seine rechte Hand im Büro werden kannst, so daß Du dann diese Beihilfe nicht als Wohlthat, sondern als wohlverdientes Gehalt empfängst. So beabsichtigt Andotja dies zu arrangieren, und ich bin mit ihr vollständig einverstanden. Ein zweiter Grund unseres vorläufigen Stillschweigens über diesen Punkt war mein lebhafter Wunsch, daß Du bei Eurer bevorstehenden Begegnung auf gleichem Fuße mit ihm stehen möchtest. Als Andotja von Dir mit Enthusiasmus zu ihm sprach, erwiderte er, jeden Menschen müsse man sich zuerst selbst und recht von nah ansehen, um über ihn urteilen zu können, und er behalte sich vor, eine Meinung über Dich sich erst dann zu bilden, wenn er Deine Bekanntschaft werde gemacht haben. Weißt Du was, meine teurer Rodion, ich glaube auf Grund gewisser Erwägungen (die übrigens in keiner Weise auf Peter Petrowitsch speziellen Bezug haben, sondern bloß so meine eigenen, rein persönlichen Erwägungen sind, vielleicht sogar nur Schrullen einer alten Frau), also ich glaube, ich tue vielleicht am besten, wenn ich nach der Hochzeit der beiden getrennt für mich wohne, so wie bisher, und nicht mit ihnen zusammen. Ich bin fest überzeugt, er wird so edel denkend und zartfühlend sein, mir selbst den Vorschlag zu machen, daß ich mich von meiner Tochter nicht trennen, sondern mit ihnen zusammenziehen möchte, und wenn er es bisher noch nicht gesagt hat, so erklärt sich das selbstverständlich daher, weil es auch ohne ausdrückliche

Erwähnung so die übliche Voraussetzung ist; aber ich werde ablehnen. Ich habe in meinem Leben schon wiederholentlich die Beobachtung gemacht, daß die Männer ihre Schwiegermütter nicht sonderlich gern mögen; und ich möchte nicht nur keinem Menschen auch nur im geringsten lästig fallen, sondern auch selbst völlig frei bleiben, solange ich noch einen eigenen Bissen Brot und solche Kinder habe, wie Ihr beide seid, Du und Awdotja. Wenn es sich so einrichten läßt, will ich in der Nähe von Euch beiden meinen Wohnsitz nehmen; denn, lieber Rodion, das Allerangenehmste habe ich bis zum Schlusse dieses Briefes verspart. Erfahre nämlich, mein lieber Sohn, daß wir vielleicht sehr bald alle drei wieder zusammen sein und uns nach fast dreijähriger Trennung umarmen werden. Es ist schon bestimmt beschlossen, daß ich und Awdotja nach Petersburg ziehen; wann, das weiß ich noch nicht, aber jedenfalls sehr, sehr bald, vielleicht sogar schon in einer Woche. Alles hängt von Peter Petrowitschs Anordnungen ab, der uns sofort, wenn er sich in Petersburg wird orientiert haben, Mitteilung machen wird. Er möchte aus verschiedenen Erwägungen die Eheschließung möglichst beeilen und, wenn es angeht, noch vor Beginn der nächsten Fasten Hochzeit machen; sollte das aber wegen der Kürze der Zeit nicht ausführbar sein, dann gleich nach den Fasten, in der dritten Augustwoche. O, mit welcher Wonne werde ich Dich an mein Herz drücken! Awdotja ist von der frohen Aussicht, Dich wiederzusehen, ganz aufgereggt und sagte einmal im Scherz, schon allein deswegen würde sie Peter Petrowitschs Frau werden. Sie ist ein Engel! Sie wird jetzt keine Nachschrift zu diesem Briefe hinzufügen, sondern hat mir nur aufgetragen, zu schreiben, sie habe so viel mit Dir zu sprechen, so viel, daß sie sich jetzt nicht ein Herz dazu fassen könne, zur Feder zu greifen; denn in ein paar Zeilen könne man doch nichts Rechtes schreiben, sondern rege sich nur auf. Sie läßt Dir sagen, sie um-

arme Dich herzlich und küsse Dich tausendmal. Obwohl wir uns aber vielleicht sehr bald persönlich sehen werden, will ich Dir doch dieser Tage so viel Geld schicken, wie ich kann. Jetzt, wo alle wissen, daß Awdotja Peter Petrowitsch heiratet, ist auch mein Kredit auf einmal besser geworden, und ich weiß sicher, daß Afanasi Zwanzowitsch, wenn ich ihm meine Pension verpfände, mir jetzt sogar bis zu fünfundsiebzig Rubeln borgen wird, so daß ich Dir vielleicht fünfundzwanzig Rubel oder selbst dreißig schicken kann. Ich würde noch mehr schicken, bin aber in Sorge wegen unsrer Reisekosten; und obwohl Peter Petrowitsch so freundlich war, einen Teil der Kosten für unsre Fahrt nach der Hauptstadt selbst zu übernehmen (er hat sich nämlich aus eigenem Antriebe erboten, unsre Frachtstücke und den großen Koffer auf seine Rechnung hinzubefördern, wobei er sich der Beihilfe von Bekannten bedienen kann), so müssen wir doch auch noch für die Ankunft in Petersburg etwas in Anschlag bringen, wo man nicht so ohne einen Groschen in der Tasche auftreten kann, wenigstens für die ersten Tage. Awdotja und ich haben übrigens schon alles genau berechnet, und es ergab sich, daß uns die Fahrt nicht sehr teuer kommt. Bis zur Bahn sind von uns nur neunzig Werst, und wir haben schon für jeden Fall mit einem uns bekannten Bauern, der Führen macht, uns über den Preis geeinigt; und auf der Bahn fahren Awdotja und ich seelenvergnügt in der dritten Klasse. So klügle ich es vielleicht zurecht, daß ich Dir nicht fünfundzwanzig, sondern hoffentlich dreißig Rubel schicken kann. Aber nun genug; zwei Bogen habe ich ganz voll geschrieben, und es ist kein Raum mehr übrig. Es ist eine ordentliche lange Geschichte geworden; aber wieviel Ereignisse hatten sich auch angesammelt! Jetzt, lieber Rodion, umarme ich Dich in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und gebe Dir meinen mütterlichen Segen. Lieber Rodion, liebe Deine Schwester Awdotja; liebe sie so, wie sie Dich liebt, und



sei Dir bewußt, daß sie Dich grenzenlos liebt, mehr als sich selbst. Sie ist ein Engel, und Du, Rodion, bist unser ein und alles, unsre ganze Hoffnung, unsre ganze Zuversicht. Wenn Du nur glücklich bist, dann sind wir es auch. Betest Du auch wohl wie früher zu Gott, lieber Rodion, und glaubst Du an die Gnade unsres Schöpfers und Erlösers? Ich fürchte in meinem Herzen, daß auch Du Dich von dem Unglauben, der in neuester Zeit Mode geworden ist, habest anstecken lassen. Wenn es so sein sollte, dann will ich für Dich beten. Denke daran, mein Sohn, wie Du damals, als Du noch ein Kind warst und Dein Vater noch lebte, auf meinem Schoße Deine Gebete lalltest, und wie glücklich wir damals alle waren. Adieu, oder vielmehr: auf Wiedersehen! Ich umarme Dich von ganzem, ganzem Herzen und küsse Dich unzählige Male.

Deine bis in den Tod getreue  
Pulcheria Raskolnikowa."

Fast die ganze Zeit, während Raskolnikow las, vom Anfang des Briefes an, war sein Gesicht feucht von Tränen; als er aber bis zum Schlusse gelangt war, war es bleich und krampfhaft verzerrt, und ein trübes, bitteres, ingrimmigcs Lächeln spielte auf seinen Lippen. Er legte sich mit dem Kopfe auf sein dünnes, abgenutztes Kissen und dachte lange, lange nach. Hestig schlug ihm das Herz, und heftig wogten seine Gedanken hin und her. Schließlich wurde es ihm zu schwül und zu eng in diesem gelben Kämmerchen, das wie ein Schrank oder wie ein Koffer aussah. Sein Blick und seine Gedanken verlangten nach freiem Raume. Er ergriff seinen Hut und ging hinaus, diesmal ohne sich davor zu fürchten, daß er jemandem auf der Treppe begegnen könnte; dieser Gedanke kam ihm gar nicht. Er schlug die Richtung nach der Basiliusinsel ein, den W...-Prospekt entlang, als hätte er einen eiligen Geschäftsgang dorthin, ging aber nach seiner Gewohnheit, ohne

auf den Weg zu achten, vor sich hin flüsternd und sogar laut mit sich redend, worüber sich die Vorübergehenden nicht wenig wunderten. Viele hielten ihn für betrunken.

## IV

Der Brief seiner Mutter bereitete ihm heftige Qual. Hinsichtlich des wichtigsten und wesentlichsten Punktes hatte bei ihm keinen Augenblick ein Zweifel bestanden, selbst damals nicht, als er noch mit dem Lesen beschäftigt gewesen war. Die Kernfrage war für ihn entschieden, und zwar endgültig entschieden. „Diese Heirat findet, solange ich lebe, nicht statt; hole diesen Herrn Luschin der Teufel!“

„Die ganze Sache ist ja doch so durchsichtig,“ murmelte er spöttisch lächelnd vor sich hin und gab sich schon im voraus einem Gefühle des Triumphes wegen der glücklichen Durchsetzung seines Entschlusses hin. „Nein, Mama, nein, Awdotja, ihr könnt mich nicht täuschen! . . . Und da entschuldigen sie sich auch noch, daß sie nicht meinen Rat erbeten, sondern die Sache ohne mich entschieden haben! Unsinn! Sie denken, jetzt lasse sich die Sache nicht mehr vereiteln; aber wir werden ja sehen, ob das geht oder nicht geht. Und was für eine famose Ausflucht: Peter Petrowitsch, heißt es, ist von seinen Geschäften so stark in Anspruch genommen, daß er sogar seine Heirat nur mit Extrapost oder Schnellzug bewerkstelligen kann. Nein, meine liebe Awdotja, ich durchschaue alles und weiß, worüber du mit mir so viel zu sprechen vorhast. Ich weiß auch, worüber du die ganze Nacht nachgedacht hast, während du im Zimmer auf und ab gingst, und um was du vor dem Bilde der Muttergottes von Kasan, das in Mamas Schlafzimmer steht, gebetet hast. Es ist ein schwerer Gang, der Gang nach Golgatha. Hm! . . . Es ist also bereits unwiderruflich beschlossen: du bist willens, einen geschäftskundigen, praktisch ge-

sinnten Mann zu heiraten, Awdotja Romanowna, einen Mann, der eigenes Kapitalvermögen besitzt (der ‚bereits‘ eigenes Kapitalvermögen besitzt, das klingt noch kräftiger, lockender), zwei amtliche Stellungen bekleidet und die Anschauungen unserer jüngeren Generation teilt, wie Mama schreibt, und ‚wie es scheint‘ ein guter Mensch ist, wie Awdotja selbst bemerkt. Dieses ‚wie es scheint‘ ist ganz besonders prachtvoll. Und diese gute Awdotja wird dieses ‚wie es scheint‘ heiraten! Prachtvoll! Prachtvoll!

„Merkwürdig ist aber auch, warum mir Mama eigentlich etwas von der ‚jüngeren Generation‘ geschrieben hat. Wollte sie damit lediglich die Person charakterisieren oder verfolgte sie damit eine weitergehende Absicht: mich für Herrn Luschin günstig zu stimmen? O, ihr schlaunen Weiber! Auch noch einen andern Umstand aufzuklären wäre interessant: bis zu welchem Grade waren sie beide an jenem Tage und in jener Nacht und in der ganzen folgenden Zeit offenherzig gegeneinander? Wurde wohl zwischen ihnen alles mit Worten geradezu ausgesprochen, oder wußten sie beide, daß die eine wie die andre ein und dasselbe im Herzen und im Sinne hatte, so daß es nicht erforderlich war, alles laut zu sagen, wobei man sich leicht häßlich verschnappen konnte? Wahrscheinlich hat sich die Sache zum Teil wirklich so verhalten; das läßt sich aus dem Briefe ersehen: der Mama kam er schroff vor, ‚ein wenig schroff‘, und die naive Mama teilte diese Beobachtung ihrer Tochter mit. Aber die wurde natürlich böse darüber und ‚antwortete ordentlich ärgerlich‘. Selbstverständlich! Wen sollte so etwas nicht wütend machen, wenn eine Sache auch ohne naive Fragen klar ist, und wenn bereits entschieden ist, daß keine weitere Debatte stattfinden soll. Und warum schreibt sie mir da: ‚Lieber Rodion, liebe Deine Schwester Awdotja; sie liebt Dich mehr als sich selbst‘: quälen sie da im geheimen Gewissensbisse, weil sie zu der Aufopferung der Tochter für den Sohn ihre Zustimmung



gegeben hat? „Du bist unsere Zuversicht, unser ein und alles! O Mamachen!“

Der Ingrimms Kochte in ihm immer stärker, und wäre ihm jetzt Herr Luschin begegnet, so hätte er ihn wahrscheinlich totgeschlagen!

„Hm! . . . das ist richtig,“ fuhr er fort, indem er die Gedanken weiter verfolgte, die in seinem Kopfe wild herumwirbelten. „Das ist ja richtig, daß man sich einem Menschen nur ganz allmählich und vorsichtig nähern muß, um ihn genau kennen zu lernen; aber was Herrn Luschin selbst anlangt, so ist ja sein Charakter von vornherein klar und verständlich. Die Hauptsache ist: er ist sehr geschäftstüchtig und ‚wie es scheint‘ ein guter Mensch: es ist ja keine Kleinigkeit, daß er den Transport der Frachtstücke übernommen hat und den großen Koffer auf seine Kosten herbefördern will! Und da sollte er kein guter Mensch sein? Die beiden Frauen aber, die Braut und die Mutter, dingen einen Bauer und fahren auf einem Bauernwagen, auf dem eine Bastmatte liegt (ich bin ja selbst dort so gereist!). Tut nichts; es sind ja nur neunzig Werst, und dann fahren wir seelenvergnügt in der dritten Klasse, gegen tausend Werst. Es ist ja sehr verständig, wenn man sich nach seiner Decke streckt; aber Sie, Herr Luschin, was sagen Sie dazu? Es ist ja doch Ihre Braut . . . Und ist Ihnen das unbekannt geblieben, daß die Mutter sich auf ihre Pension das Reisegeld borgt? Gewiß, die Meinigen und Herr Luschin haben zusammen gleichsam eine Art von gemeinsamem kaufmännischen Geschäft, ein Unternehmen zu beiderseitigem Nutzen und mit gleichen Anteilen; folglich müssen auch die Ausgaben in zwei gleiche Teile gehen; nach dem üblichen Grundsatz: Brot und Salz gemeinsam, aber Tabak jeder für sich. Aber auch hier hat der geschäftserfahrene Mann sie ein bißchen übers Ohr gehauen: das Gepäck kostet weniger als ihre Reise, und vielleicht fährt es sogar ganz umsonst. Sehen das nun die beiden Frauen nicht, oder wollen sie es absichtlich

XIX. 6.

nicht bemerken? Sie sind ja zufrieden, so zufrieden! Und wenn man nun bedenkt, daß dies nur der Anfang, die Blüten sind und die wahren Früchte erst hinterdrein kommen! Und was ist die Hauptsache bei alledem? Die Hauptsache ist nicht der Geiz und die Akauferei, sondern der Ton, aus dem das Ganze geht. Das wird der künftige Ton nach der Hochzeit sein; darin liegt eine Vordeutung . . . Ja, und Mama lebt lustig drauflos! Mit wieviel wird sie in Petersburg ankommen? Mit zwei oder drei ‚Scheinchen‘, wie jenes . . . alte Weib . . . sagt . . . hm! Wovon gedenkt sie denn nachher in Petersburg zu leben? Sie hat ja schon aus irgendwelchen Anzeichen herausgeföhlt, daß sie nach der Hochzeit nicht wird mit Awdotja zusammenwohnen können, nicht einmal in der ersten Zeit. Der liebe Mensch hat gewiß ‚im Eifer des Gespräches‘ Andeutungen gemacht und seine Meinung zu verstehen gegeben, obwohl Mama einem auf das entschiedenste verwehrt, sich den Hergang so vorzustellen, und ausdrücklich sagt: ‚Ich selbst werde es ablehnen.‘ Was denkt sie sich denn, wovon sie leben wird? Von den hundertzwanzig Rubeln Pension, von denen erst noch der Betrag der Schuld an Afanasi Iwanowitsch abgeht? Sie wird dann hier Wintertücher stricken und Manschetten stiften und sich die alten Augen verderben. Aber die Tücher und Manschetten bringen ihr nur zwanzig Rubel jährlich zu den hundertzwanzig Rubeln; darüber weiß ich Bescheid. Also setzen sie ihre Hoffnung doch auf den Edelmut des Herrn Luschin. ‚Er wird selbst den Vorschlag machen und mich darum bitten.‘ Das wird ihm gar nicht einfallen! So geht es immer bei diesen Schillerschen schönen Seelen: bis zum letzten Moment schmücken sie einen Menschen mit Pfauensfedern; bis zum letzten Moment erwarten sie von ihm nur Gutes und nichts Schlechtes; wiewohl sie die Rehrseite der Medaille ahnen, mögen sie sich doch um keinen Preis dazu entschließen, beizeiten das Kind beim richtigen Namen zu

nennen; es schaudert ihnen bei dem bloßen Gedanken; mit Händen und Füßen sträuben sie sich gegen die Wahrheit, bis der Mensch, den ihre Phantasie so schön herausstaffiert hat, sie gehörig hineinlegt. Es wäre mir interessant, zu wissen, ob Herr Luschin Orden besitzt; ich möchte darauf wetten, er hat den Annaorden im Knopfloch und legt ihn zu Dinern bei Industriellen und Kaufleuten an. Vielleicht trägt er ihn auch bei seiner Hochzeit! Aber der Teufel soll ihn holen! . . .

„Nun, von Mama will ich weiter nichts sagen; das liegt nun einmal so in ihrem Wesen; aber wie steht es mit Awdotja? Liebste, beste Awdotja, ich kenne dich doch! Du warst schon zwanzig Jahre alt, als wir uns zum letzten Male sahen; über deinen Charakter war ich schon damals im klaren. Da schreibt Mama: ‚Awdotja kann vieles ertragen.‘ Das wußte ich. Das habe ich schon vor zwei und einem halben Jahre gewußt, und seitdem habe ich zwei und ein halbes Jahr lang daran gedacht, gerade darangedacht, daß ‚Awdotja vieles ertragen kann‘. Schon daß sie Herrn Swidrigailow mit allem Nachfolgenden zu ertragen vermochte, zeigt, daß sie vieles ertragen kann. Und jetzt ist sie mit Mama der Meinung, daß sie auch Herrn Luschin ertragen könne, der seine Theorie von der besseren Qualifizierung derjenigen Frauen auseinandersetzt, welche aus der größten Armut herkommen und nur von den Wohlthaten ihrer Männer leben, und der dies noch dazu fast beim ersten Zusammensein auseinandersetzt. Nun, nehmen wir selbst an, er habe das nur so ‚im Eifer des Gespräches‘ gesagt, wie wohl er doch ein kluger Mann ist (so daß er es vielleicht gar nicht im Eifer gesagt hat, sondern geradezu beabsichtigte, gleich von vornherein das gegenseitige Verhältnis klarzustellen); aber Awdotja, was soll man von Awdotja denken? Sie durchschaut doch den Menschen, und trotzdem entschließt sie sich, mit ihm zu leben. Sie würde ja lieber nur Schwarzbrot essen und Wasser dazu trin-



fen als ihre Seele verkaufen; sie würde ihre moralische Freiheit nicht für eine behagliche Existenz hingeben; für ganz Schleswig-Holstein würde sie sie nicht hingeben, geschweige denn für Herrn Luschin. Nein, so war Awdotja, soweit ich sie kannte, ganz und gar nicht, und . . . sie wird sich gewiß auch jetzt nicht geändert haben! Das ist ja nicht zu bestreiten: es ist ein schwer Ding, mit Leuten vom Schlage des Herrn Swidrigailow zu tun zu haben; es ist ein schwer Ding, für zweihundert Rubel sein Lebelang von einem Gouvernement nach dem andern zu ziehen! Aber das weiß ich dennoch sicher, daß meine Schwester eher Sklavin bei einem Pflanze oder Magd bei einem Deutschen in den Ostseeprovinzen werden als ihren Geist und ihr sittliches Gefühl durch die Verbindung mit einem Menschen herabwürdigen würde, den sie nicht achtet und mit dem sie innerlich nichts gemein hat, — lebenslänglich, nur um ihres persönlichen Vorteils willen! Und bestände Herr Luschin ganz aus purem Golde oder aus einem einzigen Brillanten, auch dann würde sie nicht einwilligen, Herrn Luschins legitime Beischläferin zu werden! Warum willigt sie denn jetzt ein? Wo steckt der Grund? Welches ist die Lösung des Rätsels? Die Sache ist klar: um ihrer selbst willen, um sich ein behagliches Dasein zu schaffen, ja, selbst um sich vom Tode zu retten, würde sie sich nicht verkaufen; aber um eines andern willen ist sie imstande, sich zu verkaufen! Um eines lieben, vergötterten Menschen willen verkauft sie sich! Und das ist der Schlüssel zu ihrer Handlungsweise: um des Bruders, um der Mutter willen verkauft sie sich, verkauft sie alles, was sie hat. O, wenn es sich darum handelt, ersticken wir auch unser sittliches Gefühl; wir bringen unsre Freiheit, unsre Ruhe, sogar unser Gewissen, alles, alles auf den Trödelmarkt. Mag auch unser Leben zerstört sein, wenn nur diese unsre geliebten Angehörigen glücklich sind! Und daran nicht genug: wir ersinnen uns noch eine eigene Kasuistik,

gehen bei den Jesuiten in die Lehre, beruhigen vielleicht für einige Zeit unser eigenes Herz und überreden uns, daß es so nötig, tatsächlich nötig war für den guten Zweck. Ja, so sind wir, und alles ist sonnenklar. Es ist klar, daß es sich hier um keinen andern als um Rodion Romanowitsch Raskolnikow handelt und daß er in erster Linie steht. Nun natürlich, sie, die gute Schwester, kann ja sein Glück begründen, ihn auf der Universität erhalten, ihn bei dem Büro zum Kompagnon machen, sein ganzes Schicksal sicherstellen; wer weiß, ob er nicht später noch reich wird und als ein angesehener, geachteter, vielleicht sogar berühmter Mann sein Leben beschließt. Und die Mutter? Es handelt sich ja um Rodion, den teuren Rodion, den Erstgeborenen! Nun, wie sollte man um eines solchen Erstgeborenen willen nicht eine solche Tochter opfern? O ihr lieben, ungerechten Seelen! Ei nun, unter diesen Umständen weigern wir uns nicht, sogar das Los einer Sofja auf uns zu nehmen! Sofja, Sofja Marmeladowa, dieser ewige Typus, solange die Welt steht! Habt ihr beide aber auch die Größe dieses Opfers in vollem Umfange ermessen? Wirklich? Reicht die Kraft zu? Bringt es Nutzen? Ist es vernünftig? Weißt du auch, liebe Awdotja, daß Sofjas Los in keiner Weise schrecklicher ist als das deine an Herrn Luschins Seite? ‚Liebe kann nicht vorhanden sein‘, schreibt Mama. Wie aber, wenn nicht nur keine Liebe, sondern auch keine Achtung vorhanden sein kann, sondern im Gegenteil sich bereits Abneigung, Geringschätzung und Widerwillen entwickelt haben, was dann? Und es stellt sich dann auch in dieser Situation wieder die Notwendigkeit heraus, ‚auf Sauberkeit bedacht zu sein‘. Oder ist es etwa nicht so? Verstehst du, verstehst du, verstehst du auch wirklich, was es mit dieser Sauberkeit für eine Bewandtnis hat? Verstehst du, daß die Sauberkeit der Frau Luschina völlig auf gleicher Stufe steht mit Sofjas Sauberkeit und vielleicht noch schlimmer, häßlicher und

gemeiner ist, weil du, liebe Awdotja, dabei doch auch auf einen entbehrlichen Komfort spekulierst, während es sich dort einfach um den Hungertod handelt! Diese Sauberkeit kostet viel, sehr viel, liebe Awdotja! Und wenn dann schließlich die Kraft doch nicht zureicht und sich die Reue einstellt? Wieviel Gram, Trauer, Selbstverwünschungen und Tränen werden dir dann beschieden sein, Tränen, die sich vor aller Augen verbergen, da du eben keine Marfa Petrowna bist, die allen alles sagt. Und was wird dann aus der Mutter werden? Sie ist ja schon jetzt beunruhigt und quält sich; wie wird es erst dann sein, wenn sie alles klar durchschaut? Und wie wird es mit mir stehen? . . . Ja, was hast du dir denn eigentlich von mir gedacht? Ich will dein Opfer nicht, liebe Awdotja; ich will es nicht, liebe Mama! Das soll und darf nicht geschehen, solange ich lebe; es soll und darf nicht geschehen! Ich nehme das Opfer nicht an!"

Plötzlich durchzuckte ihn ein anderer Gedanke, und er blieb stehen.

„Es soll nicht geschehen? Aber was willst du denn tun, um es zu verhindern? Willst du es verbieten? Was hast du dazu für ein Recht? Was kannst du ihnen deinerseits als Entgelt dafür versprechen, daß sie dir hierin willfahren? Willst du ihnen versprechen, ihnen deine ganze Zukunft, deine ganze Existenz zu weihen, wenn du die Studien absolviert und eine Stelle erhalten haben wirst? Schön gesagt; aber das ist ja noch in weitem Felde; was soll aber jetzt gleich geschehen? Es muß doch jetzt sofort etwas getan werden, begreifst du das? Du aber, was tust du jetzt? Du plünderst sie aus. Geld verschaffen sie sich, indem sie die Pension von hundertzwanzig Rubeln verpfänden und sich von Swidrigailows Vorschuß geben lassen! Wie wirst du sie gegen Swidrigailows und Afanasi Iwanowitsch Bachruschin schützen, du künftiger Millionär, du Jupiter, der du ihr Schicksal ordnest und



lenkst? Wohl nach zehn Jahren? Aber in zehn Jahren ist deine Mutter schon blind vom Lächerstricken, vielleicht auch vom Weinen, und krank und abgezehrt vom Fasten. Und deine Schwester? Nun, überlege einmal, wie es mit deiner Schwester nach zehn Jahren stehen mag, wie es ihr während dieser zehn Jahre vielleicht geht! Kannst du dir davon ein Bild machen?"

So quälte und höhnte er sich mit diesen Fragen; er empfand dabei sogar eine Art von Genuß. Übrigens waren alle diese Fragen ihm nicht neu und traten ihm nicht erst jetzt unerwartet entgegen; es waren alte Fragen, die ihn schon geraume Zeit gepeinigt hatten. Schon lange war es her, daß sie angefangen hatten, ihn zu martern, sein Herz zu zerfleischen. Schon vor langer, langer Zeit war dieser ganze jehige schwere Gram in seinem Innern entstanden, war herangewachsen und angeschwollen, und nun war er in der letzten Zeit herangereift und hatte sich zu einer schrecklichen, wilden, gespenstischen Frage konzentriert, die ihm Herz und Geist folterte und unabweisbar nach einer Lösung verlangte. Jetzt nun traf ihn auf einmal der Brief seiner Mutter wie ein Donnerschlag. Es war klar: jetzt durfte er nicht mehr sich grämen, passiv leiden und über die Unlösbarkeit dieser Fragen reflektieren, sondern er mußte unbedingt etwas tun, und zwar sofort, so schnell wie möglich. Unter allen Umständen mußte er sich entscheiden, nach irgendeiner Seite hin, oder . . .

„Oder ich muß überhaupt auf ein lebenswertes Leben verzichten!“ rief er in plötzlich hervorbrechender Wut. „Muß gehorsam das Schicksal hinnehmen, wie es eben ist, ein für allemal, und alle Wünsche in mir ersticken und auf jedes Recht zu handeln, zu leben und zu lieben verzichten!“

„Verstehen Sie, verstehen Sie, mein Herr, was das besagen will, wenn man nirgends mehr hingehen kann?“ Diese Frage, die er gestern von Marmeladow gehört hatte, fiel ihm auf ein-

mal ein. ‚Es müßte doch jeder Mensch wenigstens irgendwohin gehen können.‘

Da fuhr er zusammen. Ein anderer Gedanke, auch einer vom gestrigen Tage, tauchte wieder in ihm auf. Er fuhr aber nicht deshalb zusammen, weil ihm dieser Gedanke wieder aufgetaucht war; er hatte es geahnt, gewußt, daß er sicher wieder auftauchen werde, und hatte es bereits erwartet; auch stammte dieser Gedanke keineswegs erst von gestern her. Aber der Unterschied lag darin, daß dieser Gedanke vor einem Monate, ja, selbst gestern noch, lediglich ein Phantasiegebilde gewesen war, jetzt aber . . . jetzt ihm auf einmal nicht als Phantasiegebilde, sondern in einer neuen, furchtbaren, ganz unbekanntem Gestalt entgegentrat; und er selbst wurde sich dessen sofort bewußt. Es war wie ein Schlag vor den Kopf, und es wurde ihm dunkel vor den Augen.

Er sah sich hastig um; er suchte etwas. Er wollte sich hinsetzen und suchte eine Bank. Er befand sich augenblicklich auf dem R...-Boulevard. Eine Bank stand ein kleines Stückchen vor ihm, etwa hundert Schritte entfernt. Er ging, so schnell er konnte, nach ihr hin; unterwegs aber hatte er ein kleines Erlebnis, das ihn für kurze Zeit hinderte, an etwas andres zu denken.

Während er die Bank ins Auge faßte, bemerkte er eine Frauensperson, die etwa zwanzig Schritte vor ihm ging; indes beachtete er sie anfangs gar nicht, ebensowenig wie er die andren Gegenstände beachtet hatte, die an seinem Auge vorübergeglitten waren. Es war ihm schon oft begegnet, daß er nach Hause kam und sich schlechterdings nicht des Weges erinnern konnte, den er gegangen war; es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, so achtlos zu gehen. Aber die Frauensperson, die da ging, hatte etwas so Sonderbares an sich, was einem beim ersten Blick ins Auge fiel, daß allmählich seine Aufmerksamkeit an ihr haftete, anfangs unwillkürlich und sogar zu seinem Verdrusse, dann aber mit immer

wachsendem Interesse. Es kam ihm die Lust an, festzustellen, was denn eigentlich an dieser Frauensperson so sonderbar sei. Erstens war sie offenbar ein noch sehr junges Mädchen; sie ging trotz der Hitze in bloßem Kopfe, ohne Sonnenschirm und Handschuhe, und schlenkerte in lächerlicher Weise mit den Armen. Sie trug ein leichtes, seidenes Kleidchen; aber auch dieses saß ihr sehr wunderlich auf dem Leibe und war nur sehr mangelhaft zugeknöpft; hinten an der Taille, gerade am Rockansatz, war es zerrissen; ein ganzer Fetzen stand ab und hing, hin und her pendelnd, herunter. Ein kleines Tuch umgab locker den bloßen Hals, saß aber schief, ganz nach der einen Seite hin. Ferner hatte das Mädchen einen unsicheren Gang; sie stolperte und schwankte sogar nach allen Seiten hin. Diese Erscheinung nahm schließlich Raskolnikow's ganzes Interesse in Anspruch. Er holte das Mädchen dicht bei der Bank ein; aber sowie sie die Bank erreicht hatte, fiel sie geradezu darauf nieder, in eine Ecke, ließ den Kopf gegen die Rücklehne sinken und schloß die Augen, anscheinend vor äußerster Müdigkeit. Als er sie näher ansah, wurde ihm sofort klar, daß sie völlig betrunken war; es war ein ganz seltsamer, sonderbarer Anblick. Es kam ihm sogar einen Augenblick der Gedanke, ob er sich nicht doch irre. Er sah ein noch ganz junges Gesichtchen vor sich, von sechzehn oder vielleicht sogar nur von fünfzehn Jahren, klein, blondhaarig und hübsch, aber über und über glühend und wie geschwollen. Das Mädchen hatte anscheinend für ihre ganze Umgebung sehr wenig Verstandnis; sie hatte das eine Bein über das andere geschlagen, wobei sie es weit mehr als schicklich vorstreckte; nach allem zu urteilen, war sie sich gar nicht bewußt, daß sie auf der Straße war.

Raskolnikow setzte sich nicht hin, mochte aber auch nicht weggehen, sondern blieb unentschlossen vor ihr stehen. Dieser Boulevard ist immer wenig belebt; jetzt aber, zwischen ein und zwei



Uhr mittags und bei dieser Hitze, war fast niemand zu sehen. Nur seitwärts, etwa fünfzehn Schritte entfernt, war am Rande des Boulevards ein Herr stehen geblieben, der, wie aus seinem ganzen Benehmen ersichtlich war, die größte Lust hatte, gleichfalls zu dem Mädchen mit irgendwelchen Absichten hinzugehen. Wahrscheinlich hatte auch er sie von weitem gesehen und einzuholen gesucht, aber Raskolnikow war ihm dazwischengekommen. So warf er ihm denn wütende Blicke zu, die er aber vor ihm zu verbergen bemüht war, und wartete ungeduldig, bis der unangenehme Lumpenkerl fortginge, so daß er selbst sich heranmachen konnte. Die Sache war sehr durchsichtig. Der Herr war etwa dreißig Jahre alt, von kräftigem Körperbau, wohlgenährt, mit gesunder, blühender Gesichtsfarbe, roten Lippen und kleinem Schnurrbart; sein Anzug zeigte die größte Eleganz. Raskolnikow fühlte, wie eine grimmige Wut in ihm aufstieg; er verspürte Lust, diesen wohlgenährten Laffen irgendwie zu beleidigen. Darum verließ er das Mädchen einen Augenblick und ging auf den Herrn zu.

„He, Sie, Sie Swidrigailow, Sie! Was haben Sie hier zu suchen?“ rief er ihm zu; er ballte die Fäuste und lachte mit vor Wut bebenden Lippen.

„Was soll das heißen?“ fragte der Herr in scharfem Tone, zog die Augenbrauen zusammen und blickte ihn von oben herab erstaunt an.

„Scheren Sie sich von hier weg! Das soll das heißen!“

„Kanaille, wie kannst du dich unterstehen . . .“

Er holte mit seinem Spazierstocke aus. Raskolnikow stürzte mit erhobenen Fäusten auf ihn zu, ohne zu überlegen, daß der kräftige Herr wohl mit zwei solchen, wie er, fertig werden konnte. Aber in diesem Augenblicke packte ihn jemand von hinten mit festem Griffe, und ein Schutzmann stand zwischen ihnen.

„Hören Sie auf, meine Herren! Keine Schlägerei auf öffentlichen Plätzen! Was haben Sie denn? Was bist du denn für einer?“ wandte er sich mit strenger Miene zu Rascolnikow, da er dessen zerlumpten Anzug bemerkte.

Rascolnikow sah ihn aufmerksam an. Es war ein braves Beamtengeſicht mit grauem Schnurrbart und Backenbart und mit verſtändig blickenden Augen.

„Sie kommen mir wie gerufen,“ rief er und ergriff ſeine Hand. „Ich bin ein gewefener Student; mein Name iſt Rascolnikow . . . Das mag auch gleich für Sie geſagt ſein!“ fügte er, zu dem Herrn gewendet, hinzu. „Bitte, kommen Sie einmal mit; ich will Ihnen etwas zeigen.“

Er nahm den Schutzmann bei der Hand und führte ihn zu der Bank hin.

„Da, ſehen Sie, ſie iſt ganz betrunken; ſie kam eben den Boulevard entlang. Wer weiß, was ſie für eine ſein mag; aber wie eine Gewerbsmäßige ſieht ſie nicht aus. Wahrscheinlich iſt ſie irgendwo betrunken gemacht und dann gemißbraucht worden . . . zum erſten Male, . . . verſtehen Sie? Und dann hat man ſie auf die Straße gebracht. Sehen Sie nur, wie das Kleid zerriffen iſt; ſehen Sie, wie ſie angezogen iſt: es haben ſie andre Leute angezogen, nicht ſie ſelber; und Hände, die ſich nicht darauf verſtanden, haben es getan, Männerhände. Das ſieht man. Und nun ſehen Sie einmal dahin: dieſen Laſſen, den ich eben durchprügeln wollte, kenne ich nicht; ich ſehe ihn zum erſten Male in meinem Leben. Er hat ſie auch hier auf der Straße bemerkt, jetzt eben, hat geſehen, daß ſie betrunken iſt und von ſich nichts weiß, und nun brennt er darauf, heranzugehen, ſich ihrer in dieſem Zuſtande zu bemächtigen und ſie irgendwohin zu verſchleppen . . . Es iſt ganz beſtimmt ſo; Sie können mir glauben, daß ich mich nicht irre. Ich habe mit eigenen Augen geſehen, wie er ſie be-

obachtete und ihr nachging; nur kam ich ihm in die Quere, und er wartet jetzt nur darauf, daß ich weggehe. Da, jetzt ist er ein bißchen weitergegangen und steht nun da, als wollte er sich eine Zigarette drehen. Wie können wir ihn hindern? Wie können wir sie nach Hause schaffen? Überlegen Sie mal!"

Der Schutzmann hatte die Sachlage sofort erfaßt. Was der kräftige Herr für einer war, darüber konnte kein Zweifel bestehen; aber was war nun mit dem Mädchen anzufangen? Der Schutzmann beugte sich über sie, um sie aus größerer Nähe zu betrachten, und aufrichtiges Mitleid spiegelte sich in seinen Zügen wider.

„Ach, wie schade!“ sagte er und wiegte den Kopf hin und her. „Sie ist ja noch das reine Kind. Sie ist gemißbraucht worden, das ist sicher. Hören Sie, Fräulein!“ rief er sie an. „Wo wohnen Sie?“

Das Mädchen öffnete die müden, trüben Augen, blickte den Fragenden stumpffinnig an und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Hören Sie,“ sagte Raskolnikow, „hier“ (er wühlte in seiner Tasche und holte zwanzig Kopeken heraus), „hier, nehmen Sie eine Droschke und sagen Sie dem Kutscher, er solle sie nach Hause fahren. Wenn wir nur ihre Adresse erfahren könnten!“

Der Schutzmann nahm das Geld. „Fräulein, he, Fräulein!“ begann er von neuem. „Ich will gleich eine Droschke für Sie nehmen und Sie selbst nach Hause begleiten. Wohin befehlen Sie, he? Wo wohnen Sie?“

„Geht doch weg! ... Laßt mich in Ruhe!“ murmelte das Mädchen und wehrte wieder mit der Hand ab.

„Ach, wie häßlich, wie häßlich! Sie sollten sich schämen, Fräulein, ja, schämen sollten Sie sich!“ Er schüttelte nochmals den Kopf, vorwurfsvoll, mitleidig und unwillig. „Das ist eine schwere



Aufgabe," wandte er sich an Raskolnikow und betrachtete ihn wieder vom Kopf bis zu den Füßen mit einem schnellen Blicke. Auch dieser Mensch kam ihm wohl sonderbar vor: hat solche Lumpen auf dem Leibe und gibt ohne weiteres Geld her!

„Haben Sie sie weit von hier gefunden?" fragte er ihn.

„Ich sagte es Ihnen schon: sie ging taumelnd vor mir her, hier auf dem Boulevard. Als sie zu der Bank kam, fiel sie nur so darauf hin."

„Ach, wie schändlich es jetzt in der Welt zugeht, Herrgott! So ein junges Ding und schon betrunken! Sie ist gemißbraucht worden, das ist sicher. Da, auch das Kleid ist zerrissen . . . Ist das eine Sittenlosigkeit heutzutage! . . . Vielleicht ist sie aus besserem Stande, aus einer verarmten Familie; das ist heutzutage nichts Seltenes. Aussehen tut sie ganz zart, ganz wie ein Fräulein."

Er beugte sich wieder über sie.

Vielleicht hatte er bei sich zu Hause auch solche heranwachsenden Töchter, „ganz wie die Fräulein und ganz zart", die den Vornehmeren ihre Manieren und allerlei Modetorheiten ablernten.

„Die Hauptsache," sagte Raskolnikow eifrig, „ist, daß dieser Schurke nicht seinen Willen bekommt. Der möchte sie noch mehr beschimpfen! Was er vorhat, ist ja ganz klar. Sehen Sie, der Schurke, er geht nicht weg!"

Raskolnikow sprach laut und wies offen mit dem Finger auf ihn. Dieser hörte es und wollte schon den Streit wieder aufnehmen; aber er besann sich eines andern und begnügte sich damit, ihm einen geringschätzigen Blick zuzuwerten. Dann ging er langsam noch zehn Schritte weiter fort und blieb wieder stehen.

„Den wollen wir schon hindern," antwortete der Schutzmann und überlegte. „Wenn sie bloß sagen möchte, wo man sie hinbringen soll; aber so . . . Fräulein, he, Fräulein!" rief er und beugte sich wieder über sie.

Sie machte plötzlich die Augen ganz auf, sah aufmerksam um sich, als hätte sie etwas von dem Vorgehenden begriffen, stand von der Bank auf und ging wieder nach der Seite zu, von der sie gekommen war.

„Pfui, ihr Unverschämten, laßt mich in Ruhe!“ sagte sie, wieder mit der abwehrenden Handbewegung.

Sie ging mit schnellen Schritten, aber ebenso stark taumelnd wie vorher. Der Lebemann ging ihr nach, aber in einer andern Allee, ohne die Augen von ihr abzuwenden.

„Seien Sie unbesorgt, ich werde es nicht zulassen,“ sagte der schaurigbärtige Schutzmann in entschiedenem Tone und folgte den beiden.

„Ist das eine Sittenlosigkeit heutzutage!“ bemerkte er seufzend noch einmal.

In diesem Augenblicke hatte Rastolnikow ein Gefühl, als ob er einen Stich bekäme; im Nu war er wie umgewandelt.

„He! Hören Sie!“ rief er dem Schutzmann nach.

Dieser wendete sich um.

„Lassen Sie die beiden nur laufen! Was geht es Sie an? Kümern Sie sich um die Geschichte nicht weiter! Gönnen Sie ihm sein Vergnügen“ (er zeigte auf den feinen Herrn). „Was geht es Sie an?“

Der Schutzmann konnte nicht klug daraus werden und blickte ihn starr an. Rastolnikow schlug ein Gelächter auf.

„Na, so was!“ sagte der Schutzmann und schwenkte verwundert den einen Arm; dann ging er dem Stutzer und dem jungen Mädchen nach. Wahrscheinlich hielt er Rastolnikow entweder für gestört oder für etwas noch Schlimmeres.

„Und meine zwanzig Kopeken hat er mitgenommen,“ sagte Rastolnikow boshaft, als er allein zurückgeblieben war. „Nun mag er von dem da auch noch etwas annehmen und das Mädchen mit

ihm gehen lassen; und das wird auch wohl das Ende vom Liede sein. Und warum habe ich mich da als Helfer hineingemischt? Ich als Helfer! Habe ich auch ein Recht zu helfen? Mögen die Menschen meinetwegen einander bei lebendigem Leibe auffressen, was geht es mich an? Und wie durfte ich diese zwanzig Kopfen weggeben? Gehörten sie denn mir?"

Trotz dieser sonderbaren Spottreden wurde ihm sehr schwer ums Herz. Er setzte sich auf die nun unbesezte Bank. Seine Gedanken waren verwirrt . . . Überhaupt machte es ihm Mühe, in diesem Augenblick an irgend etwas zu denken. Am liebsten hätte er sich selbst und alles andre vergessen, um dann später aufzuwachen und ganz von neuem anzufangen.

„Das arme Mädchen!“ sagte er mit einem Blick auf die nun leere Ecke der Bank. „Wenn sie wieder zu sich kommt, wird sie in Tränen ausbrechen, und dann erfährt ihre Mutter das Geschehene. . . Sie schlägt die Tochter mit den Fäusten, mit dem Stocke; o, der Schmerz und die Schande! Vielleicht jagt sie sie gar aus dem Hause . . . Und wenn sie sie auch nicht aus dem Hause jagt: solche Kupplerinnen, wie Darja Franzowna, wittern die Sache doch, und dann fängt das Mädchen an, hierhin und dahin seine heimlichen Gänge zu machen. Dann kommt gleich das Krankenhaus (denn so geht es immer denen, die bei anständigen Müttern wohnen und sich so im stillen außer dem Hause herumtreiben), nun, und darauf . . . darauf folgt wieder das Krankenhaus, . . . der Branntwein, . . . die Kneipen, . . . und nochmals das Krankenhaus, . . . in zwei, drei Jahren ist sie körperlich völlig ruiniert, also in einem Lebensalter von neunzehn oder auch nur achtzehn Jahren. Solche Mädchen habe ich ja schon massenhaft gesehen. Und wie sind sie so geworden? Genau auf die Weise wie hier . . . Pfui! Aber meinetwegen! Es heißt, das muß eben so sein. Ein gewisser Prozentsatz, heißt es, muß jedes Jahr draufgehen, zum



Teufel gehen, damit die übrigen frisch und gesund bleiben und sich ungestört entwickeln. Ein Prozentsatz! Wahrhaftig, prächtige termini technici haben die Leute jetzt; sie klingen so beruhigend, so wissenschaftlich. Man hat den schönen Ausdruck erfunden: ‚ein Prozentsatz‘, und nun braucht sich niemand mehr aufzuregen. Ja, wenn man einen andern Ausdruck dafür gebrauchte, nun, dann . . . wäre die Sache vielleicht aufregender . . . Wie, wenn nun auch Amdotja irgendwie in diesen Prozentsatz hineingerät? . . . Und wenn nicht in diesen, dann in einen andern!“

„Aber wo wollte ich denn eigentlich hingehen?“ überlegte er auf einmal. „Sonderbar! Ich hatte doch einen Grund, weshalb ich ausging. Als ich den Brief gelesen hatte, da ging ich fort, . . . nach der Basili-Insel, zu Rasumichin wollte ich gehen; das wars, jetzt fällt es mir ein. Aber weshalb denn? Wie ist mir denn gerade jetzt der Einfall gekommen, zu Rasumichin zu gehen? Das ist doch merkwürdig!“

Er wunderte sich über sich selbst. Rasumichin war einer seiner früheren Kommilitonen auf der Universität. Es war auffällig gewesen, daß Rasfoknikow, solange er auf der Universität war, fast keinen Freund hatte, sich von allen zurückzog, zu niemandem hinging und nur ungern jemand bei sich sah. Auch wandten sich bald alle von ihm ab. Weder an gemeinsamen Zusammenkünften, noch an Gesprächen, noch an Vergnügungen, an nichts beteiligte er sich. Er arbeitete angestrengt, ohne sich zu schonen; man achtete ihn deswegen, aber niemand mochte ihn gern. Er war bei seiner Armut von einem anmaßenden Stolge und einer seltsamen Verschlossenheit, wie wenn er in betreff seiner Person etwas zu verheimlichen hätte. Manche seiner Kommilitonen hatten von ihm den Eindruck, als blicke er auf sie alle von oben herab wie auf Kinder, in der Vorstellung, daß er sie alle in der geistigen Entwicklung, den Kenntnissen und Lebensanschauungen weit über-

holt habe, und als sehe er ihre Anschauungen und Interessen für minderwertig an.

Rasumichin war der einzige, mit dem er befreundet war; befreundet ist eigentlich zuviel gesagt, aber er war ihm gegenüber mittheilsamer und offener. Ubrigens war es gar nicht möglich, sich mit Rasumichin anders zu stellen. Dieser war ein ungemein heiterer, offenherziger Bursche und von einer Herzensgüte, die an Einfalt streifte. Aber unter dieser Einfalt verbargen sich Tiefe und Gediegenheit. Die besseren unter seinen Kommilitonen hatten dafür Verständnis, und alle mochten ihn gerne leiden. Er besaß einen guten Verstand, obwohl er sich manchmal tatsächlich etwas naiv benahm. Sein Außeres fiel auf: er war hochgewachsen, hager, stets schlecht rasiert, schwarzhaarig. Mitunter suchte er Handel, und er stand im Rufe gewaltiger Körperkraft. Einmal hatte er in der Nacht, als er in Gesellschaft die Straße entlang zog, mit einem einzigen Schläge einen baumlangen Wächter niedergeschmettert. Trinken konnte er in unbegrenztem Maße; aber er vermochte auch sich des Trinkens völlig zu enthalten. Manchmal verübte er ganz sträfliche Streiche; indes konnte er sich auch durchaus gesetzt benehmen. Eine beachtenswerte Eigenschaft an ihm war auch, daß er sich niemals durch ein Mißgeschick aus der Fassung bringen ließ und, wie es schien, auch in der schlimmsten Lage nicht den Mut verlor. Er war imstande, nöthigenfalls auf dem Dachboden zu kampieren, einen barbarischen Hunger und die fürchterlichste Kälte zu ertragen. Er war sehr arm, bestritt aber seinen Unterhalt ganz allein, indem er sich durch allerlei Arbeiten Geld verschaffte. Er kannte eine Unmenge Quellen, aus denen er schöpfen konnte, d. h. natürlich, wo er durch Arbeit sich etwas verdienen konnte. Einmal ließ er den ganzen Winter hindurch sein Zimmer gar nicht heizen und behauptete, dies sei sogar angenehmer, da man im Kalten besser schlief. Zurzeit hatte

XIX. 6.

auch er sich genöthigt gesehen, die Universität zu verlassen; jedoch sollte das nicht lange dauern, und er bemühte sich mit aller Kraft, seine Verhältnisse möglichst schnell zu bessern, um das Studium wieder fortsetzen zu können. Rasolnikow war schon vier Monate lang nicht bei ihm gewesen; Rasumichin aber wußte überhaupt nicht einmal, wo der andre wohnte. Vor zwei Monaten waren sie einmal auf der Straße einander entgegengekommen und schon ziemlich nahe gewesen; aber Rasolnikow hatte sich weggewendet und war sogar auf die andre Seite hinübergewandert, damit jener ihn nicht bemerken sollte. Und Rasumichin hatte ihn zwar doch bemerkt, war aber vorbeigegangen, um seinen „Freund“ nicht zu belästigen.

## V

„In der That, vor einiger Zeit hatte ich wirklich noch vor, Rasumichin um Arbeit zu bitten, daß er mir Privatstunden oder sonst etwas verschaffen möchte,“ überlegte Rasolnikow; „aber womit kann er mir jetzt helfen? Angenommen, er verschafft mir Stunden, angenommen sogar, er teilt mit mir seine letzte Kopeke, wenn er noch eine hat, so daß ich sogar imstande bin, mir Stiefel zu kaufen und meinen Anzug ausbessern zu lassen, um zu den Privatstunden gehen zu können, . . . hm. Aber was dann weiter? Was kann ich mit so ein paar Groschen anfangen? Entspricht das etwa meinem jetzigen Bedürfnisse? Es ist rein lächerlich, daß ich jetzt zu Rasumichin gehen wollte.“

Die Frage, warum er jetzt zu Rasumichin gehen wollte, regte ihn in Wirklichkeit mehr auf, als er selbst glaubte; voll Unruhe suchte er irgendwelchen für ihn unheilverkündenden tieferen Sinn in diesem anscheinend ganz gewöhnlichen Vorhaben.

„Wollte ich denn die ganze Angelegenheit einzig und allein durch Rasumichins Beihilfe in Ordnung bringen, und glaubte ich,



bei Masumichin Rettung aus aller Noth zu finden?“ fragte er sich verwundert.

Er sann nach und rieb sich die Stirn, und seltsam! ganz unvermutet, plötzlich und fast von selbst kam ihm nach langer Überlegung ein sonderbarer Gedanke.

„Hm ... zu Masumichin,“ sagte er im Tone einer endgültigen Entscheidung vor sich hin und fühlte sich auf einmal völlig ruhig, „zu Masumichin werde ich gehen, bestimmt, ... aber nicht jetzt gleich. Ich will zu ihm hingehen am Tage nach der betreffenden Sache, wenn die bereits erledigt ist und mein ganzes Leben einen neuen Anfang nimmt.“

Und auf einmal kam er zur Besinnung.

„Nach der betreffenden Sache,“ rief er und sprang von der Bank auf. „Aber wird die denn stattfinden? Wird sie wirklich stattfinden?“

Er verließ die Bank und ging weiter, er lief beinah. Er war schon im Begriff, umzukehren und nach Hause zu gehen; aber hiergegen stieg ihm ein furchtbarer Ekel auf: dort, in jenem gräßlichen, schrankartigen Kämmerchen, war schon seit mehr als einem Monat dieser ganze Plan in seinem Gehirne herangereift, — und er ging immer geradeaus weiter.

Sein nervöses Zittern ging in ein fieberhaftes über; er empfand sogar ein Frösteln; bei dieser Hitze froh ihn! Mit großer Anstrengung begann er, fast ohne sich dessen bewußt zu sein, einem inneren Zwange gehorchend, alle Gegenstände, an denen er vorbeikam, zu betrachten, als suche er sich gewaltsam zu zerstreuen; aber das gelang ihm nur schlecht, und er geriet alle Augenblicke von neuem in seine Grübeleien. Wenn er aber dann wieder zusammensuhr, den Kopf aufhob und um sich blickte, so hatte er sofort vergessen, woran er eben gedacht hatte, und sogar, wo er ging. Auf diese Weise durchquerte er die ganze Wasili-Insel, ge-

langte an die Kleine Nawa, überschritt die Brücke und wandte sich den andern Inseln zu. Das grüne Laub und die frische Luft taten anfangs seinen müden Augen wohl, die an den Straßensaub, den Dunst des gebrannten Kalks und die gewaltigen, beengenden und erdrückenden Häuser gewöhnt waren. Hier gab es keine dumpfe Luft, keinen üblen Geruch, keine Kneipen. Aber bald gingen auch diese angenehmen Empfindungen in krankhafte, aufregende über. Manchmal blieb er vor einer ganz im Grünen liegenden Villa stehen, blickte durch den Zaun und sah von weitem auf den Balkonen und Terrassen elegant gekleidete Frauen und in den Gärten herumlaufende Kinder. Besonders fesselten seine Aufmerksamkeit die Blumen; diese betrachtete er am längsten. Es begegneten ihm auch glänzende Karossen, Reiter und Reiterinnen; er verfolgte sie voll Interesse mit den Blicken, hatte sie aber vergessen, noch ehe sie seinen Augen entschwunden waren. Einmal blieb er stehen und überzählte sein Geld; er hatte noch etwa dreißig Kopelen übrig: „Zwanzig dem Schußmann, drei an Nastassja für den Brief; also habe ich bei Marmeladows gestern siebenundvierzig bis fünfzig Kopelen hingelegt,“ dachte er, indem er zu irgendwelchem Zwecke nachrechnete; aber gleich darauf hatte er sogar schon vergessen, warum er das Geld überhaupt aus der Tasche geholt hatte. Er erinnerte sich wieder daran, als er an einem geringen Speisehause vorbeikam, und fühlte, daß er Hunger hatte. Er ging hinein, trank ein Glas Schnaps und ließ sich eine Pastete mit irgendwelchem Füllsel darin geben; zu Ende aß er sie erst, während er schon wieder weiterging. Er hatte sehr lange keinen Branntwein getrunken gehabt, und so spürte er denn jetzt sofort die Wirkung, wiewohl er nur ein Glas getrunken hatte. Die Beine wurden ihm auf einmal schwer, und er empfand ein starkes Bedürfnis nach Schlaf. Er machte sich auf den Heimweg; aber als er schon bis zur Petrowski-Insel gekommen war, blieb

er vollständig erschöpft stehen, bog vom Wege seitwärts ab, ging in ein Gebüsch, ließ sich auf das Gras sinken und schlief in demselben Augenblicke ein.

Bei krankhaften Zuständen zeichnen sich die Träume oft durch ungewöhliche Lebhaftigkeit, Klarheit und außerordentliche Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit aus. Der eigentliche Gegenstand des Traumes ist dabei manchmal ganz ungeheuerlich, die näheren Umstände aber und die ganze Art, wie sich der Hergang abspielt, so wahrscheinlich und mit so feinen, überraschenden, aber künstlerisch zu dem Gesamtbilde durchaus passenden Einzelheiten ausgestattet, daß der Träumende im wachen Zustande, und wenn er ein Dichter wie Puschkin oder Turgenjew wäre, sie nicht ersinnen könnte. Solche krankhaften Träume haften immer lange im Gedächtnis und wirken stark auf den gestörten und schon erregten Organismus des Menschen.

Raskolnikow hatte einen furchtbaren Traum. Es träumte ihm von seiner Kindheit, wo er noch in seinem Heimatstädtchen lebte. Er ist sieben Jahre alt und geht an einem Feiertage gegen Abend mit seinem Vater vor der Stadt spazieren. Es ist trübes Wetter, ein schwüler Tag; die Örtlichkeit ist genau dieselbe, wie sie sich in seinem Gedächtnisse erhalten hat; sie ist sogar in seinem Gedächtnisse lange nicht so scharf umrissen, wie sie ihm jetzt im Traume erscheint. Das Städtchen steht deutlich vor ihm da, wie auf der flachen Hand; ringsum auch nicht ein Weidenbaum; irgendwo, in sehr weiter Ferne, ganz am Horizonte, sieht man die dunkle Silhouette eines Waldchens. Einige Schritte von dem letzten zur Stadt gehörigen Gemüsegarten entfernt steht eine Schenke, eine große Schenke, die auf ihn stets einen unangenehmen Eindruck gemacht, ja, ihm sogar Furcht eingeflößt hatte, wenn er mit seinem Vater auf dem Spaziergange daran vorbeigekommen war. Dort war immer ein großer Haufen von Menschen, die so entsetzlich schrien,



lachten, schimpften, so unanständig und heiser sangen und sich so oft prügeln; in der Umgebung dieser Kneipe trieben sich immer betrunkenen Kerle mit greulichen Gesichtern umher. Wenn sie ihnen begegneten, drückte er sich dicht an den Vater und zitterte am ganzen Leibe. Bei der Schenke führt eine Fahrstraße vorbei, ein Landweg, der immer staubig ist, und der Staub auf diesem Wege hat immer so eine schwarze Farbe. Der Weg zieht sich in mehrfachen Windungen weiter und biegt nach ungefähr dreihundert Schritten rechts um den städtischen Kirchhof herum. Mitten auf dem Kirchhofe steht eine steinerne Kirche mit grüner Kuppel; in diese Kirche ging er ein paarmal im Jahre mit seinem Vater und seiner Mutter zum Hochamt, wenn für seine Großmutter, die schon vor sehr langer Zeit gestorben war, so daß er sie nicht mehr gesehen hatte, die Totenmesse gehalten wurde. Dann nahmen sie jedesmal Kutja\* auf einer weißen Schüssel, in einer Serviette, mit; die Kutja war aus Reis, mit Zucker und Rosinen, und die Rosinen waren oben in den Reis in Form eines Kreuzes hineingedrückt. Er hatte diese Kirche gern, und auch die alten Heiligenbilder darin, die größtenteils keine Einfassung hatten, und auch den alten Geistlichen, der immer so mit dem Kopfe zitterte. Neben dem Grabhügel seiner Großmutter, auf dem ein Leichenstein lag, war auch das kleine Grab seines jüngeren Bruders, der im Alter von sechs Monaten gestorben war; auch diesen hatte er eigentlich nicht gekannt und konnte sich seiner nicht erinnern. Aber es war ihm gesagt worden, daß er einen kleinen Bruder gehabt habe, und jedesmal, wenn er den Kirchhof besuchte, bekreuzte er sich fromm und ehrfürchtig über dem kleinen Grabe, verneigte sich gegen dasselbe und küßte es. Und nun

\* Ein Gericht aus Graupen oder Reis, in Honig gekocht und mit Rosinen gemengt, welches bei einer Totenfeier zum Einsegnen in die Kirche gebracht wird.

Anmerkung des Übersetzers.

träumt ihm: er geht mit dem Vater auf der Landstraße nach dem Kirchhofe, und sie kommen bei der Schenke vorbei; er hat den Vater an der Hand gefaßt und blickt angstvoll nach der Schenke hin. Ein besonderer Umstand fesselt seine Aufmerksamkeit: heute scheint hier ein Volksvergnügen stattzufinden; da drängt sich ein dichter Menschenhaufen, aus gepuhten Bürger- und Bauerfrauen, ihren Männern und allerlei Gesindel bestehend. Alle sind betrunken, alle singen Lieder, und vor der Thür der Schenke steht ein Wagen, aber ein seltsamer Wagen. Es ist einer jener großen Wagen, vor die man große Lastpferde spannt und auf denen man Waren und Branntweinfässer transportiert. Er hatte immer gern diese riesigen Lastpferde betrachtet, mit den langen Mähnen und den dicken Weinen, wie sie ruhig und gemessen einherschritten und einen ganzen Berg hinter sich herzogen, ohne besondere Anstrengung, ja, als wäre es ihnen mit der beladenen Fuhre leichter zu gehen als ohne dieselbe. Aber jetzt ist wunderlicherweise an einen solchen großen Frachtwagen eine kleine, magere, falbe Bauernkracke gespannt, von der Art, wie sie sich (er hatte das oft gesehen) vielfach mit einer hochgepackten Fuhre Holz oder Heu abquälen, namentlich wenn der Wagen im Schmutze oder in tiefen Geleisen stecken bleibt; und dabei hauen dann die Bauern immer so roh, so roh mit der Peitsche auf sie los, manchmal gerade auf das Maul und in die Augen. Und es hatte ihm immer so leid, so leid getan, das mitanzusehen, daß er beinahe geweint hatte; die Mama hatte ihn dann immer vom Fenster weggeführt. Aber plötzlich erhebt sich ein großer Lärm: aus der Schenke kommen unter Schreien und Singen, mit Balalajken\* in den Händen, stierartig betrunkene Bauern heraus, große Kerle in roten und blauen Hemden, die Röcke nur lose übergeworfen.

\* Eine Art Gitarre mit langem Halse und kurzem, meist dreieckigem Resonanzboden.  
Anmerkung des Übersetzers.

„Setzt euch rauf, setzt euch alle rauf!“ schreit einer, ein junger Kerl mit dickem Halse und fleischigem, rotem Gesichte. „Ich fahre euch alle, setzt euch nur rauf!“

Gelächter antwortet auf diese Aufforderung, und es wird geschrien:

„So eine Kracke! Die wird uns auch gerade ziehen können!“

„Du bist wohl nicht gescheit, Mikolka? So eine kleine Stute vor so einen Wagen zu spannen!“

„Die kleine Falbe ist gewiß schon ihre zwanzig Jahre alt, Brüder!“

„Setzt euch nur rauf; ich fahre euch alle!“ schreit Mikolka wieder, springt als erster auf den Wagen, faßt die Zügel und stellt sich in seiner ganzen Größe auf das Borderteil. „Der Braune ist schon lange mit Matwei davon,“ schreit er vom Wagen herunter. „Aber diese Stute tut weiter nichts als mich ärgern, Brüder; ich möchte sie am liebsten totschiagen; sie frißt ihr Futter umsonst! Hört ihr wohl: setzt euch rauf! Ich will sie Galopp laufen lassen! Galopp soll sie laufen!“

Er nimmt die Peitsche in die Hand und bereitet sich mit einer wahren Wonne darauf vor, das Pferd zu schlagen.

„Na, setzt euch doch rauf! Immer zu!“ wird unter Lachen in der Menge gerufen. „Hört ihr wohl? Sie soll Galopp laufen!“

„Die ist wohl schon seit zehn Jahren nicht mehr Galopp gelaufen.“

„Das wird ein schöner Galopp werden!“

„Nur keine Schonung, Brüder! Jeder muß eine Peitsche nehmen; macht euch fertig!“

„Jawohl, jawohl! Die solls kriegen!“

Alle klettern unter Gelächter und Witworten auf Mikolkas Wagen. Sechs Mann sind hinaufgestiegen, und es können noch mehr sitzen. Sie nehmen noch ein dickes Weib mit gesunder, roter Ge-



sichtsfarbe mit hinauf. Sie trägt ein rotes baumwollnes Kleid, einen Kopfschuß aus Glasperlen, an den Füßen plumpe Schuhe; sie knackt Nüsse und lacht. Ringsum in der Menge wird gleichfalls gelacht; und wirklich: warum sollten sie auch nicht lachen? So eine jämmerliche Mähre, und soll eine solche Last im Galopp ziehen! Zwei Burschen auf dem Wagen nehmen sofort jeder eine Peitsche, um Mikolka zu helfen. „Hüh!“ ruft dieser, und die Mähre zieht aus Leibeskräften, kann aber nicht einmal im Schritt damit zurechtkommen, geschweige denn im Galopp; sie trippelt nur mit den Beinen herum, ächzt und knickt ein unter den Hieben der drei Peitschen, die hageldicht auf sie niedersausen. Das Gelächter auf dem Wagen und in der Menge verdoppelt sich; aber Mikolka wird ärgerlich und peitscht in seiner Wut immer wieder auf die Stute los, als ob er wirklich dächte, sie würde noch galoppieren.

„Laßt mich auch mitmachen, Brüder!“ schreit ein Bursche aus der Menge, der gleichfalls Lust bekommen hat.

„Steig nur rauf! Steigt nur alle rauf!“ ruft Mikolka. „Sie muß alle ziehen. Ich peitsche sie zu Tode!“

Und er peitscht und peitscht und blickt sich um, womit er sie wohl sonst noch in seiner Raserei schlagen könnte.

„Papa, Papa!“ ruft das Kind seinem Vater zu. „Papa, was tun sie da? Papa, sie schlagen das arme Pferd!“

„Komm weg, komm weg!“ antwortet der Vater. „Es sind Betrunkene; sie treiben Tollheiten, die Narren. Komm weg; sieh nicht hin.“ Und er will ihn wegführen; aber das Kind reißt sich von seiner Hand los und läuft, seiner selbst nicht mächtig, zu dem Pferde. Aber mit dem armen Tiere steht es schon schlecht. Es verliert den Atem, bleibt stehen, zieht wieder an und fällt beinahe hin.

„Peitscht sie tot!“ schreit Mikolka. „Jetzt gehts los! Ich peitsche sie zu Tode!“

„Bist du denn kein Christenmensch, du Satan?“ ruft ein alter Mann aus dem Haufen.

„Unerhört, daß so eine Kracke so eine Fuhre ziehen soll!“ fügt ein anderer hinzu.

„Du wirst sie noch zu Tode quälen!“ ruft ein Dritter.

„Das geht dich nichts an! Sie ist mein Eigentum. Ich kann mit ihr tun, was ich will. Steigt noch rauf! Steigt alle noch rauf! Sie muß und muß noch Galopp laufen!“

Plötzlich bricht ein allgemeines Gelächter los und übertönt alles: die Stute hat die unaufhörlichen Hiebe nicht mehr aushalten können und in ihrer Not angefangen auszuschlagen. Selbst der alte Mann kann sich des Lächelns nicht erwehren; wahrhaftig komisch: so ein jämmerliches Tier, und schlägt noch aus!

Zwei Burschen aus der Menge holen sich jeder eine Peitsche und laufen zu der Stute hin, um sie von den Seiten zu hauen. Jeder haut von seiner Seite.

„Aufs Maul! Haut sie in die Augen, in die Augen!“ schreit Mikolka.

„Wollen ein Lied singen, Brüder!“ ruft einer auf dem Wagen, und alle, die darauf sind, fallen mit ein. Ein Gassenhauer ertönt; ein Tambourin rasselt; der Refrain wird gepfiffen. Das Weib knackt Nüsse und lacht.

Der Knabe läuft bei dem Pferde entlang, er läuft nach vorn; er sieht, wie es in die Augen geschlagen wird, gerade in die Augen! Er weint; das Herz will ihm brechen; die Tränen laufen ihm über die Wangen. Ein Peitschenhieb streift ihm das Gesicht, er fühlt es nicht; er ringt die Hände, er schreit, er stürzt zu dem grauköpfigen, graubärtigen Manne hin, der mit dem Kopfe schüttelt und dieses ganze Treiben mißbilligt. Ein Weib faßt ihn an der Hand und will ihn fortführen; aber er reißt sich los und läuft wieder zu dem Pferde hin. Das Tier ist schon

beinahe mit seiner Kraft zu Ende; aber es beginnt noch einmal auszuschlagen.

„Hol dich der Satan!“ schreit Mikolka wütend. Er wirft die Peitsche hin, bückt sich und zieht vom Boden des Wagens eine lange, dicke Deichselstange hervor, faßt sie mit beiden Händen am einen Ende und holt mit starker Anstrengung über der Falben aus.

„Er macht sie kaputt!“ schreien die Umstehenden.

„Er schlägt sie tot!“

„Sie ist mein Eigentum!“ schreit Mikolka und läßt mit aller Wucht die Deichselstange niederschmettern. Man hört einen schweren, dumpfen Schlag.

„Haut sie doch mit der Peitsche, haut sie! Was steht ihr!“ rufen Stimmen aus dem Haufen.

Mikolka aber holt zum zweiten Male aus, und ein zweiter Schlag fällt mit aller Wucht auf den Rücken der unglücklichen Mähre. Sie knickt mit dem ganzen Hinterteil nieder, springt aber auf und zieht und zieht mit dem Aufgebot der letzten Kräfte nach dieser und jener Seite hin, um den Wagen in Bewegung zu bringen; aber von allen Seiten schlagen sechs Peitschen auf sie ein, und die Deichselstange erhebt sich von neuem und fällt zum dritten und vierten Male taktmäßig, wuchtig nieder. Mikolka ist ganz rasend, daß er die Stute nicht mit einem Schlage tot bekommt.

„Die ist zählebig!“ rufen die Umstehenden.

„Jetzt wird sie bestimmt gleich fallen, Brüder; dann ist's mit ihr aus!“ ruft aus dem Haufen ein interessierter Zuschauer.

„Du solltest ein Beil nehmen und ihr flink den Garaus machen!“ ruft ein Dritter.

„Ach was, hol dich der Kuckuck! Macht mal Platz da!“ schreit Mikolka grimmig, wirft die Deichselstange von sich, bückt sich noch einmal zum Wagen hinunter und zieht eine eiserne Brechstange



hervor. „Borgesehen!“ ruft er und holt mit aller Kraft nach seinem armen Pferdchen aus. Der Schlag schmettert nieder; die Stute schwanft, sinkt zusammen, macht einen Versuch anzuziehen; aber die Brechstange trifft sie von neuem mit voller Wucht in den Rücken, und das Tier fällt auf die Erde, als wären ihm alle vier Beine mit einem Male abgehauen.

„Nun gebt ihr den Rest!“ schreit Mikolka und springt wie ein Besessener vom Wagen herunter. Einige Burschen, gleichfalls betrunken und mit geröteten Gesichtern, ergreifen, was ihnen vor die Hände kommt, Peitschen, Stöcke, die Deichselstange, und laufen zu der verendenden Stute hin. Mikolka stellt sich auf der einen Seite neben das Tier und fängt an, es mit der Brechstange auf den Rücken zu schlagen, wohin er gerade trifft. Die Mähre streckt das Maul vor, holt noch einmal schwer Athem und stirbt.

„Na, nun hast du ihr das Lebenslicht ausgeblasen!“ ruft jemand in dem Haufen.

„Warum wollte sie auch nicht Galopp laufen!“

„Sie ist mein Eigentum!“ schreit Mikolka, die Brechstange in den Händen, mit blutunterlaufenen Augen. Er steht da, als bedauerte er, daß niemand mehr da ist, den er schlagen könnte.

„Aber du bist wirklich ein rechter Unchrist!“ rufen jetzt viele Stimmen aus der Menge.

Der arme Knabe ist ganz fassungslos. Laut aufschreiend drängt er sich durch den Schwarm hindurch zu der Falben hin, umfaßt ihren toten, blutigen Kopf und küßt ihn; er küßt sie auf die Augen, auf die Lippen. Dann springt er plötzlich auf und stürzt in heller Wut, die kleinen Fäuste ballend, auf Mikolka los. In diesem Augenblicke bekommt der Vater, der schon lange hinter ihm her ist, ihn endlich zu fassen und trägt ihn aus dem Gedränge hinaus.

„Komm weg, komm weg,“ sagt er zu ihm. „Wir wollen nach Hause gehen!“

„Papa! Warum haben sie . . . das arme Pferd . . . totgeschlagen?“ schluchzt er; aber er bekommt keine Luft, und die Worte ringen sich wie einzelne Schreie aus der gepreßten Brust.

„Sie sind betrunken, . . . sie treiben Unfug, . . . es geht uns nichts an, . . . komm weg!“ sagt der Vater. Der Knabe schlingt beide Arme um den Vater; aber die Brust ist ihm so beengt, so furchtbar beengt. Er möchte Luft holen, aufschreien, und — er erwacht.

Er erwachte, ganz in Schweiß gebadet, mit feuchtem Haar, feuchend, und stand angstvoll auf.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „es war nur ein Traum.“ Er setzte sich unter einen Baum und holte tief Atem. „Aber wie kommt das? Kündigt sich ein hitziges Fieber bei mir an? So ein grauenhafter Traum!“

Am ganzen Körper fühlte er sich wie zerschlagen; trüb und dunkel war es in seiner Seele. Er setzte die Ellbogen auf die Knie und stützte den Kopf in beide Hände.

„Mein Gott!“ rief er aus. „Werde ich denn wirklich, wirklich ein Beil nehmen, sie auf den Kopf schlagen, ihr den Schädel zerschmettern, . . . werde ich in das glitschige, warme Blut treten, das Schloß erbrechen, stehlen und zittern, mich verstecken, ganz mit Blut befleckt, . . . mit dem Beile . . . Mein Gott, kann das wirklich geschehen?“

Er zitterte, während er das sagte, wie Espenlaub.

„Aber was treibe ich denn überhaupt nur!“ fuhr er, sich wieder aufrichtend, in tiefem Staunen fort. „Ich habe ja doch gewußt, daß ich es nicht würde ertragen können; also warum habe ich mich denn bis jetzt mit diesem Plane gequält? Erst gestern noch, als ich hinging, um diese Probe anzustellen, erst gestern noch wurde es mir vollständig klar, daß ich es nicht aushalten kann . . . Was will ich denn nun jetzt noch? Warum zweifle ich denn noch immer? Gestern, als ich die Treppe hinunterging, habe ich ja

selbst gesagt, daß es gemein, häßlich, niedrig, ja niedrig ist; der bloße Gedanke hat ja ausgereicht, mir Übelkeit hervorzurufen und mich in Schrecken zu versetzen . . .

„Nein, ich werde es nicht aushalten, ich werde es nicht aushalten! Und wenn auch in all diesen Berechnungen kein einziger zweifelhafter Punkt ist; und wenn auch alles, was ich mir in diesem Monate zurechtgelegt habe, klar wie der Tag und richtig wie das Einmaleins ist. O Gott! Ich werde mich ja doch nicht dazu entschließen! Ich werde es nicht aushalten können, nein! . . . Warum . . . warum habe ich nur bis jetzt . . .“

Er stand auf, blickte erstaunt um sich, wie in Verwunderung darüber, daß er hierhergeraten war, und ging nach der L...-brücke. Er war blaß, die Augen brannten ihm, alle seine Glieder waren matt und kraftlos; aber auf einmal hatte er die Empfindung, daß er wieder freier atmen könne. Er fühlte, daß er diese schreckliche Last, die ihn so lange bedrückt hatte, nunmehr abgeworfen habe, und es wurde ihm auf einmal leicht und friedlich ums Herz. „O Gott,“ betete er, „zeige mir meinen Weg, und ich entsage diesem unseligen Plane!“

Als er über die Brücke ging, betrachtete er still und ruhig die Niewa und die leuchtend rot untergehende Sonne. Trotz seiner Schwäche verspürte er eigentlich keine Müdigkeit. Es war, als ob an seinem Herzen plötzlich ein Geschwür aufgegangen wäre, das sich einen ganzen Monat lang entwickelt hatte. Freiheit! Freiheit! Jetzt war er frei von dieser Bezauberung, dieser Beherung, diesem Taumel, dieser Verlockung!

Sooft er sich später an diese Zeit und an all das erinnerte, was sich mit ihm in diesen Tagen von einer Minute zur andern, Punkt für Punkt zugetragen hatte, fiel ihm immer ein bestimmter einzelner Umstand auf, so daß er ihn beinahe abergläubisch machte; dieser Umstand war zwar in Wirklichkeit eigentlich nicht besonders



ungewöhnlich, erschien ihm aber später stets wie eine Art Vorherbestimmung seines Schicksals.

Nämlich: er konnte es gar nicht begreifen und sich erklären, warum er, statt auf dem kürzesten und geradesten Wege nach Hause zurückzukehren, was bei seiner Schwäche und Erschöpfung das Zweckmäßigste gewesen wäre, über den Heumarkt nach Hause ging, den zu passieren er nicht den geringsten Anlaß hatte. Der Umweg war ja kein großer, aber doch ein zweifelloser und völlig überflüssiger. Gewiß, es war bei ihm schon wer weiß wie oft vorgekommen, daß er nach Hause zurückkam, ohne sich erinnern zu können, durch welche Straßen er gegangen war. Aber warum — so fragte er sich später immer — warum ereignete sich eine so wichtige, für ihn so entscheidende und zugleich so höchst zufällige Begegnung auf dem Heumarkte (über den er gar nicht zu gehen brauchte) gerade jetzt zu dieser Stunde, in diesem Augenblicke seines Lebens, gerade bei einer solchen Stimmung seiner Seele und gerade unter solchen Umständen, die allein es ermöglichten, daß diese Begegnung eine entscheidende, endgültige Einwirkung auf sein ganzes Schicksal ausübte? Als ob sie hier absichtlich auf ihn gewartet hätte!

Es war gegen neun Uhr, als er über den Heumarkt ging. Alle Verkäufer, die auf Tischen, in Mulden, in Läden und Buden ihre Waren feilgehalten hatten, schlossen ihre Geschäfte zu oder nahmen ihren Kram weg und verwahrten ihn und begaben sich, ebenso wie ihre Käufer, nach Hause. Bei den Speisewirtschaften, die sich in den Kellergeschossen und auf den schmutzigen, übelriechenden Höfen der Häuser des Heumarktes befanden, und besonders bei den Schenken drängten sich Haufen von allerlei kleinen Gewerbsleuten und Gesindel. Raskolnikow hatte für diese Gegend sowie für die umliegenden Gassen eine besondere Vorliebe, wenn er so ohne bestimmtes Ziel ausging. Hier erregte seine zerlumppte Klei-

dung bei keinem Menschen eine naserümpfende Aufmerksamkeit; hier konnte man aussehen, wie man wollte, ohne bei jemand Anstoß zu erregen. Gleich an der Ecke der R . . . gasse hielten ein Kleinbürger und ein altes Weib, seine Frau, auf zwei Tischen ihre Ware feil: Zwirn, Band, baumwollne Tücher und dergleichen. Sie waren gleichfalls schon im Begriff, sich nach Hause zu begeben, wurden aber durch das Gespräch mit einer herangetretenen Bekannten noch aufgehalten. Diese Bekannte war Lisaweta Iwanowna oder schlechtthin, wie sie von allen Leuten genannt wurde, Lisaweta, die jüngere Schwester eben jener alten Aljona Iwanowna, der verwitweten Kollegienregistratorin und Bucherin, bei der Raskolnikow gestern gewesen war, um seine Uhr bei ihr zu versetzen und eine Probe vorzunehmen . . . Über diese Lisaweta war er schon lange vollständig unterrichtet, und auch sie kannte ihn einigermaßen. Sie war ein großes, plumpestes, schüchternes und bescheidenes Mädchen, fast schwachsinnig, fünfunddreißig Jahre alt; sie lebte bei ihrer Schwester in richtiger Sklaverei, arbeitete für sie Tag und Nacht, zitterte vor ihr und ließ es sich sogar gefallen, daß diese sie schlug. Sie stand überlegend mit einem Bündel in der Hand vor dem Händler und seiner Frau und hörte ihnen aufmerksam zu. Die beiden setzten ihr etwas mit besonderem Eifer auseinander. Als Raskolnikow auf einmal Lisaweta erblickte, überkam ihn ein seltsames Gefühl, eine Art tiefen Staunens, obgleich an dieser Begegnung eigentlich nichts Erstaunliches war.

„Sie sollten mit den Leuten persönlich reden und sich danach entscheiden, Lisaweta Iwanowna,“ sagte der Händler laut. „Kommen Sie morgen zu uns, so gegen sieben Uhr. Die andern werden auch herkommen.“

„Morgen?“ antwortete Lisaweta gedehnt und zögernd, als ob sie sich nicht entschließen könnte.

„Sie haben viel zu viel Angst vor Aljona Iwanowna!“ schwandronierte die Frau des Händlers, ein resolutes Weib. „Wenn man Sie so ansieht, — ganz wie ein kleines Kind. Und dabei ist sie nicht einmal Ihre richtige Schwester, sondern nur Ihre Stiefschwester, und was hat sie sich für eine Herrschaft über Sie angemäht!“

„Ich möchte Ihnen raten,“ unterbrach sie der Mann, „sagen Sie Ihrer Schwester diesmal doch nichts davon; sondern kommen Sie zu uns, ohne sie um Erlaubnis zu fragen. Es ist ein vorteilhaftes Geschäft. Nachher wird es Ihre Schwester selbst finden.“

„Dann soll ich also herkommen?“

„Morgen um sieben; und von denen werden auch welche hier sein. Dann können Sie persönlich die Sache ins reine bringen.“

„Lee wollen wir auch machen,“ fügte die Frau hinzu.

„Nun gut, ich werde kommen,“ erwiderte Lisaweta, immer noch überlegend, und schickte sich langsam an fortzugehen.

Raskolnikow war nun schon an ihnen vorbei und hörte nicht mehr. Er war sachte und unauffällig vorbeigegangen, bemüht, kein Wort von dem Gespräche sich entgehen zu lassen. Sein anfängliches Staunen ging allmählich in Schrecken über, und ein Gefühl der Kälte lief ihm über den Rücken. Er hatte erfahren, plötzlich und ganz unerwartet erfahren, daß morgen, genau um sieben Uhr abends, Lisaweta, die Schwester der Alten und deren einzige Wohnungsgenossin, nicht zu Hause sein werde und daß also die Alte genau um sieben Uhr abends allein zu Hause war.

Bis zu seiner Wohnung hatte er nur noch wenige Schritte zu gehen. Er kam nach Hause wie ein zum Tode Verurteilter. Er überlegte nichts und war auch völlig außerstande, etwas zu überlegen; aber in seinem ganzen innersten Wesen fühlte er plötzlich, daß er weder mehr die Freiheit der Überlegung noch irgend-

XIX. 7.



welchen Willen besitze und daß auf einmal alles endgültig entschieden sei.

Gewiß: und wenn er jahrelang auf einen günstigen Zufall hätte warten wollen, so wäre doch nicht mit Sicherheit auf eine bessere Chance für das Gelingen seines Planes zu rechnen gewesen, als diese war, die sich ihm soeben auf einmal darbot. Jedenfalls würde es schwer sein, einen Tag vorher zuverlässig, mit größter Genauigkeit und geringstem Risiko, ohne gefährliche Befragungen und Nachforschungen, in Erfahrung zu bringen, daß am andern Tage um so und so viel Uhr das und das alte Weib, auf das man einen Anschlag plant, mutterseelenallein zu Hause sein wird.

## VI .

In späterer Zeit erfuhr Raskolnikow zufällig, weshalb der Händler und seine Frau eigentlich Lisaweta zu sich eingeladen hatten. Der Anlaß war ein ganz gewöhnlicher gewesen, der nicht das geringste Absonderliche an sich hatte. Eine von außen zugezogene verarmte Familie wollte ihre Sachen verkaufen, Kleidungsstücke und dergleichen, lauter Frauensachen. Da es unvorteilhaft war, diesen Verkauf auf dem Markte zu bewerkstelligen, so suchten sie eine Zwischenhändlerin. Lisaweta aber gab sich mit dergleichen Geschäften ab: sie übernahm Kommissionen, machte Gänge in Geschäftsangelegenheiten und hatte eine recht bedeutende Praxis, weil sie sehr ehrlich war und immer gleich den äußersten Preis bot; wenn sie einen Preis genannt hatte, dann blieb es auch dabei. Sie redete überhaupt nur wenig und war, wie bereits gesagt, schüchtern und schreckhaft.

Aber Raskolnikow war in der letzten Zeit abergläubisch geworden. Spuren dieses Aberglaubens blieben bei ihm in der Folgezeit noch lange haften und schienen fast unverilgbar. Er neigte

später immer dazu, in dieser ganzen Angelegenheit etwas Mystisches, Geheimnisvolles, das Walten besonderer Einwirkungen und zusammentreffender Zufälle zu sehen. Es war noch Winter gewesen, da hatte ihm ein Bekannter, der Student Pokorew, vor seiner Abreise nach Charkow gelegentlich im Gespräche die Adresse der alten Aljona Iwanowna mitgeteilt, für den Fall, daß er in die Lage käme, etwas zu versehen. Lange war er nicht dazu gekommen, von dieser Adresse Gebrauch zu machen, weil er Privatstunden hatte und sich auf diese Art so leidlich durchschlug. Vor anderthalb Monaten hatte er sich der Adresse erinnert; er besaß zwei Gegenstände, die sich zum Versetzen eigneten: eine alte silberne Uhr, die noch von seinem Vater stammte, und einen kleinen goldenen Ring mit drei roten Steinchen, den ihm seine Schwester beim Abschiede als Andenken geschenkt hatte. Er entschied sich dafür, den Ring hinzutragen; als er die Alte gefunden hatte, empfand er gleich beim ersten Blick, noch ehe er etwas Näheres von ihr wußte, einen unbezwingbaren Widerwillen gegen sie, nahm die zwei „Scheinchen“ an, die sie ihm gab, und kehrte auf dem Heimwege in ein geringes Restaurant ein. Da bestellte er sich Tee, setzte sich hin und überließ sich einem angestregten Nachdenken. Ein seltsamer Gedanke arbeitete sich in seinem Kopfe hervor, wie ein Küchlein sich aus der Eierschale herauspickt, und beschäftigte ihn ganz außerordentlich lebhaft.

An einem andern Tischchen in seiner nächsten Nähe saßen ein Student, den er nicht kannte und den er sich nicht erinnerte jemals gesehen zu haben, sowie ein junger Offizier. Sie hatten Billard gespielt und tranken jetzt Tee. Auf einmal hörte Raskolnikow, daß der Student mit dem Offizier über eine Pfandleiherin, Aljona Iwanowna, die Witwe eines Kollegienregistrators, sprach und ihm ihre Adresse mitteilte. Dies allein schon kam dem zuhörenden Raskolnikow merkwürdig vor: eben erst kam er von dort

her, und nun wurde hier gerade von ihr geredet. Er sagte sich natürlich selbst, daß es ein zufälliges Zusammentreffen sei, konnte aber trotzdem eine ganz eigenartige Empfindung nicht loswerden. Und nun wars, als ob es jemand ausdrücklich darauf anlegte, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen: der Student begann seinem Bekannten allerlei Einzelheiten von dieser Aljona Iwanowna zu erzählen.

„Famoses Frauenzimmer,“ sagte er. „Von der kriegt man immer Geld. Sie ist reich wie ein Jude; sie kann auf einem Brett fünftausend Rubel auszahlen, verschmäht aber auch ein Pfand nicht, wenn es nur einen Rubel wert ist. Von uns Studenten sind schon viele bei ihr gewesen. Aber sie ist ein nichtswürdiges Luder . . .“

Und nun erzählte er, wie boshaft und schikanös sie sei, und daß das Pfand verfallen sei, wenn man sich mit der Einlösung auch nur um einen einzigen Tag verspäte. Sie gebe nur den vierten Teil des wahren Wertes, nehme fünf, ja sieben Prozent monatlich usw. Der Student kam dabei ins Reden hinein und teilte noch weiter mit, die Alte habe eine Schwester, namens Lisaweta, die sich von ihr, dieser winzigen, garstigen Person, fortwährend schlagen lasse und von ihr in völliger Dienstbarkeit, wie ein kleines Kind, gehalten werde, obwohl Lisaweta von recht stattlicher Größe sei.

„Ja, die ist auch ein ganz sonderbarer Vogel!“ rief der Student lachend.

Nun fingen sie an, von Lisaweta zu sprechen. Der Student erzählte von ihr mit ganz besonderem Behagen und lachte dabei fortwährend; der Offizier hörte mit großem Interesse zu und bat den Studenten, er möchte ihm diese Lisaweta doch einmal zuschicken; sie solle ihm die Wäsche ausbessern. Raschnikow ließ sich kein Wort entgehen und erfuhr so mit einem Male alles mögliche: Lisaweta war die jüngere von beiden, eine Stieffchwester



der Alten (von anderer Mutter), bereits fünfunddreißig Jahre alt. Sie arbeitete für die Schwester Tag und Nacht, diente im Haushalte als Köchin und Waschfrau, nähte außerdem für Geld, scheuerte in andern Häusern für Lohn und lieferte alles, was sie einnahm, der Schwester ab. Keinen einzigen Auftrag und keine Arbeit wagte sie ohne Erlaubnis der Alten anzunehmen. Die Alte hatte schon ihr Testament gemacht, und Lisaweta kannte es. Dieser fiel nach dem Testamente kein Groschen Geld zu, nur das Mobilienvermögen, die Stühle und dergleichen; das gesamte Geld war einem Kloster im Gouvernement N. . . vermacht, mit der Verpflichtung, ewige Seelenmessen für die Verstorbene lesen zu lassen. Lisaweta war eine Kleinbürgerin und gehörte nicht, wie ihre Schwester, dem Beamtenstande an; sie war ledig, schrecklich plump von Gestalt, außerordentlich hoch gewachsen, hatte lange, stark nach auswärts stehende Füße, trug immer schiefgetretene Schuhe aus Ziegenleder und hielt auf Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung. Das Interessanteste aber war (und auch dem Studenten erschien das besonders wunderbar, und er lachte darüber herzlich), daß Lisaweta sich fast immer in andern Umständen befand.

„Aber du sagst doch, daß sie ein Scheusal ist,“ bemerkte der Offizier.

„Sie hat so eine braune Gesichtsfarbe, wie wenn sich ein Soldat Frauenkleider angezogen hätte; aber, weißt du, ein Scheusal ist sie keineswegs. Sie hat ein gutmütiges Gesicht und einen guten Ausdruck in den Augen, einen sehr guten Ausdruck. Es ist ganz erklärlich, daß sie vielen gefällt. Sie ist so still, sanft, unverdrossen, willig, zu allem willig. Und ihr Lächeln nimmt sich sogar sehr hübsch aus.“

„Na, sie gefällt dir wohl auch?“ lachte der Offizier.

„Nun ja, der Kuriosität halber. Aber ich will dir mal etwas sagen. Diese verfluchte Alte möchte ich totschlagen und berauben,

und," fügte er eifrig hinzu, „ich versichere dich, daß ich es ohne alle Gewissensbisse tun würde.“

Der Offizier lachte wieder laut auf; Raskolnikow aber fuhr zusammen. Wie seltsam, daß er all das hier zu hören bekam!

„Erlaube mal, ich möchte dir eine ganz ernsthafte Frage vorlegen," fuhr der Student, hitzig werdend, fort. „Ich habe jetzt eben natürlich nur im Scherz gesprochen; aber überlege mal: auf der einen Seite steht ein dummes, verdrehtes, wertloses, boshaftes, krankes, altes Weib, das niemandem nützt, sondern im Gegenteil allen Leuten nur schadet, das selbst nicht weiß, wozu es eigentlich lebt, und nächster Tage ganz von selbst sterben wird. Verstehst du wohl? Verstehst du wohl?“

„Nun ja, das verstehe ich schon," erwiderte der Offizier und blickte seinen Bekannten, der stark in Eifer geriet, unverwandt und aufmerksam an.

„Höre weiter! Auf der andern Seite stehen junge, frische Kräfte, die, ohne der Welt nützen zu können, zugrunde gehen, weil sie keine Unterstützung finden, und zwar zu Tausenden, allüberall. Hundert, tausend gute Taten und Unternehmungen könnte man für das Geld der Alten, das sie einem Kloster zugedacht hat, ausführen und befördern. Hunderte, vielleicht Tausende von Existenzen könnten in die richtige Bahn geleitet, Duzende von Familien vor größter Armut, vor dem Verfall, vor dem gänzlichen Ruin, vor Unsittlichkeit und Geschlechtskrankheiten bewahrt werden, — und alles das vermittelst ihres Geldes. Wenn man sie ermordet und ihr Geld nimmt, um dann mit dessen Hilfe sich dem Dienste der ganzen Menschheit und der Sache der Allgemeinheit zu widmen: was meinst du, wird dann nicht ein einziges kleines Verbrechen durch Tausende von guten Taten aufgewogen? Für ein Leben Tausende von Leben, die von Fäulnis und Ruin gerettet sind? Ein einziger Tod, und dafür hundert

Leben, — das ist doch ein einfaches Rechenexempel! Na, und was bedeutet auf der großen Weltwaage das Leben dieses schwind-süchtigen, dummen, boshaften alten Weibes? Nicht mehr als das Leben einer Laus, einer Schabe, sogar noch weniger, weil die Alte geradezu schädlich ist. Sie schädigt andre Menschen am Leben: neulich hat sie ihre Schwester Lisaweta vor Wut in den Finger gebissen, so daß er beinahe amputiert werden mußte.“

„Gewiß, sie verdient nicht, daß sie lebt,“ entgegnete der Offizier. „Aber die Natur hat es nun doch einmal so eingerichtet.“

„Ach was, Bruder, die Natur kann man doch korrigieren und lenken, sonst müßten wir ja in unsern beschränkten, engherzigen Anschauungen geradezu versinken. Sonst gäbe es keine großen Männer. Es heißt immer: ‚Pflicht, Gewissen‘; nun, ich will ja gegen Pflicht und Gewissen nichts sagen; aber was versteht man eigentlich darunter? Warte mal, ich will dir noch eine Frage vorlegen. Hör mal!“

„Nein, nun warte du mal; jetzt werde ich dich etwas fragen. Paß mal auf!“

„Nun?“

„Du hältst da jetzt großartige Reden; aber sage doch mal: würdest du selbst die Alte totschlagen, ja oder nein?“

„Selbstverständlich nein! Ich will ja auch nur sagen, was gerecht und billig wäre. Um mich handelt es sich dabei nicht.“

„Wenn du selbst dich dazu nicht entschließen kannst, so kann meiner Ansicht nach von Gerechtigkeit und Billigkeit dabei nicht die Rede sein. Komm, wir wollen noch eine Partie spielen!“

Raskolnikow befand sich in großer Aufregung. Gewiß, das waren ja ganz gewöhnliche, häufige, jugendlich unreife Gespräche und Gedanken, wie er sie schon oft, nur in anderer Form und über andre Gegenstände, mit angehört hatte. Aber warum mußte er gerade ein solches Gespräch und solche Gedanken gerade jetzt



mit anhören, wo soeben in seinem eigenen Kopfe ganz ebensolche Gedanken rege geworden waren? Und warum mußte er, gerade unmittelbar nachdem er von seinem Besuche bei der Alten den Keim zu seinem Gedanken mitgebracht hatte, auf ein Gespräch über die Alte stoßen? Dieses Zusammentreffen erschien ihm auch später immer seltsam. Dieses unbedeutende Wirtshausgespräch übte hinsichtlich der weiteren Entwicklung der Sache einen ganz außerordentlichen Einfluß auf ihn aus, als ob da wirklich eine Art von Prädestination, von Fingerzeig vorgelegen hätte . . .

Als er vom Heumarkte nach Hause zurückgekehrt war, warf er sich auf das Sofa und blieb eine ganze Stunde dort sitzen, ohne sich zu rühren. Unterdes war es dunkel geworden; eine Kerze besaß er nicht; auch kam ihm gar nicht der Gedanke, daß es Zeit wäre, Licht anzuzünden. Er konnte sich später niemals erinnern, ob er damals überhaupt an etwas gedacht hatte. Endlich spürte er wieder das Fiebern und Frösteln von vorhin, und mit einem Wohlgefühl kam ihm wie eine Erleuchtung der Gedanke, daß man auf einem Sofa auch liegen könne. Sofort überfiel ihn ein fester, bleierner Schlaf, der wie ein Alp auf ihm lastete.

Er schlief sehr lange und traumlos. Nastasja, die am andern Morgen um zehn Uhr zu ihm hereinkam, schüttelte ihn nur mit Mühe wach. Sie brachte ihm Tee und Brot. Der Tee war wieder ein zweiter Aufguß und wieder in ihrer eigenen Teekanne.

„Er schläft noch!“ rief sie empört. „Immer schläft und schläft er!“

Mühsam richtete er sich auf. Der Kopf tat ihm weh; er war im Begriffe, sich auf die Füße zu stellen, da blickte er in seinem Kämmerchen umher und sank wieder auf das Sofa zurück.

„Willst du denn noch mehr schlafen?“ rief Nastasja. „Du bist wohl gar krank?“

Er antwortete nicht.

„Willst du Tee?“

„Nachher,“ brachte er mit Anstrengung heraus, machte die Augen zu und drehte sich nach der Wand.

Nastassja blieb ein Weilchen neben ihm stehen.

„Vielleicht ist er wirklich krank,“ sagte sie dann, drehte sich um und ging weg.

Um zwei Uhr kam sie wieder herein mit einer Suppe. Er lag immer noch wie vorher da. Der Tee stand unangerührt. Nastassja fühlte sich ordentlich gekränkt und stieß ihn ärgerlich an.

„So ein Langschläfer!“ rief sie ganz empört.

Er richtete sich auf, so daß er saß, erwiderte ihr aber nichts und blickte auf den Fußboden.

„Bist du krank oder nicht?“ fragte Nastassja und erhielt wieder keine Antwort. „Geh doch wenigstens auf die Straße,“ sagte sie nach einer kleinen Weile, „und laß dich ein bißchen vom Winde anblasen. Willst du nicht etwas essen?“

„Nachher,“ antwortete er mit matter Stimme. „Geh jetzt fort.“

Er winkte mit der Hand, als wollte er von nichts mehr wissen.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen, sah ihn mitleidig an und ging dann hinaus.

Einige Minuten darauf blickte er auf und sah lange nach dem Tee und der Suppe hin. Darauf nahm er das Brot, ergriff den Löffel und begann zu essen.

Er aß nur wenig, ohne Appetit, nur drei bis vier Löffel Suppe, ganz mechanisch. Der Kopfschmerz hatte sich etwas gelegt. Nachdem er gegessen, streckte er sich wieder auf das Sofa; aber er konnte nicht einschlafen, sondern lag da, ohne sich zu rühren, mit dem Rücken nach oben, das Gesicht in das Kissen gedrückt. Dabei träumte er fortwährend im Wachen, und es waren immer ganz sonderbare Träume: am häufigsten hatte er die Vorstellung, er befinde sich irgendwo in Afrika, in Agypten, in einer Oase. Die

Karawane rastet; friedlich liegen die Kamele da; ringsum ragt in geschlossenem Kreise ein Palmenhain; alle halten das Mittagsmahl. Er aber trinkt immerzu Wasser, unmittelbar aus einem Bache, der dicht neben ihm rieselt und murmelt. Und es ist so schöne, kühle Luft, und das wundervolle Wasser, so bläulich und kalt, rinnt über bunte Steine und reinen, goldig schimmernden Sand . . . Möglich hörte er deutlich, daß eine Uhr schlug. Er fuhr zusammen, sammelte seine Gedanken, hob den Kopf in die Höhe, blickte nach dem Fenster, überlegte, wie spät es wohl sei, und sprang, wieder völlig bei klarem Bewußtsein, hastig auf, als ob ihn jemand vom Sofa heruntergerissen hätte. Auf den Zehen ging er an die Thür, machte sie leise ein wenig auf und lauschte nach der Treppe hinunter. Sein Herz pochte gewaltig. Aber auf der Treppe war alles still, wie wenn alle Menschen schliefen . . . Befremdlich und wunderbar erschien es ihm, daß er vom gestrigen Tage bis spät in den heutigen hinein in solcher Bewußtlosigkeit hatte schlafen können und noch nichts getan, nichts vorbereitet hatte . . . Vielleicht hatte es inzwischen schon sechs geschlagen . . . Eine gewaltige, fieberhafte, ängstliche Hast besiel ihn und trat an die Stelle der Schläfrigkeit und Abgeschlagenheit. Die Vorbereitungen waren übrigens nicht umfangreich. Er strengte alle seine Geisteskräfte an, um alles zu überlegen und nichts zu vergessen; noch immer hatte er Herzklopfen; sein Herz schlug so stark, daß ihm das Atmen schwer wurde. Zuvörderst mußte er eine Schlinge herstellen und an seinen Paletot annähen, — das war in wenigen Minuten gemacht. Er griff unter das Kissen und suchte aus der Wäsche, die dort zusammengestopft lag, ein ganz zerrissenes, altes, ungewaschenes Hemd von sich heraus. Von diesem Fetzen riß er einen Streifen ab, etwa zwei Zoll breit und vierzehn Zoll lang. Diesen Streifen legte er zusammen, so daß er doppelt war, zog seinen weiten, starken, aus dickem Baumwoll-



stoff gemachten Sommerpaletot (das einzige, was er außer dem Hemde auf dem Oberkörper trug) aus und nähte die beiden Enden des Streifens innen unter der linken Achsel an. Die Hände zitterten ihm beim Nähen; aber er überwand sich. Als er den Paletot wieder anzog, war von außen nichts zu sehen. Nadel und Faden hatte er sich schon vor langer Zeit beschafft gehabt; sie hatten seitdem in ein Stückchen Papier gewickelt auf dem kleinen Tische gelegen. Was die Schlinge anlangt, so war das eine sehr geschickte eigene Erfindung von ihm. Die Schlinge war für das Beil bestimmt. Er konnte doch nicht auf der Straße ein Beil in der Hand tragen. Und wollte er es unter dem Paletot verbergen, so mußte er es mit einer Hand festhalten, und dies hätte auffallen können. Jetzt aber, wo er sich die Schlinge eingerichtet hatte, brauchte er nur das Eisen des Beiles in diese hineinzustecken; dann hing das Beil auf dem ganzen Wege ruhig innen unter der Achsel. Steckte er dann noch die Hand in die Seitentasche des Paletots, so konnte er auch das untere Ende des Beilstieles festhalten, damit es nicht hin und her schlenkerte; und da der Paletot sehr weit war, ein richtiger Sack, so konnte man auch von außen nicht bemerken, daß er etwas mit der Hand durch die Tasche hindurch festhalte. Diese Schlinge hatte er sich schon vor zwei Wochen ausgedacht.

Als er damit fertig war, steckte er die Finger in den schmalen Zwischenraum zwischen seinem „türkischen“ Schlaffsofa und dem Fußboden, tastete in der linken Ecke umher und zog das Pfandobjekt heraus, das er schon lange zurechtgemacht und dort versteckt hatte. Ein wirkliches Pfandobjekt war es nicht, sondern einfach ein glattgehobeltes Holzbrettchen in der ungefähren Größe und Dicke eines silbernen Zigarettenetuis. Dieses Brettchen hatte er zufällig bei einem seiner Spaziergänge auf einem Hofe gefunden, wo sich im Hinterhause eine Tischlerei befand. Nachher

hatte er dem Brettchen noch ein glattes, dünnes Eisenplättchen beigelegt, das wahrscheinlich irgendwovon abgebrochen war und das er gleichfalls einmal auf der Straße gefunden hatte. Diese beiden Stücke, von denen das Eisenplättchen etwas kleiner war als das Holzbrettchen, hatte er aneinandergelegt und mit einem Faden über Kreuz fest zusammengebunden; dann hatte er sie sorgsam und hübsch in reines weißes Papier gewickelt und dieses Päckchen so zugebunden, daß es schwierig aufzumachen war. Dies hatte den Zweck, für ein Weilchen die Aufmerksamkeit der Alten abzulenken, wenn sie sich mit dem Knoten abmühen würde, und dabei den richtigen Augenblick abzupassen. Das Eisenplättchen hatte er zur Erhöhung des Gewichtes hinzugetan, damit die Alte nicht gleich im ersten Augenblick erriete, daß das „Pfandobjekt“ von Holz war. Alles dies hatte bis zur geeigneten Zeit unter dem Sofa verwahrt gelegen. Soeben hatte er das Pfandobjekt hervorgeholt, als er plötzlich jemanden auf dem Hofe rufen hörte:

„Es geht schon stark auf sieben!“

„Schon stark auf sieben! Mein Gott!“

Er lief zur Thür, horchte hinaus, ergriff seinen Hut und stieg vorsichtig und geräuschlos wie eine Kage seine dreizehn Stufen hinab. Nun hatte er das wichtigste Stück seiner Aufgabe vor sich: aus der Küche das Beil zu stehlen. Daß die Lat gerade mit einem Beile ausgeführt werden sollte, hatte er schon längst fest beschlossen. Er besaß zwar noch ein Gartenmesser zum Zusammenklappen; aber auf das Messer und namentlich auf seine Kräfte mochte er sich nicht verlassen; darum war er endgültig bei dem Beile stehen geblieben. Wir merken beiläufig hinsichtlich aller endgültigen Entschlüsse, die er in dieser Angelegenheit bereits gefaßt hatte, eine Besonderheit an. Sie hatten eine seltsame Eigenschaft: je endgültiger sie wurden, um so ungeheuerlicher und ungereimter wurden sie in seinen Augen. Trotz all seiner qualvollen inneren Kämpfe

hatte er diese ganze Zeit über auch nicht einen Augenblick lang an die Ausführbarkeit seiner Pläne glauben können.

Sa, selbst wenn es jemals dahin gekommen wäre, daß er bereits alles bis auf das letzte Pünktchen zurechtgelegt und endgültig entschieden gehabt hätte und keinerlei Zweifel mehr zurückgeblieben wären, so hätte er sogar dann wahrscheinlich den ganzen Plan als etwas Ungeheuerliches, Absurdes und Unmögliches fallen gelassen. Aber jetzt gab es noch eine wahre Unmenge von Punkten, über die er sich noch nicht schlüssig war, und von bedenklichen Zweifeln. Was die Frage anlangte, woher er sich ein Beil beschaffen könne, so beunruhigte ihn diese Kleinigkeit ganz und gar nicht; denn nichts war leichter als das. Die Sache war die, daß Nastasja, namentlich abends, häufig das Haus verließ; entweder lief sie zu den Nachbarn herum oder in einen Laden; die Küchentür ließ sie aber immer weit offen stehen. Die Wirtin zankte mit ihr darüber fortwährend. Also brauchte er im rechten Augenblick nur leise in die Küche zu gehen und das Beil zu nehmen und dann eine Stunde darauf, wenn alles erledigt war, wiederzukommen und es wieder hinzulegen. Aber es fehlte doch auch nicht an Bedenken. Gesezt, er kam nach einer Stunde zurück, und Nastasja war dann bereits heimgekehrt. Dann mußte er natürlich vorbeigehen und warten, bis sie wieder fortging. Wenn sie nun aber inzwischen das Beil vermißte, danach suchte und ein großes Geschrei erhob, — dann war der Verdacht da, oder wenigstens die Möglichkeit eines Verdachtes.

Aber da waren noch viele andre Kleinigkeiten, die er bisher weder überlegt noch zu überlegen Zeit gehabt hatte. Er hatte immer nur an die Hauptsache gedacht und die Kleinigkeiten bis zu dem Zeitpunkte verschoben, wo er „mit sich selbst über alles im klaren sein werde“. Aber daß dieser Zeitpunkt jemals kommen werde, war ganz unmöglich erschienen. Wenigstens ihm selbst war



es so erschienen. Er hatte es sich z. B. gar nicht vorstellen können, daß er jemals seinen Überlegungen ein Ende machen, aufstehen und einfach dorthin gehen werde . . . Selbst seine neuliche Probe, d. h. der Besuch mit der Absicht einer letzten Besichtigung der Örtlichkeit, war ganz und gar nicht etwas ernst Gemeintes gewesen, sondern nur so aus dem Gedanken hervorgegangen: „Na, wir können ja mal hingehen und probieren; wozu immer bloß daran denken!“ Und bei dieser Probe hatte seine Energie sich sofort als unzulänglich erwiesen; die Sache war ihm zuwider geworden, und er war, wütend über sich selbst, davongerannt. Und doch, sollte man meinen, hatte er die gesamte moralische Prüfung und Entscheidung der Frage vorher schon erledigt gehabt; seine Kasuistik, die so scharf geschliffen war wie ein Rasiermesser, hatte alle Einwendungen gegen die Tat widerlegt gehabt, und er hatte in seinem Innern keine weiteren Einwendungen mehr vorgefunden, die ihm zum klaren Bewußtsein gekommen wären. Aber bei diesem Resultate traute er einfach sich selbst nicht und tastete hartnäckig rechts und links nach neuen Einwendungen umher, als ob ihn jemand wie einen Sklaven dazu zwänge und anhielte. Der letzte Tag aber, der Tag, der so unerwarteterweise der letzte geworden war und alles mit einem Male zur Entscheidung gebracht hatte, hatte auf ihn fast völlig mechanisch gewirkt: wie wenn ihn jemand bei der Hand ergriffe und hinter sich herzog, unwiderstehlich, blindlings, mit übernatürlicher Kraft, ohne Widerrede. Er war gleichsam mit einem Zipfel seiner Kleidung an einem Maschinenrade hängen geblieben, und dieses begann ihn in das Triebwerk hineinzuziehen.

Anfänglich (das war übrigens schon lange her) hatte ihn eine bestimmte Frage viel beschäftigt: nämlich, warum doch fast alle Verbrechen so leicht entdeckt und herausgebracht werden, und warum die Spuren fast aller Verbrecher so deutlich zu erkennen sind.

Er gelangte allmählich zu mancherlei interessanten Schlußfolgerungen, und nach seiner Ansicht lag die Hauptursache nicht sowohl in der materiellen Unmöglichkeit, ein Verbrechen zu verbergen, als vielmehr in dem Verbrecher selbst; der Verbrecher selbst, und zwar fast jeder, unterliege im Augenblicke des Verbrechens einer gewissen Verringerung der Willens- und Urteilstkraft, an deren Stelle im Gegenteil ein hochgradiger, kindischer Leichtsinn trete, und gerade in dem Augenblicke, wo Urteilstkraft und Vorsicht am allernötigsten wären. Nach seiner Überzeugung war der Hergang dieser: die Verdunkelung der Urteilstkraft und die Herabminderung des Willens überfallen den Menschen wie eine Krankheit, entwickeln sich stufenweise und erreichen kurz vor der Ausführung des Verbrechens ihren Höhepunkt; sie verbleiben auf demselben im Augenblicke des Verbrechens selbst und noch einige Zeit nachher, je nach der Individualität des Betreffenden; dann verschwinden sie genau ebenso wie jede andere Krankheit. Die Frage aber, ob das Verbrechen selbst durch eine Krankheit hervorgerufen oder ob es irgendwie, vermöge seiner Eigenart, immer von krankheitsartigen Erscheinungen begleitet werde, diese Frage zu entscheiden, fühlte er sich noch nicht imstande.

Indem er zu solchen Resultaten gelangte, sagte er sich, daß mit ihm persönlich bei seiner That derartige krankhafte Veränderungen nicht stattfinden könnten, sondern daß seine Urteilst- und Willenskraft während der ganzen Dauer der Ausführung seines Vorhabens ungeschwächt bleiben werde, einfach deswegen, weil sein Vorhaben „kein Verbrechen“ sei. Wir lassen den ganzen Denkprozeß beiseite, durch den er zu diesem letzten Urteile gelangt war (wir sind ohnedies in diesen Erörterungen schon zu weit gegangen), und fügen nur noch hinzu, daß die äußeren, rein materiellen Schwierigkeiten der That bei seinen Überlegungen überhaupt nur eine ganz untergeordnete Rolle spielten. „Man muß sich diesen

Schwierigkeiten gegenüber nur die ganze Willens- und Urteilskraft bewahren, und sie werden sich seinerzeit alle überwinden lassen, sobald es erforderlich wird, sich mit allen Einzelheiten des Unternehmens bis zur geringsten Kleinigkeit vertraut zu machen . . ." Aber er nahm eben das Unternehmen nicht in Angriff. An die endgültigen Entscheidungen, die er getroffen hatte, glaubte er im Laufe der Zeit immer weniger, und als die Stunde schlug, kam alles ganz anders, gewissermaßen zufällig, ja fast unerwartet.

Ein unbedeutender Umstand kam ihm in die Quere, noch bevor er die Treppe hinuntergestiegen war. Als er zur Küche gelangte, deren Thür wie immer weit aufstand, schielte er vorsichtig hinein, um sich vorher zu vergewissern, ob auch nicht in Nastasjas Abwesenheit die Wirtin selbst darin sei, und verneinendenfalls, ob auch die nach ihrem Zimmer führende Thür ordentlich geschlossen sei, damit sie es nicht von dort aus sehen könnte, wenn er in die Küche träte, um das Beil zu holen. Aber welchen Schreck bekam er, als er wahrnahm, daß Nastasja diesmal nicht nur zu Hause, in ihrer Küche anwesend, sondern sogar mit einer Arbeit beschäftigt war: sie nahm Wäsche aus einem Korbe und hing sie auf Leinen! Als sie ihn sah, hörte sie mit dem Aufhängen auf und blickte ihn die ganze Zeit, während er vorbeiging, an. Er wandte die Augen ab und ging vorbei, als hätte er nichts bemerkt. Aber das Unternehmen war damit zu Ende: er hatte kein Beil! Er war höchst bestürzt.

„Wie bin ich nur darauf gekommen,“ dachte er, während er nach dem Tore zu ging, „wie bin ich nur darauf gekommen, zu glauben, sie würde gerade in dem betreffenden Augenblicke bestimmt nicht zu Hause sein? Warum, warum, ja warum war ich so fest davon überzeugt?“ Er war ganz niedergeschmettert und fühlte sich ordentlich wie gedemütigt; in seinem Ärger hätte er



über sich selbst laut lachen mögen. Eine stumpfsinnige, tierische Wut kochte in ihm.

Nachdenkend blieb er unter dem Torwege stehen. Auf die Straße zu gehen und zwecklos, nur so zum Schein, einen Spaziergang zu machen, das widerstand ihm; nach Hause zurückzukehren widerstand ihm noch mehr. „Was für eine günstige Gelegenheit habe ich für immer verloren!“ murmelte er, während er unentschlossen unter dem Tore stand, gerade vor der dunklen Kammer des Hausknechts, die gleichfalls offen stand. Plötzlich zuckte er zusammen. In der Kammer des Hausknechts, von der er nur zwei Schritte entfernt war, sah er unter einer Bank rechts etwas blinken . . . Er blickte um sich, — es war niemand zu sehen. Auf den Zehen ging er zu der Kammer hin, stieg zwei Stufen hinunter und rief mit gedämpfter Stimme nach dem Hausknechte. „Es ist richtig, er ist nicht zu Hause. Er wird wohl irgendwo in der Nähe, vielleicht auf dem Hofe sein, da die Thür weit offen steht.“ Hastig stürzte er nach dem Beil (denn ein solches war es) hin, zog es unter der Bank, wo es zwischen zwei Holzscheiten lag, hervor, befestigte es gleich dort, noch ehe er wieder hinaustrat, in der Schlinge, steckte beide Hände in die Taschen und ging aus der Kammer hinaus; niemand hatte ihn bemerkt. „Wo der Verstand nicht hilft, hilft der Teufel!“ dachte er mit einem eigentümlichen Lächeln. Dieser Zufall ermutigte ihn außerordentlich.

Er ging auf der Straße ruhig und „gemächlich“, ohne sich zu beeilen, um keinerlei Verdacht zu erregen. Nach den Vorübergehenden blickte er wenig hin; er gab sich sogar Mühe, ihnen gar nicht ins Gesicht zu sehen und selbst möglichst wenig beachtet zu werden. Da erinnerte er sich seines Hutes. „Mein Gott! Und vorgestern hatte ich doch Geld und hätte mir statt seiner eine Mütze anschaffen können!“ Er fluchte ingrimmig.

Als er zufällig in einen Laden hineinschielte, sah er, daß es an

einer dort hängenden Wanduhr schon zehn Minuten über sieben war. Er mußte sich beeilen, da er auch noch einen Umweg zu machen hatte; denn er wollte sich dem Hause von der andern Seite her nähern.

Früher, wenn er sich all dies in Gedanken im voraus ausmalte, hatte er manchmal gemeint, er werde dabei große Furcht haben. Aber er fürchtete sich jetzt nicht sonderlich, ja eigentlich überhaupt nicht. Es beschäftigten ihn in diesem Augenblicke sogar mancherlei ganz fremdartige Gedanken, wiewohl immer nur kurze Zeit. Als er an dem Jusupow-Garten vorbeikam, begann er mit großem Interesse einen Plan zur Anlegung hoher Springbrunnen zu entwerfen, die auf allen freien Plätzen die Luft schön frisch machen würden. Diesen Gedanken weiter verfolgend kam er allmählich zu der ihm sehr einleuchtenden Idee, man müsse den Sommergarten über das ganze Marsfeld ausdehnen und dann noch mit dem Michailowski-Garten vereinigen; das würde für die Stadt einen schönen Schmuck und einen großen Nutzen bedeuten. Dann interessierte ihn auf einmal eine andre Frage: warum eigentlich in allen großen Städten die Menschen (von Gründen äußerer Nothwendigkeit ganz abgesehen) eine ganz besondere Neigung dazu haben, gerade in solchen Stadtteilen sich niederzulassen und zu wohnen, wo keine Gärten und Springbrunnen, sondern Schmutz, übler Geruch und allerlei andre häßliche Dinge zu finden sind. Dabei kamen ihm seine eigenen Spaziergänge auf dem Heumarkte in den Sinn, und er wurde aus seinen Phantasien wieder für einen Augenblick in die Wirklichkeit versetzt. „An was für dummes Zeug denke ich da!“ sagte er bei sich. „Nein, besser ist's schon, an gar nichts zu denken!“

„Wahrscheinlich klammern sich Menschen, die zur Hinrichtung geführt werden, in derselben Weise mit ihren Gedanken an allerlei Gegenstände an, die ihnen unterwegs in die Augen fallen,“

dachte er flüchtig; aber dieser Gedanke huschte ihm nur momentan wie ein Blitz durch den Kopf; er selbst verscheuchte diesen Gedanken wieder so schnell wie möglich . . . Aber nun war er schon nahe; da war das Haus; da war der Torweg. Irgendwo schlug eine Uhr einen einzelnen Schlag. „Wie? Ist es wirklich schon halb acht? Das ist nicht möglich; die Uhr geht gewiß vor.“

Zu seinem Glücke ging im Torweg auch diesmal wieder alles nach Wunsch. Wie gerufen, fuhr gerade in diesem Augenblicke dicht vor ihm eine gewaltige Fuhrre Heu in den Torweg hinein, die ihn die ganze Zeit über, während er durch den Torweg hindurchging, verdeckte, und sowie der Wagen aus dem Torweg in den Hof einfuhr, schlüpfte er in einem Nu nach rechts. Er hörte, wie auf der andern Seite des Wagens ein paar Stimmen schrien und zankten; aber niemand hatte ihn bemerkt, und niemand kam ihm entgegen. Viele Fenster, die auf diesen riesigen, quadratischen Hof hinausgingen, standen in diesem Augenblick offen; aber er hob den Kopf nicht in die Höhe; er fand in sich nicht die Kraft dazu. Die Treppe, die zu der Wohnung der Alten hinaufführte, befand sich ganz in der Nähe, gleich rechts vom Torweg. Schon war er an der Treppe . . .

Er holte Atem, drückte die Hand gegen das stark klopfende Herz, tastete dabei zugleich nach dem Beile und schob es noch einmal zurecht; dann begann er vorsichtig und leise, alle Augenblicke horschend, die Treppe hinaufzusteigen. Aber auch die Treppe war zurzeit völlig leer; alle Türen waren geschlossen; er begegnete keinem Menschen. Im zweiten Stock allerdings stand die Tür zu einer leerstehenden Wohnung weit auf, und drinnen waren Maler bei der Arbeit; aber auch diese sahen nicht nach ihm hin. Er blieb einen Augenblick stehen, überlegte und ging dann weiter. „Gewiß, besser wäre es, wenn die nicht hier wären; aber . . . es liegen ja noch zwei Stockwerke über ihnen.“



Aber nun war er im vierten Stock; da war die Thür der Alten, und da gegenüber noch eine andre Wohnung; diese stand leer. Im dritten Stock war die Wohnung, die gerade unter der Wohnung der Alten lag, allem Anschein nach gleichfalls unbewohnt: die Visitenkarte, die mit Reißstiften an die Thür genagelt gewesen war, war abgenommen, — also waren die Leute ausgezogen! . . . Er konnte kaum Atem holen. Einen Augenblick ging ihm der Gedanke durch den Kopf: „Ob ich nicht lieber wieder fortgehe?“ Aber er gab sich keine Antwort und horchte nach der Wohnung der Alten hin: es herrschte dort eine Totenstille. Dann horchte er noch einmal nach der Treppe hinunter, lange und aufmerksam . . . Hierauf sah er sich zum letzten Male um, nahm seinen Mut zusammen, rückte seinen Anzug zurecht und probierte noch einmal das Beil in der Schlinge. „Ob ich auch nicht allzu blaß aussehe?“ dachte er. „Bin ich auch nicht in übermäßiger Erregung? Sie ist mißtrauisch. Ob ich lieber noch einen Augenblick warte, bis das Herz in Ordnung kommt?“

Aber das Herz kam nicht in Ordnung. Im Gegenteil, es schlug, wie ihm zum Lort, immer heftiger und heftiger. Er konnte es nicht ertragen, länger zu warten, streckte langsam die Hand nach der Klingel aus und schellte. Nach einer halben Minute schellte er noch einmal, etwas stärker.

Nichts rührte sich. So einfach weiter zu klingeln, hatte keinen Zweck und paßte ihm nicht in seinen Plan. Er sagte sich, daß die Alte sich selbstverständlich in der Wohnung befinde, aber allein zu Hause und darum besonders argwöhnisch sei. Er kannte schon teilweise ihre Gewohnheiten und legte darum noch einmal sein Ohr dicht an die Thür. Ob nun seine Sinne so scharf waren (was sich allerdings schwer annehmen läßt), oder ob es wirklich nicht schwer zu hören war, genug, er vernahm ein vorsichtiges Herumtasten einer Hand an der Thürklinke und das Rascheln eines Klei-

des an der Thür. Es stand jemand heimlich dicht am Thürschloß und horchte, genau ebenso wie er hier von außen, so seinerseits versteckt von innen, und hatte anscheinend gleichfalls das Ohr an die Thür gedrückt . . .

Er machte absichtlich ein paar Bewegungen und brummte ziemlich laut etwas vor sich hin, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob er sich verstecken wolle; dann schellte er zum dritten Male, aber sachte, maßvoll und ohne jedes Zeichen von Ungeduld. So oft er sich in späterer Zeit hieran erinnerte, und zwar in voller Klarheit und Deutlichkeit (denn dieser Augenblick hatte sich seinem Gedächtnisse für das ganze Leben eingeprägt), so war es ihm stets unbegreiflich, wo er nur so viel Schlaueit hergenommen hatte, um so mehr, da sein Verstand sich in einzelnen Augenblicken geradezu verdunkelte und er seinen Körper fast gar nicht fühlte . . . Einen Augenblick darauf hörte er, wie der vorliegende Haken abgenommen wurde.

## VII

Die Thür wurde wie das vorige Mal nur bis zu einer schmalen Spalte geöffnet, und wieder hefteten sich zwei scharfe, mißtrauische Augen aus der Dunkelheit auf ihn. In diesem Momente verlor Raskolnikow die ruhige Überlegung und beging einen starken Fehler.

Da er befürchtete, die Alte könnte sich ängstigen, weil sie beide allein wären, und da er nicht zu hoffen wagte, sein Außeres werde sie von seiner Harmlosigkeit überzeugen, so griff er nach der Thür und zog sie an sich heran, damit die Alte sich nicht etwa beifallen ließe, sie wieder zuzumachen. Als sie dies wahrnahm, riß sie zwar die Thür nicht wieder zu sich heran, ließ aber auch nicht den Thürgriff los, so daß Raskolnikow sie beinahe mit der Thür auf die Treppe hinauszog. Da er aber sah, daß sie quer vor der

Lür stand und ihm den Eintritt versperrte, trat er gerade auf sie zu. Die Alte sprang erschrocken zurück und wollte etwas sagen; aber sie konnte kein Wort hervorbringen und blickte ihn nur mit weitgeöffneten Augen an.

„Guten Tag, Aljona Iwanowna,“ begann er in möglichst ungezwungenem Tone; aber die Stimme gehorchte ihm nicht, sondern bebte und versagte. „Ich bringe Ihnen hier . . . einen Wertgegenstand . . . Aber kommen Sie doch lieber dorthin . . . ans Licht.“

Er ließ sie stehen und ging geradezu, ohne dazu aufgefordert zu sein, ins Zimmer. Die Alte eilte ihm nach; jetzt hatte sie endlich die Sprache wiedergefunden.

„Herr Gott, was wollen Sie denn? Wer sind Sie? Was wünschen Sie?“

„Aber ich bitte Sie, Aljona Iwanowna, Sie kennen mich doch von früher, . . . Kasolnikow . . . Hier bringe ich Ihnen das Pfandstück, von dem ich neulich schon gesprochen habe . . .“

Er hielt ihr das Pfandstück hin. Die Alte sah einen Augenblick nach dem Pfandstück hin, starrte dann aber sogleich wieder dem zudringlichen Besucher in die Augen. Sie betrachtete ihn aufmerksam, ergrimmt und mißtrauisch. So verging etwa eine Minute; er glaubte sogar in ihren Augen etwas wie Spott zu erkennen, als ob sie alles schon erraten hätte. Er fühlte, daß er die ruhige Überlegung verlor und beinahe Furcht bekam, solche Furcht, daß es ihm schien, wenn sie ihn so, ohne ein Wort zu sagen, noch eine halbe Minute lang ansähe, so würde er davonlaufen.

„Warum sehen Sie mich denn so an, als ob Sie mich nicht wiedererkannten?“ sagte er auf einmal gleichfalls ärgerlich. „Wenn Sie wollen, dann nehmen Sie es; wenn nicht, dann gehe ich zu jemand anders; lange Zeit habe ich nicht.“

Er hatte so etwas eigentlich gar nicht sagen wollen; aber es fuhr ihm so von selbst heraus.



Die Alte gewann ihre Fassung wieder, und der entschiedene Ton des Besuchers beruhigte sie offenbar.

„Aber Väterchen, wie können Sie nur gleich so . . . Was ist es denn?“ fragte sie mit einem Blick auf das Pfandstück.

„Ein silbernes Zigarettenetui; ich habe ja schon das vorige Mal davon gesprochen.“

Sie streckte die Hand danach aus.

„Aber woher sind Sie denn nur so blaß? Es zittern Ihnen ja auch die Hände so! Sie haben wohl ein Flußbad genommen, Väterchen?“

„Ich habe Fieber,“ antwortete er kurz. „Da kann man schon blaß werden, . . . wenn man nichts zu essen hat,“ fügte er murmelnd hinzu. Die Kraft verließ ihn wieder. Aber seine Antwort hatte den Eindruck der Wahrheit gemacht; die Alte nahm das Pfandstück hin.

„Was ist das für ein Ding?“ fragte sie, indem sie Rassolnikow noch einmal scharf anblickte und das Pfandstück in der Hand wog.

„Ein Wertstück, . . . ein Zigarettenetui . . . aus Silber. Sehen Sie es sich nur an.“

„Na, Silber wird es wohl kaum sein . . . Aber haben Sie das fest verschnürt!“

Während sie sich damit abmühte, den Bindfaden aufzuknüpfen, und sich nach dem Fenster zum Lichte wendete (alle Fenster waren in ihrer Wohnung trotz der Schwüle geschlossen), ließ sie ihn einige Sekunden ganz außer acht und drehte ihm den Rücken zu. Er knöpfte seinen Paletot auf und zog das Weil aus der Schlinge heraus, holte es aber noch nicht ganz hervor, sondern hielt es mit der rechten Hand unter dem Paletot. Seine Arme waren entsetzlich schwach; er hatte selbst die Empfindung, daß sie mit jedem Augenblicke tauber und starrer würden. Er fürchtete, er würde

das Beil nicht mehr halten können und fallen lassen; . . . es wurde ihm auf einmal ganz schwindlig.

„Aber wie haben Sie das verknottet!“ rief die Alte ärgerlich und machte eine Bewegung nach ihm zu.

Nun war keine Sekunde mehr zu verlieren. Er zog das Beil ganz hervor, hob es, fast ohne Besinnung, mit beiden Händen in die Höhe und ließ es, beinahe ohne eigene Anstrengung, beinahe rein mechanisch, mit der stumpfen Seite auf den Kopf der Alten niederfallen. Er hatte in diesem Augenblicke eigentlich gar keine Kraft in sich gehabt. Aber sobald er einmal das Beil hatte fallen lassen, stellte sich auch die Kraft wieder ein.

Die Alte war wie immer im bloßen Kopf. Ihr hellblondes, zum Teil schon ergrautes, dünnes Haar, wie gewöhnlich stark gedöht, war in ein Zöpfchen geflochten, das große Ähnlichkeit mit einem Rattenschwanz hatte, und wurde, zu einem Rauze zusammengewickelt, auf dem Hinterkopfe von dem Bruchstück eines Hornkammes festgehalten. Der Schlag hatte sie infolge ihrer kleinen Statur gerade auf den Scheitel getroffen. Sie schrie auf, aber nur sehr schwach, und sank sofort in sitzender Stellung auf den Boden, hob aber noch schnell beide Hände nach ihrem Kopfe in die Höhe. In der einen Hand hielt sie immer noch das Pfandstück. Da schlug er aus voller Kraft noch einmal und noch einmal zu, immer mit dem Rücken des Beiles und immer auf den Scheitel. Das Blut strömte heraus wie aus einem umgestoßenen Glase, und der Körper sank hintenüber gegen Rasolnikows Beine. Dieser trat zurück, ließ ihn vollends hinfallen und bückte sich sogleich zu ihrem Gesichte hinab; sie war bereits tot. Die Augen waren weit aufgerissen, als ob sie hinauspringen wollten, die Stirn und das ganze Gesicht in Falten gezogen und krampfhaft verzerrt.

Er legte das Beil auf den Fußboden neben die Tote hin und griff ihr sofort in die Tasche, in eben die rechte Tasche, aus der

sie das vorige Mal die Schlüssel herausgeholt hatte; dabei nahm er sich in acht, sich nicht mit dem hervorquellenden Blute zu besudeln. Er war bei vollem Verstande; Trübung der geistigen Fähigkeiten und Schwindelgefühl waren nicht mehr vorhanden; aber die Hände zitterten ihm immer noch. Er erinnerte sich später, daß er sogar sehr achtsam und vorsichtig gewesen war und sich die größte Mühe gegeben hatte, sich nicht blutig zu machen . . . Die Schlüssel fand er sofort und zog sie heraus; sie bildeten alle, wie damals, ein Bund und saßen an einem stählernen Ringe. Schnell lief er mit ihnen in das Schlafzimmer. Dies war ein sehr kleines Zimmer mit einem gewaltigen Schrein voll von Heiligenbildern. An einer andern Wand stand ein großes Bett, sehr sauber, mit einer aus lauter kleinen Seidenstückchen zusammengesetzten Steppdecke. An der dritten Wand stand eine Kommode. Aber seltsam! sowie er die Schlüssel in die Kommode hineinzupassen begann und ihr Klappern hörte, lief ihm ein krampfhafter Schauer über den Leib. Wieder wandelte ihn die Lust an, alles stehen und liegen zu lassen und davonzugehen. Indes dauerte das nur einen Augenblick; zum Davongehen war es nun doch schon zu spät. Er lächelte sogar über sich selbst; da fuhr ihm auf einmal ein anderer beunruhigender Gedanke durch den Kopf. Er hatte plötzlich die Vorstellung, die Alte lebe vielleicht noch und könne wieder zu sich kommen. Die Schlüssel und die Kommode im Stiche lassend, lief er zu dem daliegenden Körper zurück, ergriff das Beil und schwang es noch einmal über der Alten; aber er ließ es nicht niederfallen. Es konnte kein Zweifel sein, daß sie tot war. Indem er sich niederbückte und sie nochmals aus der Nähe betrachtete, sah er deutlich, daß der Schädel zerschmettert und sogar ein wenig schiefgepreßt war. Er wollte schon mit dem Finger hinfühlen, zog aber die Hand wieder zurück; die Sache war auch ohne das zweifellos. Inzwischen hatte sich von dem ausgelaufenen Blute schon eine



ganze Lache gebildet. Auf einmal bemerkte er an ihrem Halse eine Schnur; er versuchte sie zu zerreißen; aber die Schnur war stark und hielt; auch war sie von Blut durchnäßt. Nun versuchte er, sie unzerrissen unter dem Brustteil des Kleides herauszuziehen; aber es war irgendein Hindernis da, wodurch sie festgehalten wurde. In seiner Ungeduld wollte er schon wieder mit dem Beile aus- holen, um die Schnur über dem Körper durchzuschlagen; aber er wagte es nicht, und mit Anstrengung, und nicht ohne daß er seine Hände und das Beil mit Blut befleckt hätte, gelang es ihm nach einer zwei Minuten dauernden Mühe, die Schnur durchzu- schneiden, ohne mit dem Beile den Körper zu berühren. Nun ließ sich die Schnur abnehmen; er hatte sich nicht geirrt: es hing ein Beutel daran. Auch waren an der Schnur zwei Kreuze be- festigt, eines von Zypressenholz und eines von Kupfer, und außer- dem ein kleines Heiligenbild auf Emaille. Mit diesen Dingen zu- sammen hing an der Schnur ein kleiner, waschlederner, schmutziger Beutel mit stählernem Bügel und Ring. Der Beutel war ganz gepfropft voll; Rastolnikow steckte ihn unbesehen in die Tasche; die Kreuze warf er der Alten auf die Brust. Dann eilte er wieder in das Schlafzimmer; diesmal nahm er auch das Beil mit.

Er beeilte sich aufs äußerste, griff nach den Schlüsseln und mühte sich von neuem mit ihnen ab. Aber es wollte ihm nicht gelingen; sie paßten nicht in die Schlösser. Nicht daß seine Hände so stark gezittert hätten; aber er irrte sich fortwährend: er sah z. B., daß ein Schlüssel nicht der richtige war, nicht paßte; aber er steckte ihn immer wieder von neuem hinein. Endlich besann er sich und überlegte, daß dieser große Schlüssel mit dem gezähnten Barte, der mit den kleinen zusammen an dem Ringe saß, jedenfalls gar nicht von der Kommode war (wie er sich das schon bei seinem vorigen Besuche gesagt hatte), sondern von einer Truhe, und daß in dieser Truhe vielleicht alles Wertvolle verwahrt war. Er ließ

baher die Kommode stehen und bückte sich sofort unter das Bett, da er mußte, daß die Truhen bei alten Weibern unter den Betten zu stehen pflegen. So war es denn auch: es stand dort eine ansehnliche Truhe, mehr als zwei Fuß lang, mit gewölbtem Deckel, mit rotem Leder überzogen und mit stählernen Nägeln beschlagen. Der gezähnte Schlüssel erwies sich sofort als genau passend und schloß die Truhe auf. Obenauf lag unter einem weißen Laken ein Pelz von Hasenfell, mit rotem Seidenstoff bezogen; darunter ein seidenes Kleid; dann ein Schal; weiter nach unten hin schienen nur noch lauter Lumpen zu liegen. Vor allen Dingen wischte er sich die blutbefleckten Hände an dem roten Seidenstoff ab. „Das Zeug ist rot; da wird auf dem Roten das Blut nicht so leicht zu merken sein,“ überlegte er, wurde sich aber plötzlich der Torheit dieser Überlegung bewußt. „Mein Gott! Werde ich denn verrückt?“ dachte er erschrocken.

Sowie er aber unter den Lumpen zu kramen begann, glitt auf einmal unter dem Pelze eine goldene Uhr heraus. Nun machte er sich daran, alles umzumühlen. Wirklich, zwischen den Lumpen lagen Goldsachen versteckt, wahrscheinlich lauter Pfandstücke, verfallene und noch nicht verfallene: Armbänder, Ketten, Ohrringe, Busennadeln und dergleichen. Manche dieser Gegenstände befanden sich in Futteralen; andere waren einfach in Zeitungspapier gewickelt, aber sorgsam und ordentlich, in doppelte Bogen, und mit Band verschnürt. Ohne zu zaudern, stopfte er sie sich in die Hosentaschen und Paletottaschen; die Päckchen und Futterale zu öffnen und zu untersuchen, darauf ließ er sich nicht ein.

Aber er hatte noch nicht viel eingesteckt, da hörte er plötzlich, daß in dem Zimmer, wo die Alte lag, jemand ging. Er hielt inne und horchte, still wie ein Loter. Aber es war alles ruhig; also war es doch wohl von ihm nur eine Einbildung gewesen. Da vernahm er ganz deutlich einen leichten Aufschrei, oder vielmehr es

war, wie wenn jemand ein leises, kurzes Stöhnen ausstieß und dann verstummte. Dann herrschte wieder Totenstille, eine oder zwei Minuten lang. Er kauerte bei der Truhe und wartete, kaum atmend; aber dann sprang er hastig auf, ergriff das Beil und lief aus dem Schlafzimmer.

Mitten im Zimmer stand Lisaweta mit einem großen Bündel in der Hand und blickte, starr vor Entsetzen, auf die ermordete Schwester hin. Sie war weiß wie Leinwand und hatte, wie es schien, nicht die Kraft zu schreien. Als sie ihn hereinstürmen sah, zitterte sie, leise bebend, wie Espenlaub, und über ihr ganzes Gesicht lief ein krampfhaftes Zucken. Sie hob die eine Hand in die Höhe, öffnete den Mund ein wenig, schrie aber trotzdem nicht und begann langsam nach rückwärts vor ihm in eine Ecke zurückzuweichen. Dabei sah sie ihn starr und unverwandt an, schrie aber immer noch nicht, als wenn ihr dazu die Luft fehlte. Er stürzte mit dem Beile auf sie zu. Sie verzog die Lippen so kläglich, wie man es bei ganz kleinen Kindern sieht, wenn sie vor etwas erschrecken, den furchterregenden Gegenstand anstarren und eben losschreien wollen. Und diese unglückliche Lisaweta war nun einmal auch für gewöhnlich so einfältig, verprügelt und eingeschüchtert, daß sie selbst jetzt nicht die Hände aufhob, um ihr Gesicht zu schützen, was doch die natürlichste und notwendigste Bewegung in diesem Augenblicke gewesen wäre, da das Beil über ihrem Kopfe schwebte. Sie hob nur die freie linke Hand ein wenig in die Höhe, aber lange nicht bis zum Gesichte, und streckte sie langsam nach vorn gegen ihn aus, als wenn sie ihn von sich abhalten wollte. Der Schlag traf sie mitten auf den Schädel, mit der Schneide, und hieb mit einem Male den ganzen oberen Teil der Stirn fast bis zum Scheitel durch. Sie stürzte sofort zu Boden. Raskolnikow mußte einen Augenblick gar nicht recht, was er tat: er ergriff ihr Bündel und warf es wieder von sich; dann lief er ins Vorzimmer.



Die Angst in ihm wuchs immer mehr und mehr, namentlich nach diesem zweiten, so völlig unerwarteten Morde. So schnell wie möglich wollte er von hier weg. Und wenn er in diesem Augenblicke fähig gewesen wäre, alles richtiger zu sehen und zu beurteilen, wenn er sich auch nur von der ganzen Schwierigkeit seiner Lage, von ihrer Hoffnungslosigkeit, ihrer Gräßlichkeit und Absurdität hätte eine Vorstellung machen können, wenn er imstande gewesen wäre, zu begreifen, wie viele Hindernisse er noch werde überwinden, ja, wie viele Verbrechen er vielleicht noch werde begehen müssen, um von hier wegzukommen und nach Hause zu gelangen: so hätte er vielleicht alles stehen und liegen lassen und wäre sofort hingegangen, um sich selbst zu denunzieren, und zwar nicht einmal aus Angst um sich selbst, sondern lediglich aus Entsetzen und Ekel über das, was er gethan hatte. Namentlich der Ekel wurde in ihm von einem Augenblicke zum andern immer größer und heftiger. Um keinen Preis wäre er jetzt zu der Ruhe oder auch nur in das Zimmer zurückgegangen.

Aber allmählich überkam ihn eine gewisse Zerstreutheit, eine Art von Verstonnenheit. Minutenlang vergaß er anscheinend sich und alles andre, oder richtiger gesagt: er vergaß die Hauptsache und haftete mit seinen Gedanken an Kleinigkeiten. Als er indessen zufällig einen Blick in die Küche warf und auf einer Bank einen halb mit Wasser gefüllten Eimer erblickte, fiel ihm ein, seine Hände und das Beil zu waschen. Die Hände waren ihm blutig und klebrig. Das Beil steckte er mit dem Eisen einfach ins Wasser; dann ergriff er ein Stückchen Seife, das auf dem Fensterbrette in einer zerbrochenen Untertasse lag, und wusch sich im Eimer die Hände. Als er damit fertig war, zog er auch das Beil heraus, spülte das Eisen ab und wusch lange, wohl drei Minuten lang, das Holz, wo es blutig geworden war; er machte gegen die Blutslecke sogar einen Versuch mit Seife. Dann trocknete er alles mit einigen

Wäschestücken ab, die in der Küche an einer quer herübergezogenen Leine zum Trocknen aufgehängt waren, und besah lange und mit größter Aufmerksamkeit das Beil am Fenster. Blutspuren waren keine mehr vorhanden; nur war der Stiel noch feucht. Sorgfältig schob er dann das Beil in die Schlinge unter dem Paletot. Darauf besah er, soweit es bei dem schwachen Lichte in der halbdunklen Küche möglich war, den Paletot, die Hosen und die Stiefel. Außerlich war auf den ersten Blick so gut wie nichts sichtbar; nur die Stiefel wiesen einige Flecke auf. Er befeuchtete einen Lappen und wischte die Stiefel ab. Er war sich übrigens bewußt, daß er bei der Untersuchung nicht gut hatte sehen können und daß ihm vielleicht irgend etwas in die Augen Fallendes doch entgangen war. Tief in Gedanken versunken stand er mitten in der Küche. Ein quälender, finsterner Gedanke stieg in ihm auf, der Gedanke, er verliere den Verstand und könne in diesem Augenblicke weder überlegen noch sich schützen; er ergreife vielleicht ganz unzweckmäßige Maßregeln . . . „Mein Gott! Ich muß fort, ich muß fort!“ murmelte er und eilte in das Vorzimmer. Aber hier stand ihm ein Schreck bevor, wie er ihn gewiß in seinem Leben noch nicht durchgemacht hatte.

Er stand da, blickte hin und wollte seinen Augen nicht trauen: die Thür, die Außentür vom Vorzimmer nach der Treppe, eben die, an der er vorhin geschellt hatte und durch die er hereingekommen war, stand offen, sogar eine ganze Hand breit offen; weder das Schloß war zugeschlossen noch der Haken vorgelegt; und so war das die ganze Zeit über gewesen! Die Alte hatte hinter ihm nicht zugemacht gehabt, vielleicht aus Vorsicht. Aber, o Gott! er hatte doch nachher Lisaweta gesehen! Wie war es nur möglich gewesen, daß er sich nicht darüber gewundert hatte, wie sie überhaupt hereingekommen war! Sie konnte doch nicht quer durch die Wand gegangen sein!

Er stürzte zur Thür und legte den Haken vor.

„Aber nein, wieder falsch! Ich muß weg, weg!“

Er nahm den Haken wieder ab, öffnete die Thür und horchte nach der Treppe hin.

Er horchte lange. Irgendwo, weit weg, unten, wahrscheinlich im Lorrweg, schrien und kreischten laut zwei Stimmen, stritten sich und schimpften. „Was mögen die haben?“ Er wartete geduldig. Endlich mit einem Male wurde alles still; der Lärm war wie abgeschnitten; die beiden waren auseinandergegangen. Schon wollte er hinaustreten, da wurde plötzlich in dem darunterliegenden Stockwerk eine nach der Treppe führende Thür geräuschvoll geöffnet, und es begann jemand, eine Melodie vor sich hin singend, die Treppe hinabzusteigen. „Was nur die Menschen da immer für Lärm machen!“ dachte er flüchtig. Er zog wieder die Thür ein wenig heran und wartete weiter. Endlich war alles Geräusch verstummt und nichts zu hören. Er wollte schon den Fuß auf die Treppe setzen, als plötzlich wieder neue Schritte erschollen.

Diese Schritte erschollen in weiter Entfernung, noch ganz am untern Ende der Treppe; aber er erinnerte sich später ganz genau und deutlich, daß er damals gleich beim ersten Ton aus einem nicht recht verständlichen Grunde auf den Gedanken gekommen war, es komme da jemand sicher „hierher“, nach dem vierten Stockwerke, zu der Alten. Warum? War der Ton so eigentümlich, so bedeutsam? Es waren schwere, gleichmäßige Schritte, ohne Eile. Da, jetzt war „er“ schon zum ersten Stockwerk gelangt; da, er stieg noch weiter; es war immer deutlicher zu hören. Nun wurde das schwere Atmen des Heraufkommenden vernehmbar. Da, jetzt begann er schon die dritte Treppe. „Er kommt hierher!“ sagte sich Masolnikow. Und plötzlich hatte er die Empfindung, als ob er versteinert wäre, als wäre dies ein Traum, wo einem träumt, daß man verfolgt wird, und die Verfolger sind schon ganz



nahe und wollen einen töten, und man selbst ist am Fleck wie angewachsen und kann keine Hand rühren.

Endlich, als der Ankömmling bereits zum vierten Stockwerk hinaufzusteigen begann, da erst fuhr Raskolnikow plötzlich zusammen und fand gerade noch Zeit, hurtig und behend vom Flur in die Wohnung zurückzuschlüpfen und die Thür hinter sich zuzumachen. Dann erfaßte er den Haken und legte ihn leise, unhörbar in die Ose. Der Instinkt hatte ihm geholfen. Als er dies erledigt hatte, verbarg er sich unmittelbar hinter der Thür und vermied jedes Geräusch beim Atmen. Der unbekannte Besucher war gleichfalls bereits an der Thür. Sie standen jetzt einander ebenso gegenüber, wie vor kurzem er und die Alte, als nur die Thür sie voneinander getrennt und er an ihr gelauscht hatte.

Der Besucher atmete einige Male tief und schwer auf. „Es ist wohl ein dicker, großer Mann,“ dachte Raskolnikow und preßte die Hand fest um das Weil. Es kam ihm tatsächlich alles wie ein Traum vor. Der Besucher griff nach dem Klingelzuge und schellte kräftig.

Als die Klingel ihr blechernes Klappern hören ließ, bildete sich Raskolnikow ein, es rege sich jemand im Zimmer. Er lauschte sogar einige Sekunden lang allen Ernstes danach hin. Der Unbekannte schellte noch einmal, wartete wieder ein Weilchen und begann dann ungeduldig mit aller Kraft an der Thürklinke zu rütteln. Voll Schrecken sah Raskolnikow, wie der Haken in der Ose hin und her hüpfte, und erwartete mit dumpfer Angst in jedem Augenblick, daß er herausspringen werde. Möglich schien das in der That; so heftig wurde gerüttelt. Er dachte schon daran, den Haken festzuhalten; aber das hätte der andere merken können. Es wurde ihm wieder schwindlig. „Gleich werde ich umfallen!“ fuhr es ihm durch den Kopf; aber da begann der Unbekannte zu reden, und er kam sogleich wieder zur Besinnung.

„Was stellt denn das vor? Schlafen die beiden Frauenzimmer wie die Marmeltiere, oder hat sie einer abgemurkst? Berrrfluchte Bande!“ schrie er mit kräftiger, voller Stimme. „He, Aljona Iwanowna, alte Hexe! Lisaweta Iwanowna, du holde Schöne! Macht auf! Ach, die nichtswürdige Bande! Ob sie wirklich schlafen?“

Und von neuem riß er wütend wohl zehnmal hintereinander aus voller Kraft an der Klingel. Er war gewiß ein Mann, der etwas zu bedeuten hatte und mit der Alten gut bekannt war.

In diesem Augenblicke wurden leichte, eilige Schritte unweit auf der Treppe vernehmbar; es kam noch jemand. Raskolnikow hatte ihn zuerst gar nicht gehört.

„Ist denn niemand zu Hause?“ rief der Hinzugekommene mit wohlthönder, fröhlicher Stimme dem ersten Besucher zu, der immer noch an der Klingel riß. „Guten Abend, Koch!“

„Nach der Stimme zu urteilen, muß es ein sehr junger Mann sein,“ sagte sich Raskolnikow.

„Weiß der Teufel! Ich habe schon beinahe das Schloß abgerissen!“ antwortete Koch. „Aber woher kennen Sie mich denn?“

„Na, so was! Ich habe Ihnen doch vorgestern im Gambrinus drei Partien Billard hintereinander abgenommen!“

„Ach so—o!“

„Also sie sind nicht zu Hause? Sonderbar! Übrigens recht dumm! Wo kann die Alte bloß hingegangen sein? Ich habe mit ihr geschäftlich zu tun.“

„Ich auch, Väterchen!“

„Na, was ist zu machen? Also müssen wir wieder abziehen! Pfui, pfui! Ich hatte gedacht, ich würde hier Geld kriegen!“ rief der junge Mann.

„Natürlich müssen wir wieder abziehen. Aber warum hat sie mich denn herbestellt? Die alte Hexe hat mir diese Zeit selbst

angegeben. Ich habe einen weiten Umweg deswegen gemacht. Und ich begreife gar nicht, wo sie sich herumtreibt, zum Teufel! Das ganze Jahr sitzt sie zu Hause, die Hexe, hocht auf einem Fleck, klagt, daß ihr die Beine weh tun, und nun auf einmal geht sie spazieren!"

„Ob wir mal den Hausknecht fragen?“

„Wonach?“

„Wo sie hingegangen ist, und wann sie wiederkommt.“

„Hm! . . . Hols der Teufel! . . . Können ja mal fragen . . . Aber sie geht doch sonst nirgends hin . . .“, und er riß noch einmal an der Türklinke. „Zum Teufel, nichts zu machen! Gehen wir wieder!“

„Warten Sie mal!“ rief der junge Mann plötzlich. „Sehen Sie nur einmal her! Sehen Sie wohl, wie die Tür ein bißchen aufgeht, wenn man zieht?“

„Na, und?“

„Also ist sie nicht zugeschlossen, sondern es ist innen der Haken vorgelegt! Hören Sie wohl, wie der Haken klappert?“

„Na, und?“

„Begreifen Sie denn nicht? Also ist jemand von ihnen zu Hause. Wenn alle ausgegangen wären, so wäre von außen zugeschlossen und nicht von innen der Haken vorgelegt. Aber hier, — hören Sie wohl, wie der Haken klappert? Um von innen den Haken vorzulegen, muß man doch zu Hause sein; ist Ihnen das klar? Also sitzen sie zu Hause und machen nicht auf.“

„Donnerwetter, das ist wahr!“ rief Koch erstaunt. „Aber was machen die denn nur da?“

Er rüttelte wütend an der Tür.

„Warten Sie mal!“ rief wieder der junge Mann. „Reißen Sie nicht an der Tür! Hier ist etwas nicht in Ordnung . . . Sie haben ja schon geklingelt und an der Tür gerüttelt, und es ist nicht



geöffnet worden; also sind die beiden entweder ohnmächtig oder . . .“

„Oder was?“

„Wissen Sie was? Wir wollen den Hausknecht holen; mag der sie selbst aufwecken.“

„Gut, tun wir das!“

Sie schickten sich beide an, hinunterzugehen.

„Warten Sie einmal! Bleiben Sie lieber hier, und ich will hinunterlaufen und den Hausknecht holen.“

„Warum soll ich hierbleiben?“

„Man kann nicht wissen . . .“

„Meinetwegen.“

„Ich studiere ja Jura und will einmal Untersuchungsrichter werden. Hier ist offenbar, of—fen—bar etwas nicht in Ordnung!“ sagte der junge Mann vor Eifer brennend und lief schnell die Treppe hinunter.

Noch blieb zurück und zog noch einmal ganz sachte an der Klingel; diese schlug nur mit einem einzigen Tone an. Dann begann er leise, als wenn er überlegte und untersuchte, die Türklinke zu bewegen, indem er damit die Tür zu sich heranzog und wieder zurückfahren ließ, um sich nochmals zu vergewissern, daß nur der Haken vorgelegt sei. Dann bückte er sich leuchend und blickte durch das Schlüsselloch; aber in diesem steckte von innen der Schlüssel, und es war somit nichts zu sehen.

Raskolnikow stand da und preßte die Hand um den Beilstiel; er war wie in einem Fieber. Er bereitete sich sogar auf einen Kampf mit ihnen vor, wenn sie hereinkämen. Während sie an der Tür gerüttelt und sich miteinander besprochen hatten, war ihm einige Male der Gedanke gekommen, der ganzen Geschichte schnell ein Ende zu machen und sie durch die Tür anzurufen. Dann wieder hatte es ihn gelüstet, sie so lange auszuschimpfen

und zu höhnen, bis sie die Thür würden aufbekommen haben. „Wenn es nur bald so weit wäre!“ dachte er einen Augenblick.

„Zum Teufel! Der kommt ja aber auch gar nicht wieder!“

Die Zeit verging, eine Minute nach der andern; niemand kam. Koch bewegte sich unruhig hin und her.

„Hol's der Teufel!“ rief er endlich ungeduldig, verließ seinen Posten und ging gleichfalls nach unten. Eilig polterten seine Stiefel auf der Treppe; dann verhallten seine Schritte.

„Mein Gott, was soll ich tun!“

Raskolnikow machte den Haken auf und öffnete die Thür ein wenig; es war nichts zu hören. Ohne irgendetwas dabei zu denken, trat er hinaus, drückte die Thür hinter sich möglichst fest heran und stieg die Treppe hinunter.

Er war bereits auf der Treppe vom dritten zum zweiten Stockwerk, als plötzlich unten ein gewaltiger Lärm entstand. Wo sollte er nun bleiben? Verstecken konnte er sich nirgends; er wollte schon wieder zurück, in die Wohnung der Alten.

„Warte, du Kanaille, du Schuft! Halt ihn auf!“

Mit diesem Geschrei stürzte jemand weiter unten aus einer Wohnung heraus und lief, oder richtiger: fiel die Treppe hinunter, wobei er fortwährend aus vollem Halse schrie:

„Dmitri, Dmitri, Dmitri, Dmitri, Dmitri! Der Teufel soll dich holen!“

Das Geschrei endete mit einem wilden Gekreische; die letzten Töne kamen schon vom Hofe her; dann war alles still. Aber in demselben Augenblicke begannen mehrere Menschen, die laut und eifrig miteinander sprachen, geräuschvoll die Treppe hinaufzusteigen; es mochten ihrer drei oder vier sein. Raskolnikow unterschied die wohlklingende Stimme des jungen Mannes. „Das sind sie!“

In heller Verzweiflung ging er ihnen geradezu entgegen: mochte

werden, was da wollte! Wenn sie ihn anhielten, so war alles verloren; ließen sie ihn vorbei, so war auch alles verloren, da zu erwarten war, daß sie ihn später wiedererkennen würden. Sie waren einander bereits ziemlich nahegekommen; zwischen ihnen war nur noch eine Treppe übrig, — da auf einmal zeigte sich die Möglichkeit einer Rettung. Nur wenige Stufen von ihm entfernt, auf der rechten Seite, stand die Thür zu einer leerstehenden Wohnung weit offen, zu eben der Wohnung im zweiten Stockwerk, in der die Maler gearbeitet hatten und die sie durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände gerade jetzt verlassen hatten. Das waren offenbar die Leute gewesen, die soeben mit solchem Geschrei davongerannt waren. Die Dielen waren frisch gestrichen; mitten im Zimmer stand ein kleiner Eimer und ein Schälchen mit Farbe und einem Pinsel. In einem Nu schlüpfte er durch die offene Thür hinein und verbarg sich hinter der Wand; es war die höchste Zeit gewesen: sie standen schon auf dem Treppenaßatz. Dann wandten sie sich nach der weiter hinaufführenden Treppe und gingen in lautem Gespräche vorüber, nach dem vierten Stockwerke hinauf. Er wartete das ab, ging auf den Zehen hinaus und lief die Treppe hinunter.

Auf der Treppe war niemand; auch im Torwege nicht. Schnell ging er hindurch und bog links in die Straße ein.

Er wußte sehr wohl, daß sie in diesem Augenblicke bereits in der Wohnung waren, daß sie sich höchlichst wunderten, sie offen zu finden, während sie doch eben noch zugesperrt gewesen war, daß sie schon die Leichen betrachteten und daß sie in weniger als einer Minute erraten und kombiniert haben würden, daß der Mörder noch soeben dagewesen sei und eine Möglichkeit gefunden habe, sich irgendwo zu verstecken, an ihnen vorbeizuschlüpfen und zu entfliehen; sie mochten auch vielleicht erraten, daß er in der leerstehenden Wohnung gesteckt hatte, während sie daran vorbei hin-



aufgingen. Aber trotzdem mochte er unter keiner Bedingung wagen, sein Tempo stark zu beschleunigen, obgleich er bis zur nächsten Straßenecke noch gegen hundert Schritte hatte. „Ob ich wohl in einen Lortweg hineinschlüpfe und auf einer fremden Treppe warte? Nein, das ist zu gefährlich! Ob ich das Beil von mir werfe? Ob ich eine Droschke nehme? Zu gefährlich, zu gefährlich!“

Endlich kam die Querstraße; er bog in sie ein, mehr tot als lebendig. Hier war er schon zur Hälfte gerettet, und er war sich dessen bewußt. Hier war der Verdacht geringer, und außerdem herrschte hier ein starkes Getreibe, und er verschwand darin wie ein Sandkorn. Aber alle diese Qualen hatten seine Kraft derart erschöpft, daß er sich kaum mehr rühren konnte. Der Schweiß rann ihm in dicken Tropfen herunter; der Hals war ihm davon ganz feucht. „Na, du hast dich aber gehörig vollgesoffen!“ rief ihm einer zu, als er an den Kanal gelangte.

Er konnte seine Gedanken kaum noch zusammenhalten; je weiter er ging, um so schlimmer wurde es. Er erinnerte sich aber später, daß er einen großen Schreck bekommen hatte, als er zum Kanal kam, weil hier weniger Menschen waren und er somit leichter auffallen konnte, und daß er nahe daran gewesen war, wieder in die Querstraße zurückzukehren. Obwohl er vor Erschöpfung beinahe umfiel, machte er dennoch einen Umweg und kam von der ganz entgegengesetzten Seite nach Hause.

Auch den Lortweg seines Hauses passierte er in halber Bewußtlosigkeit; wenigstens war er schon auf der Treppe, als ihm das Beil einfiel. Und dabei stand ihm doch noch eine sehr wichtige Aufgabe bevor: es wieder an seinen Platz zu legen, und zwar möglichst unbemerkt. Er war natürlich nicht mehr fähig, zu überlegen, ob es nicht vielleicht weit besser wäre, das Beil überhaupt nicht wieder an den früheren Platz zu bringen, sondern es, wenn auch erst später, auf irgendeinen fremden Hof zu werfen.

Aber es lief alles gut ab. Die Thür zu der Kammer des Hausknechtes war nur angelehnt, nicht zugeschlossen; also war der Hausknecht aller Wahrscheinlichkeit nach zu Hause. Aber Raskolnikow hatte die Fähigkeit, etwas zu überlegen, bereits in dem Grade eingebüßt, daß er zu der Kammer geradezu hinging und sie öffnete. Hätte ihn der Hausknecht gefragt: „Was wünschen Sie?“ so hätte er ihm vielleicht ebenso gedankenlos das Beil hingereicht. Aber der Hausknecht war wieder nicht anwesend, und er konnte unbehindert das Beil auf seinen früheren Platz unter die Bank legen, ja, es sogar in der früheren Art mit einem Holzschilde bedecken. Niemandem, keiner Menschenseele begegnete er dann auf dem Wege bis zu seinem Zimmer; die Thür seiner Wirtin war geschlossen. Als er in sein Zimmer gekommen war, warf er sich, wie er ging und stand, auf das Sofa. Er schlief nicht, befand sich aber in einem Zustande der Geistesabwesenheit. Wäre jetzt jemand zu ihm hereingekommen, so wäre er sofort aufgesprungen und hätte aufgeschrien. Fetzen und Bruchstücke von allerlei Gedanken wimmelten in seinem Kopfe herum; aber trotz aller Anstrengung vermochte er keinen einzigen ganzen Gedanken zu bilden und festzuhalten.

## Zweiter Teil

### I

So lag er sehr lange. Mitunter wurde er halb wach und bemerkte in solchen Augenblicken, daß es schon längst Nacht sei; aufzustehen kam ihm gar nicht in den Sinn. Endlich nahm er wahr, daß die Morgendämmerung bereits angebrochen war. Er lag rücklings auf dem Sofa, noch ganz starr von der bisherigen Bewußtlosigkeit. Ein schreckliches, wildes Geheul schlug von der Straße her schrill an sein Ohr; dieses Geheul hörte er übrigens jede Nacht zwischen zwei und drei Uhr unter seinem Fenster, und es war auch jetzt die Ursache seines Erwachens gewesen. „Aha! Da kommen auch schon die Betrunknen aus den Kneipen,“ dachte er. „Es ist zwei durch.“ Plötzlich fuhr er auf, als ob ihn jemand vom Sofa in die Höhe gerissen hätte. „Wie? Schon zwei durch!“ Er setzte sich auf dem Sofa aufrecht, — und nun fiel ihm alles ein! In einer Sekunde erinnerte er sich wieder an alles.

Im ersten Augenblicke glaubte er, er würde wahnsinnig werden. Ein furchtbarer Frost überfiel ihn; aber dieser Frost kam von dem Fieber her, das sich schon längst während des Schlafes in seinem Körper entwickelt hatte. Jetzt packte ihn ein solcher Kälteschauer, daß ihm die Zähne klapperten und ihm alle Glieder steif wurden. Er öffnete die Thür und horchte; im Hause schloß alles fest. Erschrocken besah er sich selbst und alles ringsumher im Zimmer und begriff gar nicht, wie es nur möglich gewesen war, daß er gestern beim Nachhausekommen die Thür nicht zugeschlossen und sich in den Kleidern, ja sogar mit dem Hut auf dem Kopfe auf das Sofa geworfen hatte. Der Hut war heruntergerollt und lag auf dem Fußboden neben dem Kissen. „Wenn nun jemand hereingekommen wäre, was hätte sich der gedacht? Gewiß, daß ich betrunken wäre, aber . . .“ Er stürzte zum Fenster hin. Es war schon hell



genug, und er musterte sich schleunigst, vom Kopfe bis zu den Füßen, vollständig, seine ganze Kleidung, ob auch nicht Blutspuren daran seien. Aber das ließ sich so auf dem Körper nicht gut ausführen; zitternd vor Frost, zog er alle Kleidungsstücke aus und untersuchte jedes von allen Seiten. Er wendete alles, bis auf den letzten Faden und Fäden, hin und her, und da er sich selbst nicht traute, wiederholte er die Besichtigung dreimal. Aber es schienen keine Spuren vorhanden zu sein; nur da, wo die Hosen unten zerfasert waren und die Fransen davon herunterhingen, saßen an diesen Fransen dicke Klümpchen geronnenen Blutes. Er nahm sein großes Taschenmesser und schnitt die Fransen ab. Weiter schien nichts da zu sein. Da fiel ihm ein, daß der Beutel und die Pfandstücke, die er bei der Alten aus der Truhe herausgenommen hatte, immer noch sämtlich in seinen Taschen steckten! Er hatte bis jetzt noch gar nicht daran gedacht, sie herauszunehmen und zu verstecken. Nicht einmal jetzt hatte er sich daran erinnert, als er seinen Anzug revidierte. Wie war es nur möglich! Sofort zog er sie heraus und warf sie auf den Tisch. Nachdem er alles hervorgeholt und sogar die Taschen umgewendet hatte, um sich zu vergewissern, daß auch wirklich nichts darin geblieben sei, trug er den ganzen Haufen in eine Ecke. Dort hatte unten im innersten Winkel an einer Stelle die Tapete, die sich von der Wand abgelöst hatte, einen Riß; sofort stopfte er alles in dieses Loch unter die Tapete hinein. „Es ist hineingegangen; es ist nichts mehr zu sehen, auch der Beutel nicht!“ dachte er erfreut, indem er langsam aufstand und stumpfsinnig nach der Ecke und dem Risse hinstarrte, der nun noch breiter klappte. Da fuhr er wieder erschrocken zusammen: „Mein Gott,“ flüsterte er verzweifelt, „was ist nur mit mir? Heißt denn das verstecken? Versteckt man denn etwas so?“

Er hatte ja allerdings nicht auf Wertgegenstände gerechnet ge-

habt; er hatte geglaubt, er würde nur Geld erbeuten, und darum nicht im voraus Verstecke zurechtgemacht. „Aber worüber habe ich mich denn jetzt eben gefreut?“ dachte er. „Versteckt man denn etwas so? Wahrhaftig, aller Verstand läßt mich ja im Stiche!“ Ganz matt setzte er sich auf das Sofa, und sogleich schüttelte ihn wieder ein unerträglicher Frostschauer. Neben ihm auf dem Stuhle lag der warme, aber jetzt schon ganz zerlumppte Winterüberzieher, den er als Student getragen hatte; den zog er mechanisch zu sich heran und deckte sich damit zu; sofort verfiel er wieder in Schlaf und Fieberphantasien. Er war bewußtlos.

Aber schon nach fünf Minuten sprang er wieder auf und fiel von neuem wie rasend über seine Kleider her. „Wie konnte ich nur wieder einschlafen, wo doch noch nichts getan ist! Ich habe ja wahrhaftig die Schlinge unter der Achsel noch nicht abgemacht! Ich habe es vergessen! So etwas Wichtiges habe ich vergessen! Ein solches Indizium!“ Er riß die Schlinge ab, riß sie schnell in Stücke und stopfte diese unter das Kissen zwischen die Wäsche. „Stücke von zerrissener Leinwand werden ja doch wohl in keinem Falle Verdacht erregen, möchte ich meinen!“ sagte er, mitten im Zimmer stehend, vor sich hin; und indem er seine Aufmerksamkeit so anstrebte, daß es ihn physisch schmerzte, begann er wieder ringsumher, auf dem Fußboden und überall, Umschau zu halten, ob er nicht doch noch etwas vergessen habe. Das Gefühl, daß alles, sogar das Gedächtnis, sogar die einfache Denkkraft ihn im Stiche lasse, quälte ihn in unerträglicher Weise. „Wie? Fängt es wirklich jetzt schon an? Kommt wirklich jetzt schon die Strafe? Wahrhaftig?“ In der That lagen die Fransen, die er von den Hosen abgeschnitten hatte, offen auf dem Fußboden, mitten im Zimmer, so daß sie der erste, der eintrat, sehen mußte. „Was ist denn nur mit mir!“ rief er wieder ganz fassungslos.

Da kam ihm ein sonderbarer Gedanke in den Sinn: vielleicht

war auch sein ganzer Anzug blutig, vielleicht war eine ganze Menge Flecken daran; aber er sah sie nur nicht, bemerkte sie nicht, weil seine Denkkraft geschwächt und vermindert, sein Verstand verdunkelt war. Auf einmal fiel ihm ein, daß auch an dem Beutel Blut gewesen war. „Ha, also muß in der Tasche auch Blut sein, da ja der Beutel damals, als ich ihn in die Tasche steckte, noch feucht war.“ Eilig drehte er die Tasche um, und wahrhaftig! an dem Taschensfutter befanden sich Flecke, Blutspuren! „Also versagen meine geistigen Fähigkeiten doch noch nicht ganz; also besitze ich doch noch Denkkraft und Gedächtnis, da ich dies überlegt und kombiniert habe!“ dachte er triumphierend und atmete aus voller Brust tief und froh auf. „Es war einfach eine vom Fieber herrührende Schwäche, eine momentane Geistesverwirrung!“ sagte er sich und riß das ganze Futter aus der linken Hosentasche heraus. In diesem Augenblicke fiel ein heller Sonnenstrahl auf seinen linken Stiefel: an dem Strumpfe, der aus dem Stiefel hervorsah, schienen Blutspuren zu sein! Er zog den Stiefel aus: „Wahrhaftig, es sind Blutspuren! Die ganze Strumpfspitze ist mit Blut getränkt!“ Jedenfalls war er damals unachtsamerweise in die Blutlache hineingetreten. „Aber was soll ich nun damit anfangen? Wo soll ich den Strumpf und die Franssen und die Tasche lassen?“

Er raffte alles mit beiden Händen zusammen und stand mitten im Zimmer da. „In den Ofen? Aber im Ofen werden sie zu allererst herumstöbern. Verbrennen? Aber womit? Ich habe ja nicht einmal Streichhölzer. Nein, das Beste ist schon, ich gehe draußen irgendwohin und werfe alles weg. Ja, das Beste ist, alles wegzuwerfen!“ sagte er sich und setzte sich wieder auf das Sofa. „Und zwar sofort, diesen Augenblick, unverzüglich . . .“ Aber statt daß er dies tat, sank sein Kopf wieder auf das Kissen; wieder packte ihn jener unerträgliche eisige Schauer; wieder zog er den Winterpaletot über seinen Körper herüber. Längere Zeit



noch, mehrere Stunden lang, flackerte in seinem Kopfe von Zeit zu Zeit der Gedanke auf: „Sofort, ohne zu zaudern, muß ich irgendwohin gehen und alles wegwerfen, damit nichts mehr davon zu sehen ist; schnell, ganz schnell!“ Mehrere Male richtete er sich auf dem Sofa auf und versuchte aufzustehen; aber er hatte nicht mehr die Kraft dazu. Schließlich machte ihn ein starkes Klopfen an der Thür wach.

„Wach doch auf! Lebst du noch oder nicht? Immer schläft er und schläft!“ schrie Nastasja und schlug mit der Faust gegen die Thür. „Den ganzen lieben, langen Tag schläft er wie ein Faultier. Und er ist auch ein Faultier. Wach auf, sag ich. Es geht schon auf elf!“

„Vielleicht ist er gar nicht zu Hause,“ sagte eine Männerstimme.

„Ha, das ist die Stimme des Hausknechts . . . Was will denn der?“

Er sprang auf und setzte sich auf dem Sofa aufrecht hin. Das Herz klopfte ihm so stark, daß es ihm weh tat.

„Wer hat denn den Haken vorgelegt?“ erwiderte Nastasja. „Nun sehe mal einer, er hat angefangen, die Thür zuzuhaken! Es könnte ihn ja einer wegstehlen! Wach auf, Mensch du, und werde endlich wach!“

„Was wollen die? Warum ist der Hausknecht da? Gewiß ist alles entdeckt. Soll ich Widerstand leisten oder aufmachen? Mag das Unheil seinen Gang nehmen . . .“

Er hob sich ein wenig, beugte sich vornüber und nahm den Haken ab.

Sein ganzes Zimmer war von so geringen Dimensionen, daß man den Haken abnehmen konnte, ohne vom Bette aufzustehen.

Richtig: an der Thür standen der Hausknecht und Nastasja.

Nastasja betrachtete ihn mit eigentümlich forschenden Blicken. Er selbst blickte mit verzweifelter und zugleich herausfordernder

Miene den Hausknecht an. Der hielt ihm, ohne ein Wort zu sagen, ein graues, zweimal zusammengefaltetes Stück Papier hin, das mit gewöhnlichem Flaschenlad zugeseigelt war.

„Eine Vorladung, aus dem Bureau,“ bemerkte er, als er ihm das Papier übergab.

„Aus was für einem Bureau?“

„Nach der Polizei sollen Sie kommen, aufs Polizeibureau. Natürlich aufs Polizeibureau!“

„Aufs Polizeibureau? . . . Warum?“

„Weiß ichs? Sie werden vorgeladen, also gehen Sie nur hin!“

Er musterte ihn aufmerksam, sah sich ringsum und machte lehr, um wieder fortzugehen.

„Du bist wohl ganz krank geworden?“ sagte Nastasja, ihn unverwandt ansehend. Auch der Hausknecht wendete für einen Augenblick den Kopf zurück. „Er fiebert schon seit gestern,“ fügte sie hinzu.

Raskolnikow entgegnete nichts und hielt das Schriftstück in der Hand, ohne es zu erblicken.

„Steh nur lieber nicht auf,“ fuhr Nastasja fort; er tat ihr leid, als sie sah, daß er die Beine vom Sofa herunternahm. „Wenn du krank bist, so geh nicht hin. So eilig wirds ja nicht sein. Was hast du denn da in der Hand?“

Er blickte hin: in der rechten Hand hielt er die abgeschnittenen Franssen, den Strumpf und die Fäden der herausgerissenen Tasche. So hatte er damit geschlafen. Als er später darüber nachsann, erinnerte er sich, daß er jedesmal, wenn er in der Fieberhitze halb wach geworden war, all diese Dinge von neuem fest in der Hand zusammengedrückt hatte und so wieder eingeschlafen war.

„Na, so was! Hat sich ein paar Lumpen zusammengesucht und schläft damit, wie wenn er einen Schatz hütete . . .“

Und Nastasja brach in ihr lautloses, krampfhaftes Gelächter aus.

Schleunigst schob er alles unter den Paletot und heftete einen starren, prüfenden Blick auf sie. Obwohl er zu vernünftigen Überlegungen in diesem Augenblicke nur sehr wenig fähig war, so sagte er sich doch, daß man mit einem Menschen, den man verhaften wolle, wohl anders verfare. — „Aber trotzdem . . ., die Polizei?“

„Du solltest ein bißchen Tee trinken! Willst du welchen? Ich werde dir welchen bringen; es ist noch übrig . . .“

„Nein, . . . ich will hingehen, ich will gleich hingehen,“ murmelte er und stellte sich auf die Füße.

„Du kommst ja wohl gar nicht die Treppe hinunter!“

„Ich will hingehen.“

„Na, wie du willst.“

Sie folgte dem vorangegangenen Hausknechte und ging weg. Sofort stürzte er ans Licht, um sich den Strumpf und die Franssen zu besehen. „Flecken sind da, aber nicht sehr bemerkbar; es ist alles von Schmutz verdeckt, und die Farbe ist schon sehr matt geworden. Wer es nicht schon vorher weiß, sieht nichts. Nastasja hat gewiß von weitem nichts bemerken können; Gott sei Dank!“ Dann erbrach er mit zitternder Hand die Vorladung und begann zu lesen. Er mußte lange lesen, bis er endlich den Sinn begriff. Es war eine gewöhnliche Vorladung aus dem Polizeirevier, er solle am heutigen Tage um halb zehn im Bureau des Revierinspektors erscheinen.

„Das ist ja noch nie dagewesen! Ich habe doch mit der Polizei nichts zu schaffen! Und warum gerade heute?“ fragte er sich in qualvoller Ungewißheit. „O Gott, wenn es nur schnell zu Ende wäre!“ Er wollte sich schon auf die Knie werfen, um zu beten, lachte dann aber selbst, nicht über das Gebet, sondern über sich. Er zog sich eilig an. „Wenn ich ins Unglück renne, mir ganz gleich! Ob ich den Strumpf anziehe?“ überlegte er. „Er wird dann im Staube noch schmutziger, und die Spuren verschwinden.“ Aber



kaum hatte er ihn angezogen, da riß er ihn auch schon wieder voll Ekel und Angst herunter. Nachdem er indessen überlegt hatte, daß er keinen anderen habe, zog er ihn doch wieder an — und lachte wieder auf. „All solche Empfindungen sind rein konventionell, nur relativ, bloße Außerlichkeiten,“ dachte er nur ganz flüchtig, wobei er aber am ganzen Leibe zitterte; „nun habe ich ihn ja doch angezogen! Schließlich habe ich ihn ja doch angezogen!“ Aber das Lachen ging sofort in Verzweiflung über. „Nein, das geht über meine Kraft . . .“ dachte er. Die Beine zitterten ihm. „Vor Angst,“ murmelte er vor sich hin. Der Kopf war ihm schwindlig und tat ihm weh von der Fieberhitze. „Das ist eine List! Sie wollen mich durch diese List hinlocken und mich dann plötzlich überrumpeln,“ redete er zu sich weiter, als er auf die Treppe hinaustrat. „Recht verdrießlich ist, daß ich fast im Fieber rede; wie leicht kann ich da irgendeine Dummheit sagen!“

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er all die Wertsachen so mangelhaft verwahrt in der Höhlung hinter der Tapete zurückgelassen habe. „Und vielleicht benutzen sie gerade meine Abwesenheit zu einer Hausfuchung,“ überlegte er und blieb stehen. Aber eine solche Verzweiflung, ja, man möchte sagen, eine solche herausfordernde Dreistigkeit seinem eigenen Verderben gegenüber hatte in seiner Seele Platz gegriffen, daß er mit der Hand eine Gebärde machte, als sei dies ja alles völlig gleichgültig, und weiterging.

„Mur schnell, so schnell wie möglich!“

Auf der Straße herrschte wieder eine unerträgliche Hitze; diese ganzen Tage her war kein Tropfen Regen gefallen. Wieder Staub, Ziegelmehl, Kalkdunst; wieder der üble Geruch aus den Kramläden und Kneipen, wieder auf Schritt und Tritt Betrunkene, finnische Hausierer und invalide Droschken. Die Sonne schien ihm blendend in die Augen, so daß ihm das Sehen Schmerz machte und der Kopf ihm ganz benommen war, — die gewöhnliche Emp-

findung eines Fieberkranken, der plötzlich auf die Straße in den hellen Sonnenschein hinaustritt.

Als er an die Ecke kam, wo die „gestrige“ Straße einmündete, warf er in qualvoller Unruhe einen Blick hinein, nach „jenem“ Hause; . . . aber er wendete sofort die Augen wieder weg.

„Wenn sie mich danach fragen sollten, sage ich vielleicht einfach alles,“ dachte er, als er sich dem Polizeibureau näherte.

Das Bureau war von seiner Wohnung nur etwa fünf Minuten entfernt. Es war eben erst in ein neues Lokal übergesiedelt, das im vierten Stock eines neuen Hauses lag. In dem alten Lokale war er einmal auf einen Augenblick gewesen; aber das war schon sehr lange her. Als er in den Lormweg trat, sah er rechts eine Treppe, auf der ein Mann niederen Standes mit einem Büchelchen in der Hand herunterkam. „Ein Hausknecht,“ sagte sich Mas-  
kolkow, „also ist hier das Polizeibureau.“ Er ging aufs Gerate-  
wohl die Treppe hinauf. Sich bei jemand zu erkundigen, dazu hatte er keine Neigung.

„Ich werde hineingehen, mich auf die Knie werfen und alles erzählen,“ dachte er, als er zum vierten Stockwerk gelangte.

Die Treppe war schmal, steil und ganz mit Spülicht begossen. Alle Küchen aller Wohnungen in allen vier Stockwerken gingen auf diese Treppe hinaus und standen fast den ganzen Tag offen. Daher war dort eine gräßliche Luft. Herauf und herunter kamen und gingen Polizisten, Hausknechte mit Büchern unter dem Arm und allerlei andre Leute beiderlei Geschlechts, die auf dem Bureau irgend etwas zu suchen hatten. Die Tür zu dem Bureau selbst stand gleichfalls sperrangelweit offen. Er ging hinein und blieb im Vorzimmer stehen, wo eine Menge niederen Volkes stand und wartete. Auch hier war eine furchtbar stickige Luft, und außerdem verbreitete der frische, noch nicht ordentlich trockene Anstrich der Zimmer mit unreinem Firnis einen Geruch, von dem einem

übel werden konnte. Nachdem er ein Weilchen gewartet hatte, entschloß er sich, noch weiter, ins nächste Zimmer, zu gehen. Es waren lauter kleine, niedrige Räume. Eine schreckliche Ungeduld trieb ihn immer weiter und weiter. Niemand beachtete ihn. In dem zweiten Zimmer saßen, mit Schreiben beschäftigt, einige Schreiber, dem Äußeren nach eine sonderbare Gesellschaft, obwohl sie ein wenig besser gekleidet waren als er. Er wendete sich an einen von ihnen.

„Was willst du?“

Er zeigte die Vorladung, die ihm vom Bureau zugegangen war.

„Sie sind Student?“ fragte der Schreiber nach einem Blick in die Vorladung.

„Ja, gewesener Student.“

Der Schreiber musterte ihn, jedoch ohne alle Neugier. Es war ein Mensch mit auffällig unordentlichem Haar und mit einem eigentümlich starren Blick.

„Von dem wird nichts zu erfahren sein; dem ist ja alles gleichgültig!“ dachte Raschnikow.

„Gehen Sie dorthin, zum Sekretär!“ sagte der Schreiber und wies mit dem ausgestreckten Finger nach dem letzten Zimmer hin.

Er ging in dieses Zimmer hinein, das vierte in der Reihe; es war nur klein und gedrängt voll von Menschen; das Publikum war hier etwas besser gekleidet als in den andern Zimmern. Darunter befanden sich auch zwei Damen. Die eine, in ärmlicher Trauerkleidung, saß an einem Tische dem Sekretär gegenüber und schrieb etwas, was ihr dieser diktirte. Die andre Dame, eine sehr volle, stattliche Figur, im Gesichte purpurrot mit noch dunkleren Flecken, luxuriös gekleidet, am Halse eine Brosche in der Größe einer Untertasse, stand etwas abseits und wartete. Raschnikow schob dem Sekretär seine Vorladung hin. Dieser sah

XIX. 10.



sie flüchtig an und sagte: „Warten Sie ein wenig!“ Dann fuhr er fort, sich mit der Dame in Trauer zu beschäftigen.

Rasfoltnikow atmete nun freier und leichter. „Es ist sicher etwas anderes!“ Er faßte allmählich Mut; mit aller Macht ermahnte er sich selbst, Mut zu haben und nicht den Kopf zu verlieren.

„Irgendeine Dummheit, irgendeine noch so geringe Unvorsichtigkeit, und ich kann mich ganz und gar verraten! Hm! . . . Schlimm, daß hier keine frische Luft ist,“ dachte er weiter. „Eine schreckliche Atmosphäre . . . Der Kopf schwindelt mir noch mehr davon . . . und der Verstand auch . . .“

Er fühlte, daß bei ihm Körper und Geist in arger Unordnung waren, und fürchtete, er werde sich nicht in der Gewalt haben. Er gab sich alle Mühe, sich mit seinen Gedanken an irgend etwas anzuklammern, an etwas ganz Nebensächliches zu denken; aber das wollte ihm schlechterdings nicht gelingen. Aber den Sekretär betrachtete er sehr angelegentlich; gern hätte er aus seiner Miene Schlüsse gezogen, seine Absichten erraten. Es war ein noch sehr junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren, mit einem gebräunten, beweglichen Gesichte, das ihn älter erscheinen ließ, als er wirklich war; gekleidet war er modisch und stutzerhaft; dazu war er sorgsam frisiert, mit Nackenscheitel, und pomadisiert; an den weißen Fingern mit den sauber gebürsteten Nägeln trug er eine Menge von Ringen, auf der Weste eine goldene Uhrkette. Mit einem anwesenden Ausländer sprach er sogar ein paar Worte Französisch, und zwar nicht schlecht.

„Sehen Sie sich doch hin, Luisa Iwanowna,“ sagte er lässig zu der gepuhten Dame mit dem roten Gesichte, die immer noch stand, als wage sie sich nicht hinzusetzen, obgleich ein Stuhl neben ihr stand.

„Ich danke,“ sagte sie auf deutsch und ließ sich sachte mit leisem Seidengeknister auf dem Stuhle nieder. Ihr hellblaues,

mit weißen Spitzen besetztes Kleid umgab den Stuhl wie ein Luftballon und nahm fast das halbe Zimmer ein. Eine Wolke von Parfümduft verbreitete sich. Aber die Dame genierte sich offenbar, weil sie so viel Platz einnahm und so stark duftete; sie lächelte zwar in einer zugleich ängstlichen und unverfälschten Art; jedoch ihre Unruhe war unverkennbar.

Die Dame in Trauer war endlich fertig und stand auf. Da trat geräuschvoll, mit sehr forschem Wesen und jeden Schritt mit eigentümlichen Schulterdrehungen begleitend, ein Polizeioffizier ein, warf seine kokardengeschmückte Uniformmütze auf den Tisch und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Als die gepuzte Dame ihn erblickte, sprang sie hurtig von ihrem Platze auf und machte ihm mit besonderer Liebenswürdigkeit eine Anzahl von Knicksen; aber der Polizeioffizier schenkte ihr nicht die geringste Beachtung, und sie getraute sich nun nicht mehr, in seiner Anwesenheit wieder Platz zu nehmen. Es war der Gehilfe des Revierinspektors; sein rötlicher Schnurrbart war horizontal nach beiden Seiten lang ausgezogen; sein auffällig kleines Gesicht drückte außer einer gewissen Frechheit nichts Besonderes aus. Er sah Raskolnikow schräg von der Seite einigermaßen mißbilligend an: der Anzug dieses Menschen war doch gar zu schäbig, und sein Benehmen schien mit diesem armseligen Außern nicht recht im Einklang zu stehen. Raskolnikow hatte nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, ihn zu lange und zu scharf anzustarren, so daß der so Fixierte ordentlich ärgerlich wurde.

„Was willst du?“ schrie er; er mochte wohl erstaunt darüber sein, daß ein solcher Lumpenkerl unter seinen blizenden Blicken nicht in sich zusammenkrach.

„Ich bin hierher bestellt . . . durch Vorladung . . .“, antwortete Raskolnikow nachlässig.

„Die Vorladung ist in einer Schuldklage erfolgt,“ warf der

Sekretär eilig dazwischen, indem er von dem Schriftstücker, mit dem er beschäftigt war, aufblickte. „Er ist Student, und es soll von ihm Geld beigetrieben werden.“ Er wandte sich an Raschnikow: „Hier, lesen Sie das durch!“ sagte er, indem er ihm in einem Aktenhefte eine Stelle zeigte und es ihm dann herüberwarf.

„Geld? Was für Geld?“ dachte Raschnikow. „Also ist es jedenfalls nicht die andre Sache!“ Er fuhr vor Freude zusammen. Es wurde ihm auf einmal unsagbar leicht ums Herz; er fühlte sich von einer schweren Last befreit.

„Aber auf welche Stunde sind Sie vorgeladen, mein Herr?“ schrie der Polizeileutnant, der ohne eigentlichen Grund immer mehr in seinen Ärger hineingeriet. „Sie sind auf neun Uhr herbestellt, und jetzt ist es schon elf durch!“

„Die Vorladung ist mir erst vor einer Viertelstunde gebracht worden,“ entgegnete Raschnikow laut und über die Achsel weg. Auch er fing nun an, ärgerlich zu werden, und fand sogar ein gewisses Vergnügen darin. „Es ist schon viel von mir, daß ich überhaupt gekommen bin; denn ich bin fieberkrank.“

„Schreien Sie nicht so!“

„Ich schreie nicht, ich rede ganz ruhig; aber Sie schreien mich an. Ich bin Student und lasse mich nicht so anschreien.“

Der Polizeileutnant wurde so wütend, daß er im ersten Augenblicke überhaupt kein Wort herausbringen konnte, sondern nur ein paar zischende Töne hervorsprudelte. Er sprang von seinem Plaze auf.

„Schweigen Sie! Sie befinden sich hier in dem Lokal einer Behörde! Ich verbitte mir Ihre Grobheiten, Herr!“

„Sie befinden sich doch auch in dem Lokal einer Behörde,“ rief Raschnikow. „Aber trotzdem schreien Sie nicht nur, sondern Sie rauchen sogar eine Zigarette; eine Rücksichtslosigkeit gegen uns alle.“



Es war ihm ein wahrer Genuß, dem Polizeileutnant dies zu sagen.

Der Sekretär sah die beiden lächelnd an. Der hitzige Polizeileutnant war offenbar ganz verblüfft.

„Das geht Sie gar nichts an!“ schrie er endlich überlaut. „Geben Sie lieber die Auskunft, die von Ihnen verlangt wird! Zeigen Sie ihm doch einmal die Sache, Alexander Grigorjewitsch! Es ist eine Klage gegen Sie eingegangen. Sie bezahlen Ihre Schulden nicht. Sie scheinen ja ein nobler Patron zu sein!“

Aber Rasfornikow hörte nicht mehr auf ihn, sondern griff begierig nach dem Schriftstück, um möglichst bald ins Klare zu kommen. Er las es einmal, zweimal durch, ohne es zu verstehen.

„Was steht denn eigentlich darin?“ fragte er den Sekretär.

„Man verlangt von Ihnen Zahlung auf Grund eines Schuldscheines. Sie müssen entweder den Betrag einschließlich aller Gebühren, Straf gelder usw. entrichten oder eine schriftliche Erklärung darüber abgeben, wann Sie voraussichtlich imstande sein werden zu zahlen, und sich zugleich verpflichten, vor Zahlung sich nicht aus der Stadt zu entfernen und von Ihrer Habe nichts zu verkaufen oder zu verbergen. Der Gläubiger aber ist bei Nichtzahlung berechtigt, Ihre Habe zu verkaufen und mit Ihnen nach Maßgabe der Gesetze zu verfahren.“

„Aber . . . aber ich bin niemandem etwas schuldig.“

„Das ist nicht unsre Sache. Uns ist hier ein verfallener und in gesetzlicher Form protestierter Schuldschein über einhundert- und fünfzehn Rubel zur Beitreibung zugegangen, den Sie der verwitweten Frau Kollegienassessor Sarnizuna vor neun Monaten ausgestellt haben und der von der verwitweten Frau Sarnizuna durch Kauf an den Hofrat Tschabarow übergegangen ist; wir fordern Sie deshalb auf, sich darüber zu erklären.“

„Aber das ist ja meine Wirtin?“

„Nun, was tut das zur Sache, daß sie Ihre Wirtin ist?“

Der Sekretär sah ihn mit einem herablassenden Lächeln an, in welchem einerseits Mitleid und Bedauern, andererseits aber auch ein gewisses Gefühl des Triumphes zum Ausdruck kam, wie über einen Neuling, der zum ersten Male in die Lehre genommen wird. „Nun?“ sagte sein Lächeln, „wie ist dir jetzt zumute?“

Aber was machte Rasolnikow sich jetzt aus einem Schuldscheine und aus der Vertreibung einer Forderung! Um so etwas brauchte er sich jetzt nicht zu beunruhigen; das verdiente überhaupt keine Beachtung. Er stand da, las, hörte, antwortete, stellte sogar selbst Fragen, aber alles rein mechanisch. Das Gefühl des Triumphes darüber, daß er vor dem Untergange bewahrt blieb, die Freude über seine Rettung aus der Gefahr, die ihn bedroht hatte, das erfüllte in diesem Augenblicke sein ganzes Wesen. Alles andre hatte den Platz räumen müssen: die Vorausberechnung der Zukunft, die Zergliederung der eigenen Empfindungen, das Aufgeben und Lösen von Rätseln, die quälenden Zweifel und die immer aufs neue auftauchenden Fragen. Dies war ein Augenblick ganz unmittelbar wirkender, rein animalischer Freude. Aber in ebendiesem Augenblicke spielte sich im Bureau eine Art von Gewitter mit Blitz und Donner ab. Der Polizeileutnant, der über Rasolnikows respektloses Benehmen immer noch sehr erregt und aufgebracht war und offenbar seine erschütterte Autorität wieder zu befestigen wünschte, schüttete seinen ganzen Grimm über die unglückliche gepuzte Dame aus, die ihn seit seinem Eintritte unausgesetzt mit einem außerordentlich dummen Lächeln angeblickt hatte.

„Ach du, du Person du, na ja, du bist die richtige!“ schrie er plötzlich aus vollem Halse (die Dame in Trauer war bereits weggegangen). „Was ist da bei dir in der vorigen Nacht passiert? Die Schweinerei und Niederlichkeit war ja wieder mal auf der

ganzen Straße zu hören! Wieder mal Prügelei und Besoffenheit! Du spekulierst wohl aufs Arbeitshaus? Ich habe es dir ja doch gesagt, zehnmal habe ich es dir ja schon angekündigt, daß ich dich beim elften Male nicht wieder durchlassen werde! Aber du — immer und immer wieder! Du abscheuliches Frauenzimmer, du nichtsnutzige Person du!”

Raskolnikow ließ erstaunt das Schriftstück aus den Händen fallen und blickte ganz entsetzt die gepukte Dame an, mit der so wenig Umstände gemacht wurden. Aber bald begriff er, um was es sich handelte, und sofort fing diese ganze Geschichte an, ihm viel Spaß zu machen. Er hörte mit Vergnügen zu, so daß er sogar Lust bekam zu lachen, einmal über das andre Mal zu lachen . . . Es kitzelte ihn an allen Nerven.

„Aber Ilja Petrowitsch!“ begann der Sekretär in beschwichtigendem Tone, hielt dann aber inne, um den richtigen Augenblick abzuwarten; denn wenn der Polizeileutnant einmal in Wut geraten war, so ließ er sich nur durch Festhalten der Hände hemmen; das wußte der Sekretär aus eigener Erfahrung.

Was die gepukte Dame anlangt, so zitterte und bebte sie anfangs bei dem gewaltigen Unwetter, das über sie herniederging; aber merkwürdig! je zahlreicher und kräftiger die Schimpfwörter wurden, um so liebenswürdiger wurde ihre Miene, um so bezaubernder ihr Lächeln dem grimmigen Polizeileutnant gegenüber. Sie trippelte an derselben Stelle umher, knickte ohne Unterlaß und wartete ungeduldig darauf, daß ihr endlich erlaubt würde, selbst ein Wort dazwischen zu reden. Und dieser Zeitpunkt kam.

„Lärm und Schlägerei haben bei mir ganz und gar nicht stattgefunden, Herr Hauptmann,“ schwadronierte sie auf einmal los, so daß es klang, als ob Erbsen ausgeschüttet würden. Sie sprach das Russische zwar mit stark deutschem Akzent, aber doch fließend. „Gar kein Skandal ist bei mir gewesen, aber auch gar keiner,



und sie waren schon betrunken, als sie zu mir kamen, und ich will alles erzählen, wie es war, Herr Hauptmann, und ich habe gar keine Schuld . . . Mein Haus ist ein durchaus anständiges, Herr Hauptmann, und es herrscht ein anständiger Ton darin, Herr Hauptmann, und ich bin immer, immer bemüht gewesen, daß kein Skandal entstände. Sie kamen aber schon ganz betrunken an und ließen sich dann noch drei Flaschen geben, und dann hob einer die Beine in die Höhe und fing an, mit den Füßen Klavier zu spielen, und das ist doch ganz und gar nicht schön in einem anständigen Hause, und er hat das ganze Klavier entzwei gemacht, und das ist doch ganz und gar keine Manier, und das habe ich ihm auch gesagt. Aber er ergriff eine Flasche und fing an, alle von hinten mit der Flasche zu stoßen. Und da habe ich schnell den Hausknecht gerufen, und Karl kam, und da hat er Karl ins Auge geschlagen, und Henriette hat er auch ins Auge geschlagen, und mich hat er fünfmal auf die Wade geschlagen. Und das ist doch kein taktvolles Benehmen in einem anständigen Hause, Herr Hauptmann, und ich habe geschrien. Und er hat ein Fenster nach dem Kanal zu aufgemacht und hat aus dem Fenster hinaus wie ein kleines Schwein gequiekt; das ist doch eine Schande. Wie kann man nur aus dem Fenster nach der Straße zu wie ein kleines Schwein quieken! O pfui, pfui, pfui! Und Karl hat ihn von hinten am Frack vom Fenster weggezogen, und da, das ist wahr, Herr Hauptmann, da hat er ihm seinen Frack zerrissen. Und da fing er an zu schreien, wir mußten ihm fünfzehn Rubel Schadenersatz bezahlen. Und ich habe ihm fünf Rubel für seinen Frack bezahlt, Herr Hauptmann. Und das war ein unfeiner Gast, Herr Hauptmann, und er hat den ganzen Skandal angerichtet! Und dann hat er gesagt: „Ich werde über Sie eine große Satire drucken lassen; denn ich kann in allen Zeitungen alles mögliche über Sie veröffentlichen.“

„Also war es ein Schriftsteller?“

„Zarwohl, Herr Hauptmann, und was ist das für ein unfeiner Gast, Herr Hauptmann, wenn er in einem anständigen Hause . . .“

„Na, na! Aber nun genug! Ich habe dir doch schon gesagt und immer wieder und wieder gesagt . . .“

„Ilja Petrowitsch!“ sagte der Sekretär noch einmal bedeutsam. Der Polizeileutnant warf ihm einen schnellen Blick zu; der Sekretär nickte leicht mit dem Kopfe.

„Also, hochverehrte Luisa Iwanowna,“ fuhr der Polizeileutnant fort, „das ist nun mein letztes Wort, und ich sage es dir zum letzten Male. Wenn bei dir in deinem anständigen Hause auch nur noch ein einziges Mal Skandal vorkommt, so soll dich der Teufel frickassieren, um mich eines gewählten Ausdrucks zu bedienen. Hast du's gehört? Also ein Literat, ein Schriftsteller hat sich in einem ‚anständigen Hause‘ fünf Rubel für einen Frackschoß bezahlen lassen? Ja, so sind sie, diese Schriftsteller!“ Dabei warf er einen verächtlichen Blick auf Raschelnikow. „Vorgestern war in einem Restaurant auch so ein Vorfall: einer hat zu Mittag gegessen und will nicht bezahlen; ‚ich werde eine Satire über Sie schreiben‘, sagt der Mensch. Wieder ein anderer hat vorige Woche auf einem Dampfschiffe die ehrenwerte Familie eines Staatsrates, Frau und Tochter, mit den gemeinsten Schimpfworten belegt. Aus einer Konditorei wurde neulich einer mit Schlägen hinausgeworfen. Ja, solche Sorte ist das, diese Schriftsteller, Literaten, Studenten, Maulreißer, . . . pfui! Aber du mach, daß du wegkommst. Ich werde mal selbst bei dir nachschauen, . . . dann nimm dich in acht! Hast du's gehört?“

Luisa Iwanowna knihte eilig und liebenswürdig nach allen Seiten und zog sich knihsend zur Thür zurück; aber in der Thür stieß sie, rückwärts gehend, gegen einen stattlichen Polizeioffizier mit offenem, frischem Gesichte und prächtigem, dichtem, blondem

Backenbarte. Es war der Revierinspektor Nikodim Fomitsch selbst. Luisa Iwanowna machte schnell einen ganz tiefen Knicks fast bis zur Erde; dann hüpfte und flatterte sie mit eiligen, kleinen Schritten aus dem Bureau hinaus.

„Na, haben Sie wieder mal Gepolter gemacht, Blitz und Donner, Wirbelwind und Orkan?“ mit diesen Worten wandte sich Nikodim Fomitsch liebenswürdig und freundschaftlich an Ilija Petrowitsch. „Haben die Leute Sie wieder geärgert? Sind Sie wieder mal hüzig geworden? Ich habe es schon auf der Treppe gehört.“

„Ach was!“ erwiderte Ilija Petrowitsch vornehm lässig und ging mit ein paar Schriftstücken an einen andern Tisch hinüber; bei jedem Schritte zog er elegant mit der betreffenden Schulter. „Da, sehen Sie nur: dieser Herr Schriftsteller, Student wollte ich sagen, d. h. gewesener Student, hat Schuldscheine ausgestellt, bezahlt aber nicht, räumt seine Wohnung nicht, fortwährend laufen Klagen gegen ihn ein, — und dabei beehrte er auf, weil ich mir in seiner hohen Gegenwart eine Zigarette angesteckt hatte! Und er selbst läßt sich eine ganz gemeine Handlungsweise zuschulden kommen! Sehen Sie ihn nur an: da steht er in seiner ganzen verlockenden Pracht!“

„Armut ist keine Schande, liebster Freund! Aber ich weiß schon, wie's zusammenhängt. Sie sind ja bekanntlich das reine Schießpulver und sind mal gleich wieder bei einem scharfen Worte aufgeflammt.“ Hier wendete sich Nikodim Fomitsch in liebenswürdigstem Tone zu Kasolnikow: „Sie haben ihm wahrscheinlich irgend etwas übel genommen und sich dann selbst nicht beherrschen können. Aber zum Ubelnehmen hatten Sie keinen Anlaß; denn ich kann Ihnen sagen, er ist der netteste, anständigste Mensch der Welt, aber freilich Schießpulver, das reine Schießpulver! Gleich gerät er in Wut, braust auf, wird hüzig, — aber dann ist's auch



wieder zu Ende, alles wieder vorbei! Die Hauptsache aber bleibt doch immer sein goldenes Herz! Auch beim Regimente nannten sie ihn ‚Leutnant Schießpulver‘ . . .“

„Und was war das für ein feines Regiment!“ rief Ilja Petrowitsch, höchst befriedigt, daß man ihn so angenehm gekitzelt hatte, aber immer noch ein bißchen schmollend.

Es wandelte Raskolnikow die Luft an, ihnen allen etwas besonders Unangenehmes zu sagen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Hauptmann,“ begann er, zu Nikodim Fomitsch gewendet, in sehr ungezwungenem Tone, „versehen Sie sich einmal in meine Lage. Ich bin gern bereit, den Herrn um Entschuldigung zu bitten, wenn ich meinerseits einen Verstoß begangen haben sollte. Ich bin ein armer, kranker Student; die Armut drückt mich ganz zu Boden. Ich mußte die Universität verlassen, weil ich jetzt die Ausgaben nicht bestreiten kann; aber ich werde wieder Geld erhalten. Ich habe eine Mutter und eine Schwester im Gouvernement R . . ., diese werden mir Geld schicken, und ich werde bezahlen. Meine Wirtin ist eine brave Frau; aber weil ich meine Privatstunden verloren und ihr nun schon seit mehr als drei Monaten nichts bezahlt habe, ist sie so böse geworden, daß sie mir sogar kein Mittagessen mehr schickt. Und ich begreife gar nicht, was sie mit diesem Schuldschein will. Jetzt verlangt sie von mir Zahlung auf Grund dieses Schuldscheins; aber wie kann ich denn zahlen, sagen Sie selbst!“

„Aber das geht uns nichts an . . .“ warf der Sekretär wieder dazwischen.

„Gestatten Sie gütigst, gestatten Sie gütigst, ich bin ja darin ganz Ihrer Meinung, aber gestatten Sie mir gütigst, Ihnen darzulegen,“ unterbrach ihn Raskolnikow wieder; er wendete sich aber dabei nicht an den Sekretär, sondern immer an Nikodim Fomitsch und bemühte sich, soviel er nur vermochte, seine Worte

auch an Ilja Petrowitsch zu richten, obgleich sich dieser hartnäckig so stellte, als kame er in den Akten herum und beachte ihn in geringschätziger Weise gar nicht, — „gestatten Sie auch mir gütigst, Ihnen meinerseits darzulegen, daß ich schon ungefähr drei Jahre bei ihr wohne, gleich von meiner Ankunft aus der Provinz an, und daß ich früher . . . früher . . . nun, warum soll ich es nicht eingestehen? Ich habe gleich am Anfange das Versprechen gegeben, ihre Tochter zu heiraten, ein mündliches, vollkommen freiwilliges Versprechen; . . . sie war ein junges Mädchen, . . . übrigens, sie gefiel mir sogar ganz gut, . . . wiewohl ich nicht eigentlich verliebt war, . . . mit einem Worte: die Jugend, die Jugend! Ich wollte also sagen, daß meine Wirtin mir damals viel Kredit gab und daß ich . . . nun ja, daß ich etwas leichtsinnig lebte . . .“

„Solche intimen Mitteilungen verlangen wir von Ihnen gar nicht, mein Herr, und wir haben auch keine Zeit, dergleichen anzuhören!“ unterbrach ihn Ilja Petrowitsch grob und triumphierend; aber Raskolnikow in seinem Eifer ließ sich nicht hemmen, obwohl ihm jetzt auf einmal das Reden außerordentlich schwer fiel.

„Gestatten Sie mir bitte, Ihnen alles zu erzählen, . . . wie alles zusammenhing, und . . . der Reihe nach . . . Allerdings ist es eigentlich unnötig, das hier zu erzählen; darin bin ich ganz Ihrer Meinung . . . Aber vor einem Jahre starb dieses junge Mädchen am Typhus, und ich blieb wohnen, wie vorher, und als die Wirtin in ihre jetzige Wohnung zog, da sagte sie mir, und zwar freundschaftlich, sie schenke mir volles Vertrauen usw. . . . aber ob ich ihr nicht einen Schuldschein über einhundert- undfünfzehn Rubel ausstellen wolle; so hoch berechnete sie meine Schuld. Bitte zu beachten: sie sagte ausdrücklich, wenn ich ihr einen solchen Schein ausstellte, so werde sie mir wieder so viel

Kredit gewähren, wie ich nur irgend wünschte, und niemals, niemals — das waren ihre eigenen Worte — werde sie von diesem Papiere Gebrauch machen, bis ich von selbst zahlen würde . . . Und nun jetzt, wo ich meine Privatstunden verloren und nichts zu essen habe, beantragt sie die Vertreibung. Was soll man dazu sagen?"

„Alle diese gefühlvollen Einzelheiten berühren uns hier gar nicht, mein Herr!“ damit schnitt ihm Ilja Petrowitsch in brutalem Tone das Wort ab. „Sie müssen eine Erklärung abgeben und eine Verpflichtung übernehmen; ob Sie aber verliebt waren, und überhaupt all diese pathetischen Erörterungen, das geht uns gar nichts an.“

„Na, seien Sie nur nicht zu hart,“ murmelte Nikodim Fomitsch, setzte sich an einen Tisch und begann Schriftstücke zu unterschreiben. Er schien sich wegen der Schroffheit des andern zu schämen.

„Nun, dann schreiben Sie,“ sagte der Sekretär zu Rasfelnikow.

„Was soll ich schreiben?“ fragte dieser recht grob.

„Ich werde es Ihnen diktieren.“

Rasfelnikow hatte den Eindruck, als ob jetzt, nach seiner Beichte, der Sekretär ihn nachlässiger und geringschätziger behandelte; aber seltsam! ihm selbst war es auf einmal völlig gleichgültig geworden, was jemand über ihn dachte, und dieser Umschwung hatte sich in einem Nu, in einem Moment vollzogen. Hätte er nur ein wenig nachdenken mögen, so würde er sich sicherlich darüber gewundert haben, wie er eine Minute vorher mit ihnen in dieser Weise hatte sprechen und sich ihnen sogar mit seinen Gefühlen hatte aufdrängen können. Und ferner: wie war er denn überhaupt zu dieser gefühlvollen Stimmung gekommen? Jetzt dagegen — selbst wenn das Zimmer auf einmal mit seinen besten Freunden statt mit Polizeibeamten angefüllt gewesen wäre, auch dann hätte er wohl kaum ein vertrauliches Wort für sie in seinem



Innern gefunden, so leer war plötzlich sein Herz geworden. Ein düsteres Gefühl qualvoller, grenzenloser Vereinsamung und Fremdheit hatte auf einmal von seiner Seele Besitz ergriffen. Nicht daß er sich durch seine Herzensergießungen vor Ilija Petrowitsch so erniedrigt hatte, nicht daß dieser Polizeileutnant in so demütigender Weise über ihn triumphiert hatte, das war es nicht, wodurch diese schnelle Umwandlung seiner Seelenstimmung herbeigeführt war. O, was kümmerte ihn jetzt sein eigenes, unwürdiges Benehmen und alles Ehrgefühl, was kümmerten ihn alle Polizeileutnants, deutschen Weiber, Geldbeitreibungen, Polizeibureaus usw. Und wenn man ihn jetzt zum Scheiterhaufen verdammt hätte, auch dann hätte er sich nicht gerührt, auch dann hätte er sogar kaum einmal das Urtheil aufmerksam mit angehört. In ihm hatte sich etwas ihm ganz Unverständliches, Neues, Plötzliches und noch nie Dagewesenes vollzogen. Aber wenn ihm auch das Verständniß dafür abging, so empfand er doch klar und deutlich und mit aller Kraft des Empfindens, daß es ihm nicht mehr möglich war, sich mit gefühlvollen Mittheilungen oder überhaupt mit irgendwelchen Äußerungen an diese Leute im Polizeibureau zu wenden, und daß, selbst wenn er lauter eigene leibliche Brüder und Schwestern und keine Polizeileutnants um sich hätte, er sich nicht zu ihnen aussprechen dürfte, nie, wie auch immer sich das weitere Leben gestalten mochte; er hatte bis zu diesem Augenblicke noch nie eine derartige seltsame und fürchterliche Empfindung durchgemacht. Und was das Qualvollste dabei war, es war mehr eine Empfindung als ein Bewußtsein und eine Erkenntnis; es war eine ganz unmittelbare Empfindung, peinvoller als alle, die ihm das Leben bisher gebracht hatte.

Der Sekretär begann, ihm das Schema der in solchem Falle üblichen Erklärung zu diktieren, folgenden Inhalts: Ich kann nicht zahlen; ich verspreche, es dann und dann zu tun; ich werde die

Stadt nicht verlassen, meine Habe weder verkaufen noch verschenken usw.

„Aber Sie sind ja gar nicht imstande zu schreiben; die Feder fällt Ihnen ja aus der Hand,“ bemerkte der Sekretär und blickte Rasfoknikow verwundert an. „Sind Sie krank?“

„Ja, . . . mir ist schwindlig . . . Diktieren Sie weiter!“

„Es ist zu Ende. Unterschreiben Sie.“

Der Sekretär nahm das Schriftstück hin und beschäftigte sich wieder mit seinen andern Papieren.

Rasfoknikow legte die Feder hin; aber statt aufzustehen und wegzugehen setzte er beide Ellbogen auf den Tisch und presste die Hände um seinen Kopf. Es war ihm, als würde ihm ein Nagel in den Scheitel geschlagen. Es kam ihm ein wunderlicher Einfall: sofort aufzustehen, zu Nikodim Fomitsch hinzutreten und ihm das ganze gestrige Ereignis zu erzählen, alles, bis auf die geringsten Einzelheiten, und ihn dann in sein Kämmerchen zu führen und ihm in der Ecke in der Höhlung die Wertsachen zu zeigen. Der Drang, dies zu tun, war so stark, daß er schon aufstand, um es auszuführen. „Ob ich nicht gut täte, es wenigstens noch einen Augenblick zu überlegen?“ ging es ihm durch den Kopf. „Nein, ich tue es lieber ohne jedes Besinnen; dann bin ich die Last los.“ Aber plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen: Nikodim Fomitsch redete eifrig zu Ilja Petrowitsch, und er hörte folgende Worte:

„Es geht nicht; sie müssen beide freigelassen werden. Erstens spricht alles gegen ihre Schuld; urteilen Sie selbst: welchen Anlaß hatten sie, den Hausknecht zu holen, wenn sie die Tat begangen hatten? Um sich selbst zu denunzieren? Oder aus Schlaueit? Nein, das wäre nun doch schon überschlau! Und dann: den Studenten Pestriakow haben die beiden Hausknechte und eine Bürgerfrau dicht am Torwege gesehen, gerade in dem Augen-

blüde, als er hineinging; er kam mit drei Freunden und trennte sich von ihnen unmittelbar beim Torwege, und dann erkundigte er sich bei den Hausknechten nach der Wohnung, während seine Freunde noch dabeistanden. Na, wie wird sich denn einer nach der Wohnung erkundigen, wenn er mit solcher Absicht kommt! Und Koch, der hat, bevor er zu der Alten ging, eine halbe Stunde unten bei dem Silberarbeiter gefessen und ist genau um drei-viertel acht von ihm zu der Alten hinaufgegangen. Nun halten Sie das einmal zusammen . . ."

„Aber erlauben Sie, wie erklärt sich denn der Widerspruch in ihren Angaben: sie sagen selbst, sie hätten geklopft, und die Tür sei von innen zugesperrt gewesen, und als sie drei Minuten nachher mit dem Hausknecht hinaufkamen, stellte es sich heraus, daß die Tür offen war!“

„Das ist ja eben der Witz! Der Mörder saß jedenfalls drinnen und hatte den Haken vorgelegt; und er wäre sicher dort abgefaßt worden, wenn Koch nicht die Dummheit begangen hätte, auch noch hinunterzugehen, um den Hausknecht zu holen. Und gerade diese Zwischenzeit hat der Mörder benutzt, um die Treppe hinunterzugehen, und er hat es auf irgendeine Weise fertig gebracht, an ihnen vorbeizuschlüpfen. Koch bekreuzt sich mit beiden Händen und sagt: ‚Wenn ich dageblieben wäre, dann wäre er herausgesprungen und hätte mich mit dem Beile totgeschlagen.‘ Er will ein Dankgebet für seine Rettung abhalten lassen, ha-ha-ha! . . .“

„Und den Mörder hat niemand gesehen?“

„Wie soll man da einen sehen? Das Haus ist die reine Arche Noa,“ bemerkte der Sekretär, der von seinem Plaze aus zugehört hatte.

„Die Sache ist ganz klar, ganz klar!“ rief Nikodim Fomitsch eifrig.



„Nein, die Sache ist sehr unklar!“ entgegnete der hartnäckige Ilja Petrowitsch.

Raskolnikow ergriff seinen Hut und ging nach der Thür zu, kam aber nicht bis zu ihr hin. . .

Als er wieder zu sich kam, sah er, daß er auf einem Stuhle saß, daß ihn von rechts jemand stützte und auf der linken Seite ein anderer mit einem gelblichen Glase voll gelblichen Wassers stand und daß Nikodim Fomitsch vor ihm stand und ihn aufmerksam anblickte. Er stand vom Stuhle auf.

„Was ist denn mit Ihnen? Sind Sie krank?“ fragte Nikodim Fomitsch in ziemlich scharfem Tone.

„Schon als er vorhin nachschrieb, konnte er kaum die Feder halten,“ bemerkte der Sekretär, indem er sich wieder an seinen Platz setzte und sich von neuem an seine Papiere machte.

„Sind Sie schon lange krank?“ rief Ilja Petrowitsch von seinem Platze aus, wo er nun gleichfalls in seinen Papieren kramte.

Auch er hatte natürlich den Kranken betrachtet, während dieser in Ohnmacht lag, war aber sofort wieder zurückgetreten, als er zu sich kam.

„Seit gestern,“ murmelte Raskolnikow.

„Sind Sie gestern aus dem Hause gegangen?“

„Ja.“

„Krank?“

„Ja.“

„Zu welcher Zeit?“

„Zwischen sieben und acht Uhr abends.“

„Und wohin, wenn man fragen darf?“

„Auf die Straße.“

„Nun, Sie antworten ja sehr kurz und klar.“

Raskolnikow hatte seine Antworten in scharfem Tone heraus-

gestoßen; er war leichenblaß, schlug aber seine schwarzen, entzündeten Augen vor Ilja Petrowitschs Blick nicht nieder.

„Er kann sich kaum auf den Beinen halten, und Sie . . .“ wollte Nikodim Fomitsch einwenden.

„Das tut nichts!“ erwiderte Ilja Petrowitsch mit auffälliger Betonung.

Nikodim Fomitsch beabsichtigte, noch etwas hinzuzufügen; aber als er den Sekretär ansah, der gleichfalls seinen Blick unverwandt auf ihn richtete, schwieg er. Auf einmal schwiegen alle. Das machte einen seltsamen Eindruck.

„Nun gut,“ schloß Ilja Petrowitsch. „Wir wollen Sie nicht länger aufhalten.“

Naskolnikow ging hinaus. Er konnte noch hören, wie nach seinem Fortgehen sofort ein lebhaftes Gespräch begann, aus welchem Nikodim Fomitschs fragende Stimme am lautesten herauströnte... Sobald er auf der Straße war, kam er wieder völlig zu sich.

„Eine Haussuchung, eine Haussuchung; sie werden sofort eine Haussuchung vornehmen!“ sprach er vor sich hin und beeilte sich, nach Hause zu kommen. „Die Kanailen haben Verdacht auf mich!“ Wieder packte ihn die frühere Angst und schüttelte ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

## II

„Aber wenn nun die Haussuchung schon stattgefunden hat? Wenn ich sie gerade in meiner Kammer antreffe?“

Indes, da war er ja schon in seiner Kammer. Nichts war vorgefallen; niemand war da; niemand hatte einen Blick hineingeworfen. Auch Nastasja hatte nichts angerührt. Aber, o Gott! Wie hatte er nur vorhin alle diese Wertsachen in dieser Höhlung liegen lassen können!

Er stürzte nach der Ecke hin, steckte die Hand unter die Tapete,

holte die einzelnen Gegenstände heraus und stopfte sie sich in die Taschen. Es waren zusammen acht Stück: zwei kleine Schachteln mit Ohrgehängen oder etwas Ähnlichem (genau sah er es nicht an); ferner vier kleine Etais aus Saffian. Ein Kettchen war einfach in Zeitungspapier gewickelt. Und dann noch etwas in Zeitungspapier, anscheinend ein Orden.

Er brachte alles in den verschiedenen Taschen unter, in den Paletottaschen und in der heil gebliebenen rechten Hosentasche, und achtete darauf, daß es nicht auffällig ausfähe. Auch den Beutel nahm er, mit den Wertsachen zusammen, mit. Dann ging er aus dem Zimmer; diesmal ließ er die Thür absichtlich weit offen stehen.

Er ging schnellen, festen Schrittes, und obgleich er sich ganz erschöpft fühlte, so war doch sein Denken klar. Er fürchtete Verfolgung, fürchtete, daß vielleicht schon in einer halben, in einer Viertelstunde Befehl erteilt werden würde, ihn zu beobachten; also mußte er unter allen Umständen vorher noch alle Spuren vertilgen. Er mußte das erlebigen, solange ihm noch ein Rest von Kraft und von Überlegung zur Verfügung stand . . . Wohin sollte er nun gehen?

Das stand bei ihm schon längst fest: „Ich werfe alles in den Kanal; dann kräht kein Hahn mehr danach, und die Sache ist zu Ende.“ Dazu hatte er sich bereits in der Nacht, als er im Fieber lag, entschlossen, in den Momenten, wo er (das war ihm immerlich) ein paarmal hatte aufspringen und weggehen wollen: „Nur schnell, nur schnell, und alles wegwerfen!“ Aber es zeigte sich jetzt, daß das Wegwerfen nicht so leicht war.

Er ging schon eine halbe Stunde, vielleicht auch länger, am Ufer des Katharinenkanals entlang und blickte prüfend nach den zum Kanal hinabführenden Treppen, an denen er vorbeikam. Aber an eine Ausführung seiner Absicht war gar nicht zu denken:



entweder lagen unmittelbar am Fuße der Treppen Waschprähme, auf denen Waschfrauen ihre Wäsche wuschen, oder es hatten dort Röhre angelegt, und überall wimmelte es nur so von Menschen; von den Ufern aus konnte man von überall, von allen Seiten, zu ihm hinsehen: wenn da ein Mensch ohne verständlichen Anlaß hinunterging, sich hinstellte und etwas ins Wasser warf, so mußte das ja Verdacht erwecken. Und wie, wenn die Etuis nicht untergingen, sondern obenauf schwammen? Und das hielt er für sehr wahrscheinlich. Dann sah es jeder. Ohnedies sahen ihn alle Begegnenden schon so an und betrachteten ihn so, als ob sie sich um weiter nichts als um ihn zu kümmern hätten. „Woher das nur kommt?“ dachte er. „Oder ob es mir nur so scheint?“

Schließlich fiel ihm ein, ob es nicht das Beste wäre, irgendwohin an die Newa zu gehen. Dort seien weniger Menschen, und man werde nicht so beobachtet, und es sei in jedem Falle bequemer, und vor allen Dingen von dem Stadtteil, in dem er wohnte, weiter entfernt. Er wunderte sich, wie er eine ganze halbe Stunde voll Angst und Unruhe in dieser gefährlichen Gegend hatte herumwandern können und ihm dieser Gedanke nicht früher gekommen war. Und nur deshalb hatte er eine ganze halbe Stunde nutzlos vergeudet, weil er sich das nun einmal im Halbschlaf, in seinem Fieberzustande so zurechtgelegt hatte. Er war sehr zerstreut und vergeßlich geworden und war sich dessen bewußt! Eile war unbedingt nötig!

Er ging den Wosnesenski-Prospekt entlang nach der Newa zu. Aber unterwegs stellte er doch noch wieder eine andre Überlegung an. „Warum muß ich denn gerade nach der Newa gehen und es ins Wasser werfen? Ist es nicht besser, irgendwohin ganz weit weg zu gehen, etwa nach den Inseln, und dort irgendwo an einer einsamen Stelle im Walde, unter einem Strauche oder Baume, alles zu vergraben und sich den Platz zu merken?“ Und

obwohl er fühlte, daß er in diesem Augenblicke nicht imstande war, alles klar und vernünftig zu erwägen, so erschien ihm dieser Gedanke doch als ein sehr glücklicher.

Aber auch nach den Inseln zu gelangen war ihm nicht beschieden, sondern es ereignete sich etwas anderes. Als er vom Wosnesenski-Prospekt auf einen freien Platz heraustrat, sah er links den Eingang zu einem Hofe, der von ganz fensterlosen Mauern umgeben war. Rechts, gleich vom Tore an, zog sich die fensterlose, ungestrichene Seitenwand des vierstöckigen Nachbarhauses weit in den Hof hinein. Links, parallel mit der fensterlosen Hauswand und gleichfalls gleich vom Tore an, erstreckte sich ein Bretterzaun etwa zwanzig Schritte weit in den Hof und machte dann einen Knick nach links. Der Hof war ein nur durch dieses Tor zugänglicher, umzäunter Raum, auf dem allerlei Baumaterialien lagerten. Weiter hinten im Hofe blickte hinter dem Zaune eine Ecke eines niedrigen, verräucherten, steinernen Gebäudes hervor, wahrscheinlich einer Werkstatt. Es mochte hier wohl ein Wagenbauer oder ein Schlosser oder ein anderer dergartiger Handwerker hausen; denn überall, fast vom Torweg an, war alles schwarz von Kohlenstaub. „Hier könnte man es heimlich hinwerfen und dann davongehen!“ dachte er plötzlich. Da er niemand auf dem Hofe bemerkte, so schlüpfte er durch das Tor hindurch. Gleich dicht am Tore erblickte er eine an den Zaun angenagelte Rinne (wie sie oft in solchen Häusern angebracht werden, wo es viele Arbeiter, Gesellen, Kutscher usw. gibt), und über der Rinne war am Zaune der an solchen Orten überall zu findende Wiß mit Kreide angeschrieben: „Hier ist es ferbohten stehen zu bleiben.“ Auch das traf sich also gut: es konnte keinen Verdacht erregen, daß er hier hereingegangen und stehen geblieben war. „Hier will ich schnell alles zusammen irgendwo hinwerfen und weggehen,“ sagte er sich.

Er blickte sich noch einmal um und steckte bereits die Hand in die Tasche, da bemerkte er an der Außenmauer, zwischen dem offenstehenden Torflügel und der Rinne, wo der Abstand nur etwa zwei Fuß betrug, einen großen, unbehauenen Stein, der wohl einen halben Zentner schwer sein mochte und sich unmittelbar gegen diese nach der Straße zu gelegene Mauer lehnte. Auf der andern Seite dieser Mauer war die Straße, das Trottoir; man konnte die Schritte der hier immer recht zahlreichen Passanten hören; aber hinter dem Tore konnte ihn niemand sehen, wenn nicht etwa jemand von der Straße hereinkam. Da dies sich indes sehr leicht ereignen konnte, mußte er sich beeilen.

Er bückte sich zu dem Steine nieder, faßte ihn mit beiden Händen fest am oberen Ende, nahm alle seine Kraft zusammen und kippte den Stein um. Unter dem Steine hatte sich eine kleine Vertiefung gebildet; schleunigst warf er den ganzen Inhalt seiner Taschen dort hinein. Der Beutel kam obenauf zu liegen; es blieb aber doch noch Platz in der Vertiefung. Dann packte er den Stein von neuem und kippte ihn mit einem Ruck wieder nach der Mauer zu, so daß er genau wieder auf seine frühere Stelle zu liegen kam, nur daß er ein klein wenig höher schien. Aber er scharfte Erde zusammen und trat sie an den Rändern des Steines mit dem Fuße fest. Es war nichts mehr zu bemerken.

Dann ging er hinaus und wandte sich dem Platze zu. Wieder bemächtigte sich seiner für einen Augenblick ein starkes, kaum zu ertragendes Gefühl der Freude, gerade wie vorher auf dem Polizeibureau. „Nun ist alles beseitigt! Wem in aller Welt kann es in den Sinn kommen, unter diesem Steine nachzusehen? Er liegt da vielleicht schon seit der Erbauung des Hauses und wird vielleicht noch ebensolange daliegen. Und selbst wenn es gefunden wird, wer kann auf mich verfallen? Alles ist erledigt. Es sind keine Indizien vorhanden.“ Er lachte auf. Ja, er er-



innerte sich später deutlich an dieses nervöse, unhörbar leise, lange Lachen, und daß er die ganze Zeit über gelacht hatte, während er über den Platz ging. Aber als er auf den R...-Boulevard gelangte, wo er vor zwei Tagen das junge Mädchen getroffen hatte, brach sein Lachen plötzlich ab. Andre Gedanken kamen ihm in den Sinn. Er hatte die Empfindung, daß es ihm jetzt gräßlich zuwider sein würde, an jener Bank vorbeizugehen, auf der er damals, nachdem das junge Mädchen weggegangen war, gesessen und nachgedacht hatte, und daß er sich auch sehr darüber ärgern würde, jenem schnurrbärtigen Schutzmann wieder zu begegnen, dem er damals die zwanzig Kopelen gegeben hatte. „Hol ihn der Teufel!“

Er ging und blickte zerstreut und verdrießlich um sich. Alle seine Gedanken drehten sich jetzt um den einen Hauptpunkt, und er fühlte selbst, daß dies der Hauptpunkt war und daß er jetzt, gerade jetzt, gleichsam Auge in Auge diesem Hauptpunkte gegenüberstand, und daß dies sogar das erstemal in diesen zwei Monaten war.

„Ach was, hol der Teufel die ganze Geschichte!“ dachte er plötzlich in einem Anfalle maßloser Wut. „Na, da es nun einmal angefangen hat, ist nichts weiter zu machen; hol der Teufel das neue Leben! O Gott! wie dumm das alles ist! Und wieviel habe ich heute schon gelogen, und wie unwürdig habe ich mich benommen! In wie gemeiner Weise habe ich vorhin vor diesem garstigen Ilja Petrowitsch geliebedienert und zu ihm freundlich getan! Übrigens ist auch das eine Dummheit, daß ich mich darüber ärgere. Ganz egal sollten sie mir alle sein, und ganz egal sollte es mir auch sein, daß ich geliebedienert und freundlich getan habe. Es handelt sich um anderes, um ganz anderes.“

Plötzlich blieb er stehen; eine ganz unerwartet auftauchende,

überaus einfache Frage versetzte ihn in Verwirrung und peinliches Staunen.

„Wenn du wirklich diese ganze That als denkender Mensch und nicht als Narr ausgeführt hast, wenn du wirklich ein bestimmtes, festes Ziel hattest, warum hast du denn dann bis jetzt nicht einmal in den Beutel hineingeblickt und weißt gar nicht, was dir in die Hände gefallen ist, und weswegen du alle diese Qualen auf dich genommen und dich auf eine so gemeine, garstige, niedrige That mit vollem Bewußtsein eingelassen hast? Du wolltest ihn ja noch soeben ins Wasser werfen, diesen Beutel, zusamt all den andern Sachen, die du auch noch nicht angesehen hattest. Wie geht denn das zu?“

Ja, das war richtig, ganz richtig. Übrigens war er sich dieses Widerspruchs schon früher bewußt geworden, und diese Frage war für ihn keineswegs neu. Dieser Gedanke war ihm schon in der Nacht gekommen, als er sich ohne alles Schwanken und Widerstreben dafür entschieden hatte, sich der Sachen zu entäußern, wie wenn das so sein müßte und gar nicht anders sein könnte. Ja, er wußte das alles und erinnerte sich daran; ja, er hatte sich beinahe gestern schon dafür entschieden, in dem Augenblicke, wo er neben der Truhe saß und die Etuis hervorholte . . . Jawohl, so war es! . . .

„Das kommt alles nur daher, weil ich sehr krank bin,“ sagte er sich schließlich ingrimmig; „ich habe mich selbst gepeinigt und gemartert und weiß gar nicht mehr, was ich tue. Auch gestern und vorgestern und diese ganze Zeit her habe ich mich gepeinigt . . . Ich werde wieder gesund werden, und dann werde ich mit dieser Selbstquälerei aufhören . . . Aber wenn ich nun gar nicht wieder gesund werde? O Gott, wie mir das alles zum Ekel geworden ist! . . .“ Er ging weiter, ohne einmal stehen zu bleiben. Er hätte sich sehr gern irgendeine Zerstreuung verschafft; aber er wußte

nicht, was er zu diesem Zwecke tun und beginnen sollte. Eine neue, unbezwingbare Empfindung gewann in ihm mit jedem Augenblick immer mehr die Herrschaft: es war ein grenzenloser, beinahe physischer Ekel gegen alles, was ihm entgegentrat und ihn umgab, ein heftiger, mit Grimm und Haß gepaarter Ekel. Widerwärtig waren ihm alle Begegnenden, ihre Gesichter, ihr Gang, ihre Bewegungen. Hätte ihn jemand angeredet, er hätte ihn geradezu angepöbeln, wohl gar gebissen.

Er blieb stehen, als er nach der Uferstraße an der Kleinen Nawa, auf der Wasili-Insel bei der Brücke, gelangt war. „Hier wohnt er ja, hier, in diesem Hause,“ dachte er. „Wie kommt das, ich bin doch nicht mit bewußter Absicht zu Kasumichin gegangen! Wieder dieselbe Geschichte, wie damals . . . Es wäre mir doch interessant, zu wissen: bin ich mit bewußter Absicht hergegangen, oder bin ich nur einfach so gegangen und hierher geraten? Aber das ist schließlich gleichgültig; ich habe mir vorgestern vorgenommen, am Tage nach der betreffenden Sache zu ihm hinzugehen. Nun gut, da gehe ich eben zu ihm hin! Warum sollte ich ihn jetzt nicht besuchen können?“

Er stieg zu Kasumichin nach dem fünften Stockwerke hinauf.

Dieser war zu Hause, in seinem Kämmerchen, und zwar hatte er gerade eine Arbeit vor, er schrieb. Die Thür öffnete er ihm selbst. Seit etwa vier Monaten hatten sie einander nicht gesehen. Kasumichin trug einen völlig zerlumpten Schlafrock, hatte Pantoffeln an den bloßen Füßen und war ungekämmt, unrasiert und ungewaschen. Auf seinem Gesichte malte sich das lebhafteste Erstaunen.

„Was ist denn mit dir los?“ rief er und betrachtete den eintretenden Kommilitonen vom Kopf bis zu den Füßen. Dann schwieg er und pfiff leise vor sich hin.

„Geht es dir wirklich schon so schlecht, Bruder? Du hast wahr-



haftig sogar unseren übertrumpft," fügte er mit einem Blick auf Rasolnikow's Lumpen hinzu. „Aber setze dich, du wirst wohl müde sein.“

Als dieser sich auf das mit Wachstuch bezogene Schlassofa warf, das noch schlechter war als sein eigenes, merkte Rasumichin auf einmal, daß sein Gast krank war.

„Aber du bist ja ernstlich krank; weißt du das wohl?“

Er wollte ihm den Puls fühlen, aber Rasolnikow riß ihm seine Hand weg.

„Wozu das?“ sagte er. „Ich bin gekommen . . . der Grund ist der: ich habe keine Privatstunden . . . ich würde gern . . . übrigens, ich brauche gar keine Stunden . . .“

„Weißt du was? Du redest ja im Fieber!“ bemerkte Rasumichin, der ihn aufmerksam beobachtete.

„Nein, ich rede nicht im Fieber . . .“

Rasolnikow stand vom Sofa auf. Als er zu Rasumichin hinaufstieg, hatte er nicht daran gedacht, daß er ihm werde Auge in Auge gegenübertreten müssen. Erst jetzt beim Versuche wurde er sich sofort darüber klar, daß er in diesem Augenblicke schlechterdings nicht fähig sei, irgend jemandem in der ganzen Welt so gegenüberzutreten. Die Galle stieg ihm auf. Er erstickte fast vor Ärger über sich selbst, darüber, daß er überhaupt Rasumichin's Schwelle überschritten hatte.

„Lebe wohl!“ sagte er ganz unvermittelt und ging zur Thür.

„Aber so warte doch, warte, du schnurriger Kerl!“

„Wozu?“ antwortete dieser wie vorhin und riß wieder seine Hand los, die jener ergriffen hatte.

„Zum Kukuck, warum bist du denn dann gekommen? Du bist wohl verrückt geworden, was? Das nehme ich dir aber übel. Ich lasse dich so nicht weg.“

„Nun, dann höre: ich bin zu dir gekommen, weil ich außer

dir niemand kenne, der mir helfen könnte . . . einen neuen Anfang zu machen; denn du bist besser, ich meine klüger, als die andern alle, und kannst beurteilen . . . Aber jetzt sehe ich, daß ich gar nichts nötig habe, hörst du, absolut nichts, niemandes Gefälligkeiten und niemandes Teilnahme. Ich kann selbst . . . ganz allein . . . Na, damit genug! Laßt mich alle in Ruhe!"

„So warte doch noch einen Augenblick, du Schornsteinfeger! Ganz verrückt ist der Mensch! Meinetwegen kannst du ja tun, was du willst. Siehst du, Stunden habe auch ich keine, und das ist mir auch ganz egal. Aber auf dem Trödelmarkte wohnt ein Buchhändler Cherubimow, von dem kann man ebensogut leben wie von einer Privatstunde. Ich möchte ihn jetzt nicht für fünf fette Privatstunden in Kaufmannsfamilien hingeben. Der hat so einen kleinen Verlag und läßt naturwissenschaftliche Büchelchen erscheinen; die werden horrende gekauft. Schon allein die Titel sind das Geld wert. Sieh mal, du hast immer behauptet, ich wäre dumm; aber, weiß Gott, Bruder, es gibt noch dümmere, als ich bin! Jetzt hat er sich auf die neuere Richtung eingelassen; was Sachkenntnis anlangt, ist er das reine Hornvieh; nun, da bin ich es natürlich, der ihn zu diesem und jenem anregt. Sieh mal her, hier sind mehr als zwei Bogen deutscher Text, — meiner Ansicht nach das dümmste Geschwätz; den Inhalt bildet, kurz gesagt, eine Erörterung der Frage, ob die Frau ein Mensch ist oder nicht. Es wird natürlich pomphaft bewiesen, daß sie ein Mensch ist. Cherubimow bringt das als einen Beitrag zur Frauenfrage heraus; ich überseze es; er rekt diese dritthalb Bogen so, daß es sechs werden; wir erfinden dazu einen grandiosen Titel, der eine halbe Seite füllt, und setzen den Preis des Exemplares auf einen halben Rubel fest. Das Buch wird vorzüglichen Absatz finden! Für die Übersetzung bekomme ich sechs Rubel für den Bogen; also kommen für das Ganze gegen fünfzehn Rubel

heraus; davon habe ich schon sechs Rubel als Vorschuß erhalten. Wenn ich damit fertig bin, so überseze ich etwas über die Wal-fische. Ferner haben wir bereits aus dem zweiten Teile der Con-fessions einige langweilige Klatschgeschichten notiert; die über-seze ich auch. Cherubimow hat von jemandem gehört, Rousseau wäre so eine Art Radischtschew\* gewesen. Selbstverständlich fällt es mir nicht ein, ihm zu widersprechen. Na, willst du den zweiten Bogen von: „Ist die Frau ein Mensch?“ übersezen? Wenn du Lust dazu hast, so nimm dir gleich den Text mit, auch Federn und Papier — das wird alles gratis mitgeliefert — und empfang von mir drei Rubel; da ich den Vorschuß auf die ganze Übersezung, den ersten und den zweiten Bogen, bekommen habe, so entfallen auf deinen Anteil gerade drei Rubel. Und wenn du den Bogen fertig hast, erhältst du noch drei Rubel. Und dann möchte ich noch bemerken: betrachte das nicht als eine Art Gefälligkeit von meiner Seite. Im Gegenteil, gleich als du eintratest, spekulierte ich darauf, daß du mir hierin von Nutzen sein könntest. Erstens bin ich in der Orthographie schlecht beschlagen, und zweitens bin ich im Deutschen sehr schwach, so daß ich das meiste selbst zusammenschriststellere und mich nur damit tröste, daß das Buch dadurch eher besser als schlechter wird. Na freilich, wer weiß, vielleicht wird es dadurch auch nicht besser, sondern schlechter. Willst du meinen Vorschlag akzep-tieren?“

Raskolnikow nahm schweigend den deutschen Druckbogen hin, desgleichen auch die drei Rubel, und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Erstaunt sah ihm Rasumichin nach. Aber als

\* Er gab im Jahre 1790 eine „Reise von Petersburg nach Moskau“ heraus, in der er die furchtbaren Leiden der Leibeigenen schilderte und auf die Schäden der Verwaltung und Rechtspflege hinwies.

Anmerkung des Übersetzers.



Rasolnikow schon bis auf die Straße gekommen war, kehrte er plötzlich um, stieg wieder die Treppen zu Rasumichin hinauf, legte den Druckbogen und die drei Rubel auf den Tisch und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen.

„Hast du denn das Delirium?“ schrie Rasumichin, der nun schließlich doch wütend wurde. „Warum führst du hier so eine Komödie auf? Hast mich ordentlich wütend gemacht . . . Warum bist du denn dann eigentlich hergekommen, Mensch?“

„Ich brauche keine Übersetzungen,“ murmelte Rasolnikow, während er schon die Treppe hinabstieg.

„Zum Kuckuck, was brauchst du denn also?“ rief Rasumichin von oben.

Jener stieg schweigend weiter hinunter.

„Hör mal, du, wo wohnst du denn?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Na, dann hol dich der Teufel!“

Aber Rasolnikow war schon auf der Straße. Auf der Nikolaus-Brücke begegnete ihm ein für ihn sehr unangenehmer Vorfall, der ihn wieder völlig zur Besinnung brachte. Der Kutscher einer Equipage verabreichte ihm einen gehörigen Schlag mit der Peitsche über den Rücken, weil er beinahe unter die Pferde geraten war, trotzdem der Kutscher ihm drei- oder viermal zugerufen hatte. Dieser Peitschenhieb versetzte ihn in eine solche Wut, daß er nach der Seite bis an das Geländer sprang (es war unverständlich, warum er ganz in der Mitte der Brücke gegangen war, auf dem für Wagen und nicht für Fußgänger bestimmten Raume) und ingrimmig mit den Zähnen knirschte. Die Passanten ringsherum lachten natürlich.

„Das war ihm ganz recht!“

„Gewiß eine abgefeymte Kanaille!“

„Natürlich, stellt sich betrunken, richtet es absichtlich so ein, daß

er unter die Räder kommt, und unsereiner muß dann dafür aufkommen.“

„Das ist der ihr Gewerbe, Kutscherchen, das ist der ihr Gewerbe.“

Aber in dem Augenblicke, als er am Geländer stand, sich den Rücken rieb und immer noch in sinnloser Wut der davonrollenden Equipage nachschaute, fühlte er auf einmal, daß ihm jemand Geld in die Hand drückte. Er blickte auf: es war eine schon ältere Kaufmannsfrau mit einem Kopftuche und ziegenledernen Schuhen, und neben ihr ein junges Mädchen mit einem Hute und einem grünen Sonnenschirm, wahrscheinlich die Tochter. „Nimm, Väterchen, um Christi willen.“ Er nahm das Geld, und sie gingen weiter. Es war ein Zwanzigkopfenstück. Nach seinem Anzuge und seiner ganzen äußern Erscheinung hatten sie ihn sehr wohl für einen richtigen Straßenbettler halten können, und daß sie ihm ein ganzes Zwanzigkopfenstück gegeben hatten, das hatte er jedenfalls dem Peitschenhiebe zu verdanken, der ihr Mitleid wachgerufen hatte.

Das Geldstück fest in der Hand haltend, ging er etwa zehn Schritt weiter und wandte sich mit dem Gesichte nach der Nawa hin, in der Richtung nach dem Palaste. Am Himmel war auch nicht das kleinste Wölkchen zu sehen, und das Wasser hatte eine fast blaue Farbe, was bei der Nawa nur selten vorkommt. Die Kuppel des Domes, die sich von keinem Punkte aus besser präsentiert, als wenn man auf dieser Brücke etwa zwanzig Schritt von der Brückenkapelle entfernt steht, leuchtete förmlich, und bei der reinen Luft war sogar jede einzelne kleine Verzierung deutlich zu erkennen. Der Schmerz von dem Peitschenhiebe hatte nachgelassen, und Raszkolnikow hatte den Hieb bereits vergessen; ein unruhiger und nicht ganz klarer Gedanke beschäftigte ihn jetzt ausschließlich. Er stand und schaute lange mit starrem Blick in

die Ferne; diese Stelle war ihm sehr bekannt. Als er noch die Universität besuchte, war er häufig, wohl hundert Male, namentlich auf dem Rückwege nach Hause, gerade an dieser Stelle stehen geblieben, um unverwandt dies wahrhaft großartige Panorama zu betrachten und sich fast jedesmal über ein unklares, undefinierbares Gefühl, das ihn bei diesem Anblicke überkam, zu wundern. Eine sonderbare Kälte wehte ihn immer von diesem großartigen Panorama an; nach seiner Empfindung lag eine Art von stummem, dumpfem Hauche über dieses prächtige Bild hingebreitet. Er wunderte sich jedesmal über diesen finstern, rätselhaften Eindruck, den es auf ihn machte, und verschob den Versuch, dieses Rätsel zu lösen, da er seiner eigenen Empfindung mißtraute, auf eine spätere Zeit. Jetzt erinnerte er sich auf einmal deutlich an diese Fragen und Zweifel, die ihn früher beschäftigt hatten, und es schien ihm, daß ihm diese Erinnerung nicht so ganz zufällig gekommen sei. Schon allein der Umstand kam ihm befremdend und wunderbar vor, daß er genau an derselben Stelle stehen geblieben war wie früher, als glaube er wirklich, daß er jetzt noch über denselben Gegenstand wie früher nachsinnen und sich für solche Themen und Bilder interessieren könne, wie sie ihn vor noch gar nicht so langer Zeit interessiert hatten. Dieser Gedanke brachte ihn beinahe zum Lachen und preßte ihm gleichzeitig schmerzlich die Brust zusammen. Ganz unten in einem Abgrunde, in einer kaum absehbaren Tiefe, lag jetzt für ihn sein ganzes früheres Leben und seine früheren Interessen, Aufgaben, Probleme und Eindrücke und dieses ganze Panorama und er selbst und alles, alles . . . Es schien ihm, als fliege er aufwärts in eine ungewisse Ferne und als entschwinde alles seinen Augen. Bei einer unwillkürlichen Bewegung mit dem Arme fühlte er plötzlich in seiner Faust das Zwanzigkopfenstück, das er darin krampfhaft festhielt. Er öffnete die Hand, starrte die Münze an,



holte aus und schleuderte sie ins Wasser; dann wandte er sich um und ging nach Hause. Es war ihm, als hätte er in diesem Augenblicke wie mit einer Schere sich selbst von allen und von allem losgeschnitten.

Als er nach Hause kam, war es schon Abend; er mußte also im ganzen gegen sechs Stunden umhergewandert sein. Auf welchem Wege und wie er heimgegangen war, dafür hatte er keine Erinnerung. Er zog die Kleider aus und legte sich, am ganzen Leibe zitternd wie ein abgeheftetes Pferd, auf das Sofa, deckte sich mit seinem Mantel zu und versank sofort in Bewußtlosigkeit.

Tief in der Nacht kam er von einem fürchterlichen Geschrei wieder zu sich. O Gott, was war das für ein Geschrei! Solche unnatürlichen Töne, ein solches Geheul, Gewinsel, Zähneknirschen, solche Tränen, Schläge und Schimpfwörter hatte er noch nie gehört und gesehen. Eine solche Bestialität und Raserei hatte er überhaupt nie für menschenmöglich gehalten. Erschreckt richtete er sich auf und setzte sich in seinem Bette hin; das Herz drohte ihm jeden Augenblick vor Qual auszusehen. Das Prüßeln, Wimmern und Schimpfen wurde immer ärger und ärger. Da unterschied er auf einmal zu seinem höchsten Erstaunen die Stimme seiner Wirtin. Sie heulte, winselte und jammerte, wobei sie die Worte so eilig und hastig hervorstieß, daß sie nicht zu verstehen waren; sie flehte um etwas, doch wohl, daß man aufhören möchte, sie zu schlagen; denn sie wurde ganz unbarmherzig auf der Treppe geprüßelt. Die Stimme des Schlagenden war von Ingrim und Wut so schrecklich entstellt, daß sie nur wie ein heiseres Röcheln klang; aber trotzdem redete auch er immerzu etwas und ebenso schnell, unverständlich, hastig und halb erstickt wie die Wirtin. Plötzlich fing Raskolnikow an wie Espenlaub zu zittern: er hatte diese Stimme erkannt; es war Ilija Petrowitschs Stimme. Ilija

Petrowitsch war da und schlug die Wirtin! Er stieß sie mit den Füßen, er stieß ihren Kopf gegen die Stufen, — das hörte man ganz deutlich an dem Geräusch, an dem Geheul, an dem Aufschlagen! Wie ging das zu? Hatte sich die Welt umgedreht? Man hörte, wie sich in allen Stockwerken eine Menge Menschen auf der Treppe ansammelte; Stimmen wurden laut, Ausrufe ertönten; es war ein Gelaufe und Herumtrampeln; es wurde mit den Türen geworfen; alles rannte zusammen. „Aber was hat sie nur getan? Was hat sie nur getan? Und wie ist so etwas nur möglich?“ fragte er sich und glaubte allen Ernstes, daß er verrückt geworden sei. Aber nein doch, er hörte alles nur zu deutlich! . . . „Also, wenns so ist, werden sie im nächsten Augenblick auch zu mir kommen; denn . . . jedenfalls ist das alles wegen derselben Sache . . . wegen der gestrigen Sache, . . . o Gott!“ Er dachte daran, die Tür zuzuhaken; aber er vermochte den Arm nicht aufzuheben, . . . und es wäre ja auch nutzlos! Die Angst legte sich auf seine Seele wie ein Eisklumpen; sie peinigte ihn und machte ihn ganz starr. Aber siehe da, nachdem dieser entsetzliche Lärm wohl zehn Minuten gedauert hatte, wurde er endlich allmählich schwächer. Die Wirtin stöhnte und ächzte nur noch, Ilja Petrowitsch aber drohte und schimpfte noch immer. Nun schien auch er ruhiger zu werden; jetzt hörte man ihn gar nicht mehr; „sollte er wirklich weggegangen sein? O Gott!“ Ja, nun ging auch die Wirtin fort, immer noch unter Stöhnen und Weinen, . . . jetzt schlug auch die Tür zu ihrer Wohnung zu . . . Nun gingen die Menschen, die auf der Treppe gewesen waren, auseinander und begaben sich in ihre Wohnungen; man hörte noch erregte Ausrufe, sie stritten sich, riefen einander zu; bald steigerten sie ihre Wechselrede bis zum Geschrei, bald ließen sie sie zum Geflüster herabsinken. Es mußten wohl sehr viele Leute dagewesen sein; gewiß war beinahe das ganze Haus zusammen-

XIX. 12.

gelaufen. „Über mein Gott, ist denn das alles möglich? Und warum, warum war er hierhergekommen?“

Nastolnikow fiel kraftlos auf das Sofa zurück; aber er konnte die Augen nicht mehr schließen; etwa eine halbe Stunde lang lag er so da, in einem so qualvollen Zustande und in einem so unerträglichen Gefühle grenzenloser Angst, wie er das noch niemals durchgemacht hatte. Auf einmal erhellte ein greller Lichtschein sein Zimmer: Nastasja kam mit einem Lichte und mit einem Teller Suppe herein. Sie blickte ihn aufmerksam an, und als sie sah, daß er nicht schlief, stellte sie das Licht auf den Tisch und ordnete daneben, was sie mitgebracht hatte: Brot, Salz, einen Teller und einen Löffel.

„Du hast gewiß seit gestern nichts gegessen. Treibst dich den ganzen Tag herum, wo du doch das Fieber hast!“

„Nastasja, warum hat die Wirtin Schläge bekommen?“

Sie sah ihn mit einem prüfenden Blicke an.

„Wer hat denn die Wirtin geschlagen?“

„Setz eben, . . . vor einer halben Stunde, hat es Ilja Petrowitsch getan, der Gehilfe des Revierinspektors, auf der Treppe . . . Warum hat er sie so geschlagen, und warum ist er überhaupt hergekommen?“

Nastasja betrachtete ihn schweigend und mit gerunzelter Stirn; so sah sie ihn lange an. Ihm wurde ihr forschender Blick unangenehm, ja geradezu beängstigend.

„Nastasja, warum antwortest du nicht?“ fragte er zuletzt schüchtern mit schwacher Stimme.

„Das kommt vom Blute,“ erwiderte sie endlich leise, wie wenn sie zu sich selbst spräche.

„Blut? . . . Was für Blut?“ murmelte er. Er wurde ganz blaß und rückte näher an die Wand heran.

Nastasja blickte ihn immer noch schweigend an.



„Niemand hat die Wirtin geschlagen,“ antwortete sie dann in scharfem, entschiedenem Tone.

Er sah sie an und konnte kaum Atem holen.

„Ich habe es doch mit eigenen Ohren gehört, . . . ich habe nicht geschlafen, . . . ich habe aufrecht gefessen,“ entgegnete er noch schüchtern. „Ich habe es lange mit angehört. Der Gehilfe des Revierinspektors war gekommen. Es war ein großer Auflauf auf der Treppe, die Leute aus allen Wohnungen . . .“

„Kein Mensch ist hergekommen. Das ist das Blut, das in dir herumtobt. Wenn das keinen Ausweg hat und zu Klumpen gerinnt, davon kommt dann solch unsinniges Gerede . . . Willst du nicht etwas essen?“

Er antwortete nicht. Nastasja stand noch immer neben ihm, blickte ihn unverwandt an und ging nicht weg.

„Gib mir zu trinken, liebe Nastasja.“

Sie ging nach unten und kam nach zwei Minuten mit Wasser in einem weißen Tonkrüge zurück; aber was weiter vorging, daran konnte er sich später nicht mehr erinnern. Er erinnerte sich nur, wie er einen Schluck kaltes Wasser aus dem Krüge geschlürft und sich dabei die Brust begossen hatte. Dann hatte er die Besinnung verloren.

### III

Indessen war er nicht während der ganzen Dauer seiner Krankheit völlig besinnungslos: er befand sich in einem fieberhaften Zustande mit Irrreden und halbem Bewußtsein. An vieles vermochte er sich später zu erinnern. Bald schien es ihm, als ob sich viele Menschen um ihn versammelten und ihn nehmen und irgendwohin wegtragen wollten und sich um ihn heftig stritten und zankten. Bald war er auf einmal allein im Zimmer; alle waren hinausgegangen und fürchteten sich vor ihm, und nur ab und

zu öffneten sie die Thür ein wenig, um nach ihm zu sehen, drohten ihm, besprachen etwas untereinander, lachten und neckten ihn. Er erinnerte sich, daß er Nastasja oft neben sich gesehen hatte; er hatte auch noch einen Menschen bemerkt, der ihm sehr bekannt vorkam; aber wer es eigentlich war, darüber konnte er schlechterdings nicht ins Klare kommen, und das war ihm ein peinigendes Gefühl, er weinte sogar darüber. Manchmal schien es ihm, als liege er schon einen Monat, ein andermal, als sei es immer noch der nämliche Tag. Aber „jene Sache“, — „jene Sache“ hatte er vollständig vergessen; dagegen kam ihm alle Augenblicke der Gedanke, er habe etwas vergessen, was er nicht hätte vergessen dürfen, — er quälte und marterte sich mit dem Versuche, es sich ins Gedächtnis zurückzurufen, er stöhnte, er geriet in Wut oder in eine entsetzliche, unerträgliche Angst. Dann sprang er auf und wollte davonlaufen; aber immer hielt ihn jemand mit Gewalt zurück, und er sank wieder in Schwäche und Bewußtlosigkeit zurück. Endlich kam er wieder ganz zu sich.

Dies geschah eines Morgens um zehn Uhr. Um diese Stunde wanderte an heiteren Tagen immer ein langer Streifen Sonnenschein über die rechte Wand seines Zimmers und beleuchtete die Ecke neben der Thür. An seinem Bette stand Nastasja und außerdem noch ein Mann, der ihn mit lebhaftem Interesse betrachtete und ihm ganz unbekannt war. Es war ein junger Mensch in langschößigem Rock, mit kleinem Barte; er machte etwa den Eindruck eines Kontoristen. Durch die halbgeöffnete Thür blickte die Wirtin herein. Kasolnikow richtete sich auf.

„Wer ist das, Nastasja?“ fragte er, indem er auf den jungen Mann zeigte.

„Na, nun sieh mal! Er ist wieder zu sich gekommen!“ rief sie.

„Der Herr ist wieder zu sich gekommen,“ wiederholte der Kontorist.

Sowie sie vernahm, daß er wieder bei Bewußtsein war, machte die Wirtin, die versthohlen durch die Thür hineingeguckt hatte, diese zu und verschwand. Sie war auch sonst immer sehr blöde und ließ sich nur ungern auf Gespräche und Erörterungen ein; sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein, hatte schwarze Augenbrauen und schwarze Augen, war dick und fett und infolge dieser Beleihtheit sowie auch aus Trägheit sehr gutmütig. Sie machte in ihrer äußeren Erscheinung einen ganz netten Eindruck, benahm sich aber überaus zimperlich.

„Wer sind Sie?“ fragte Rasolnikow wieder, sich diesmal an den Kontoristen selbst wendend.

In diesem Augenblicke wurde die Thür wieder, und zwar sperrangelweit, geöffnet, und wegen seiner hohen Statur etwas gebückt trat Rasumichin ein.

„Na, so eine Schiffskajüte!“ rief er beim Eintreten. „Jedesmal stoße ich mir die Stirn; und dabei nennt sich so etwas Wohnung! Na, und du, Bruder, bist wieder zu dir gekommen? Ich habe es eben schon von unserer süßen Praskowja gehört.“

„Eben ist er wieder zu sich gekommen,“ sagte Nastasja.

„Eben ist der Herr wieder zu sich gekommen,“ wiederholte liebenswürdig der Kontorist mit leisem Lächeln.

„Nun, und wer sind Sie denn?“ fragte Rasumichin, sich zu ihm wendend. „Mein eigener Name ist Rasumichin, Student, Sohn eines Edelmannes, und der hier ist mein Freund. Nun also, und was sind Sie für einer?“

„Ich bin Kontorist im Geschäft von Schelopajew und bin in einer Geschäftssache hier.“

„Bitte, nehmen Sie auf diesem Stuhle Platz!“ Rasumichin selbst setzte sich auf einen andern, an der andern Seite des Tisches. „Das ist recht von dir, Bruder, daß du wieder zu dir gekommen bist,“ fuhr er, zu Rasolnikow gewendet, fort. „Seit



„mehr als drei Tagen hast du so gut wie nichts gegessen und getrunken; nur ein bißchen Tee haben wir dir eingelöffelt. Zweimal habe ich Sosimow mit zu dir hergebracht. Erinnerst du dich noch an Sosimow? Er hat dich sorgfältig untersucht und sagte gleich, die Sache habe nichts zu bedeuten; es wäre wohl etwas mit dem Kopfe passiert. Irgend so ein Quatsch mit den Nerven, dazu mangelhafte Ernährung, sagte er; du hättest zu wenig Bier und Meerrettich bekommen; daher die Krankheit; aber es sei weiter nichts Bedenkliches, es werde schon vorübergehen. Ein famoser Kerl, dieser Sosimow; hat seine junge Praxis gut in Gang gebracht. Na also, ich möchte Sie nicht aufhalten,“ wandte er sich wieder an den Kontoristen. „Wollen Sie freundlichst sagen, was Sie wünschen? Denk nur an, Rodion, es ist schon zum zweiten Male jemand aus dem Bankgeschäft hier; nur war vorher ein anderer gekommen, mit dem habe ich mich unterhalten. Wer war das, der vor Ihnen hier war?“

„Wohl vorgestern, ganz recht; das war Alexei Semjonowitsch; der ist auch bei uns im Geschäft.“

„Der ist wohl viel gescheiter als Sie, meinen Sie nicht?“

„Das mag schon sein; er ist auch schon älter.“

„Sehr löblich geantwortet; na, dann tragen Sie Ihre Sache vor!“

„Also,“ begann der Kontorist, sich direkt an Rasolnikow wendend, „auf Wunsch Ihrer Frau Mutter hat der Kaufmann Afanasi Iwanowitsch Wachruschin, von dem Sie wohl schon öfters gehört haben, an unser Kontor eine Zahlungsanweisung für Sie gelangen lassen. Im Falle, daß Sie sich bei voller Besinnung befinden, soll ich Ihnen fünfunddreißig Rubel behändigen, den Betrag der Order, die unser Chef von Afanasi Iwanowitsch auf Wunsch Ihrer Frau Mutter erhalten hat. Kennen Sie Afanasi Iwanowitsch?“

„Ja . . . ich erinnere mich . . . sein Familienname ist Wachruschin . . .“ erwiderte Raskolnikow nachsinnend.

„Hören Sie wohl? Er kennt den Kaufmann Wachruschin!“ rief Rasumichin. „Wie sollte er da nicht bei voller Besinnung sein? Ubrigens merke ich jetzt, daß auch Sie ein sehr gescheiter Mensch sind. Es ist ein Vergnügen, so verständige Worte anzuhören.“

„Jawohl, es stimmt, Wachruschin, Afanasi Iwanowitsch Wachruschin; dieser Herr hat auf Wunsch Ihrer Frau Mutter, die Ihnen schon früher auf dieselbe Weise durch seine Vermittlung Geld geschickt hat, sich auch diesmal bereit finden lassen, an unsern Chef Order zu erteilen, daß Ihnen fünfunddreißig Rubel — in Hoffnung auf die Möglichkeit späterer höherer Zahlungen — ausgezahlt werden sollen.“

„Sehen Sie mal, das haben Sie ja ganz besonders schön gesagt: ‚in Hoffnung auf die Möglichkeit späterer höherer Zahlungen‘; nicht übel war auch das ‚auf Wunsch Ihrer Frau Mutter‘. Nun also, wie denken Sie darüber: ist er bei voller Besinnung oder nicht?“

„Ich habe kein Bedenken. Es ist nur wegen der Unterschrift.“

„Die wird er schon hinkriegen. Haben Sie ein Quittungsbuch bei sich?“

„Jawohl, hier.“

„Geben Sie her. Nun, Rodion, richte dich auf. Ich werde dich stützen; schreib mal recht schwungvoll ‚Raskolnikow‘. Nimm die Feder, Bruder; denn Geld schmeckt uns jetzt noch besser als Honig.“

„Will nicht, will nicht!“ sagte Raskolnikow und schob die Feder zurück.

„Was denn ‚will nicht‘?“

„Ich unterschreibe nicht.“

„Aber Mensch! Ohne Unterschrift geht es doch nicht!“

„Ich brauche das Geld nicht, brauche es nicht . . .“

„Er braucht das Geld nicht! Nein, Bruder, da irrst du dich, das kann ich bezeugen! Bitte, machen Sie sich darüber keine Gedanken; das meint er nicht so, . . . er träumt wieder. Übrigens begegnet ihm so etwas auch im wachen Zustande . . . Sie sind ja ein verständiger Mann; wir wollen ihm behilflich sein, d. h. ihm einfach die Hand führen; dann wird er schon unterschreiben. Fassen Sie mal zu . . .“

„Ich kann ja auch ein andermal wieder mit herankommen.“

„Nein, nein, wozu wollen Sie sich so viel Mühe machen. Sie sind ein verständiger Mann . . . Nun, Rodion, halte den Herrn nicht auf, . . . du siehst doch, daß er wartet.“ Damit schickte er sich allen Ernstes an, ihm die Hand zu führen.

„Laß sein, ich will allein . . .“, sagte dieser, nahm die Feder und quittierte im Buche.

Der Kontorist zahlte das Geld auf und entfernte sich.

„Bravo! Und jetzt, Bruder, willst du etwas essen?“

„Ja,“ antwortete Raskolnikow.

„Habt ihr Suppe?“

„Ja, von gestern,“ antwortete Rastasja, die die ganze Zeit über dabeigestanden hatte.

„Wohl mit Kartoffeln und Reismehl?“

„Ja, mit Kartoffeln und Reismehl.“

„Weiß ich auswendig. Hol die Suppe her und bring auch Tee.“

„Schön!“

Raskolnikow verfolgte das alles mit größtem Erstaunen und mit einer dumpfen, verständnislosen Angst. Er beschloß, zu schweigen und abzuwarten, was noch weiter kommen werde. „Es scheint doch, daß ich nicht phantasiere,“ dachte er. „Es scheint, daß das wirklich . . .“



Nach zwei Minuten kam Nastasja mit der Suppe zurück und erklärte, der Tee würde auch gleich da sein. Mit der Suppe zugleich erschienen zwei Löffel, zwei Teller und alles sonstige Zubehör: Salzfaß, Pfefferbüchse, Senf für das Rindfleisch usw., was früher in so ordnungsmäßiger Weise schon lange nicht mehr auf dem Tische gestanden hatte. Auch ein sauberes Tischtuch war da.

„Es wäre recht nett, liebe Nastasja, wenn Praskowja Pawlowna ein paar Gläschen Bier hier aufmarschieren ließe. Die würden wir mit Vergnügen trinken.“

„Na, du bist mal der richtige Schwerenöter!“ murmelte Nastasja und ging hin, um den Auftrag auszuführen.

Verstört beobachtete Rasolnikow noch immer mit angestrenzter Aufmerksamkeit das, was vorging. Unterdessen hatte sich Rasumichin zu ihm auf das Sofa gesetzt; plump, wie ein Bär, faßte er mit der linken Hand Rasolnikows Kopf, obgleich dieser auch selbst imstande gewesen wäre sich aufzurichten, und mit der rechten Hand führte er ihm den Löffel mit Suppe an den Mund, nachdem er vorher ein paarmal darauf geblasen hatte, damit er sich nicht verbrenne. Indes war die Suppe nur eben warm. Rasolnikow verschlang gierig einen Löffel voll, dann den zweiten, den dritten. Aber nachdem er ihm so einige Löffel voll gereicht hatte, hielt Rasumichin auf einmal inne und erklärte, hinsichtlich einer weiteren Verabfolgung von Nahrung müsse er erst Sosimows Zustimmung einholen.

Nastasja kam und brachte zwei Flaschen Bier.

„Möchtest du Tee?“

„Ja.“

„Na, dann hol mal ganz schnell Tee, Nastasja; denn Tee kann man ihm auch wohl ohne das Gutachten der medizinischen Fakultät verstaten. Und da ist ja auch das Bier!“ Er setzte sich wieder

auf seinen Stuhl, zog die Suppe und das Fleisch zu sich heran und begann mit solchem Appetite zu essen, als ob er drei Tage nichts genossen hätte.

„Ich esse jetzt bei euch hier alle Tage so, Bruder Rodion,“ murmelte er, soweit es ihm der mit Rindfleisch vollgestopfte Mund erlaubte, „und das spendiert alles die allerliebste Praskowja, deine brave Wirtin; die hat mich sehr in ihr Herz geschlossen. Ich beanspruche das selbstverständlich nicht; na, aber ich protestiere auch nicht dagegen. Da ist ja auch schon Nastasja mit dem Tee. Ein flinkes Mädel! Nun, meine liebe Nastasja, möchtest du ein Gläschen Bier?“

„Ach, gehen Sie! Was machen Sie für Wiße!“

„Na, aber ein bißchen Tee?“

„Tee meinetwegen.“

„Dann gieß dir ein. Warte, ich will dir selbst eingießen; setze dich an den Tisch.“

Er stellte sofort alles in Ordnung, goß eine, dann eine zweite Tasse ein, ließ sein Frühstück im Stich und setzte sich wieder herüber auf das Sofa. In derselben Weise wie vorher faßte er mit dem linken Arm den Kranken um, richtete ihn etwas auf und gab ihm mit dem Teelöffel Tee ein, wobei er wieder fortwährend mit besonderem Eifer auf den Löffel blies, als ob diese Prozedur des Blasens den wichtigsten Heilfaktor bildete. Raskolnikow schwieg und sträubte sich nicht dagegen, obgleich er sich eigentlich völlig stark genug fühlte, um ohne jede fremde Hilfe sich aufzurichten, auf dem Sofa zu sitzen und nicht nur sich seiner Hände zum Halten des Löffels oder der Tasse zu bedienen, sondern vielleicht sogar umherzugehen. Aber eine sonderbare, sozusagen tierische Schlaueit veranlaßte ihn, seine Kräfte einseitig noch zu verbergen, sich zu verstellen, nötigenfalls sogar so zu tun, als ob er das Gesagte nicht ganz verstände, und unter-

dessen aufzuhorchen und zu beobachten, was eigentlich um ihn herum vorgehe. Übrigens vermochte er seinen Widerwillen nicht zu bezwingen: nachdem er ungefähr zehn Löffel Tee hinuntergeschluckt hatte, machte er plötzlich seinen Kopf frei, stieß störrisch den Löffel zurück und ließ sich wieder auf das Kissen zurücksinken. Es lagen jetzt wirklich unter seinem Kopfe richtige Kissen, Federkissen mit reinen Bezügen; auch dies hatte er bereits bemerkt und zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht.

„Die gute Praskowja muß uns heute Himbeersaft schicken, damit wir ihm etwas zum Trinken machen können,“ sagte Kasumichin, der sich wieder auf seinen Platz gesetzt hatte und sich von neuem an die Suppe und das Bier machte.

„Wo soll sie denn Himbeersaft herkriegern?“ fragte Nastasja; sie hielt die Untertasse auf den ausgespreizten fünf Fingern und sog den Tee durch ein Stück Zucker hindurch.

„Himbeersaft bekommt sie beim Kaufmann, liebes Kind. Sieh mal, Modion, hier ist, während du bewusstlos warst, eine ganze Geschichte passiert. Als du mir in so spitzbübischer Weise davonlieffst und mir deine Wohnung nicht sagtest, da packte mich ein solcher Grimm, daß ich mir vornahm, dich aufzusuchen und zu bestrafen. Gleich denselben Tag machte ich mich ans Werk. Wo bin ich nicht überall herumgelaufen und habe nach dir gefragt! Straße und Nummer deiner jetzigen Wohnung hatte ich vergessen; übrigens habe ich sie nie im Gedächtnis gehabt, weil ich sie gar nicht erfahren habe. Na, und deine frühere Wohnung — da erinnerte ich mich nur, daß sie bei den Fünf-Ecken lag, im Charlamowschen Hause. Ich suchte also wie verrückt nach diesem Charlamowschen Hause; später hat sich dann herausgestellt, daß dein Hauswirt gar nicht Charlamow, sondern Buch geheißen hat; wie man sich doch manchmal in den Lauten irren kann! Na, ich war ganz ärgerlich. ‚In Gottes Namen‘, dachte ich, ‚wir



wollens mal versuchen!“ und ging am andern Tage aufs Meldeamt. Und denke dir: in zwei Minuten hatten sie dich da gefunden! Du warst dort eingetragen.“

„Wunderbar!“

„Ja, es ist erstaunlich! Es wurde gerade, während ich da war, auch nach einem General Kobilew gesucht; den konnten sie nicht finden. Aber ich will nicht abschweifen. Sowie ich nun hier in deine Bude eingedrungen war, wurde ich gleich mit all deinen Angelegenheiten bekannt; mit allen, Brüderchen, geradezu mit allen; ich weiß alles. Nastasja hier kann es bezeugen: mit Nikodim Fomitsch habe ich Bekanntschaft gemacht, und Ilja Petrowitsch ist mir wenigstens gezeigt worden, und mit dem Hausknecht habe ich Bekanntschaft gemacht, und mit Herrn Alexander Grigorjewitsch Sametow, dem Sekretär beim hiesigen Polizeibureau, und schließlich auch mit der liebenswürdigen Praskowja, das war die Krone des Ganzen; Nastasja hier weiß davon zu reden . . .“

„Ja, was der der Wirtin für Schmeicheleien gesagt hat . . .“, murmelte Nastasja verschmigt lächelnd. „Schon mehr der reine Zucker!“

„Aber Sie sollten sich doch noch ein bißchen Zucker in Ihren Tee hineintun, Fräulein Nastasja Nikiforowna!“

„Ach, du Racker!“ rief Nastasja und prustete vor Lachen. „Ich heiße ja aber Nastasja Petrowna und nicht Nastasja Nikiforowna,“ fügte sie hinzu, als sie mit ihrem Gelächter fertig war.

„Das werde ich mir hochachtungsvoll einprägen. Na also, Bruder, ums kurz zu machen, anfangs hatte ich die größte Lust, hier allenthalben einen elektrischen Strom mittels einer Klopfspeitsche hindurchgehen zu lassen, um alle Vorurteile, die in der hiesigen Gegend gegen dich herrschen, mit einem Male auszurotten; aber die liebe Praskowja hat mein Herz besiegt. Ich

hatte gar nicht erwartet, Bruder, daß sie eine so . . . so scharmante Frau ist. Wie denkst du darüber, he?"

Raskolnikow schwieg, obwohl er seine unruhigen Blicke keinen Augenblick von ihm abgewandt hatte und ihn auch jetzt immer noch starr anblickte.

„Und sogar sehr scharmant,“ fuhr, ohne sich durch dieses Schweigen im geringsten beirren zu lassen, Rasumichin fort, als pflichte er einer erhaltenen Antwort bei, „und sehr brav und ordentlich, in jeder Hinsicht.“

„Nec, so ein Schlaufuchs!“ rief Rastasja wieder, für die es offenbar ein Hochgenuß war, dieses Gespräch mit anzuhören.

„Schade, Bruder, daß du nicht gleich von Anfang an verstanden hast, die Sache richtig anzufassen. Eine Frau wie diese hättest du ganz anders behandeln müssen. Sie hat einen Charakter, einen Charakter, möchte ich sagen, der einem etwas zu raten aufgibt! Na, aber von ihrem Charakter reden wir später noch . . . Aber wie konntest du es z. B. dahin kommen lassen, daß sie es wagte, die Lieferung des Mittagessens an dich einzustellen? Oder z. B. dieser Schuldschein? Du bist wohl verrückt geworden, daß du Schuldscheine unterschreibst! Oder z. B. dieses Heiratsprojekt, als die Tochter Natalja Jegorowna noch lebte . . . Ich weiß alles! Übrigens, ich sehe, daß ich da einen delikaten Punkt berühre und daß ich ein dummer Esel bin; sei mir nicht böse. Aber ad vocem Dummheit: meinst du nicht auch, Bruder, Praskowja Pawlowna ist doch gar nicht so dumm, wie man auf den ersten Blick geneigt sein könnte anzunehmen, nicht wahr?“

„Ja . . .“, antwortete Raskolnikow mürrisch, indem er zur Seite blickte. Aber er sagte sich, daß es zweckmäßig sei, etwas zur Weiterführung des Gespräches beizutragen.

„Nicht wahr?“ rief Rasumichin, der sich sichtlich freute, eine Antwort bekommen zu haben. „Aber eigentlich klug ist sie doch

auch nicht, wie? Ein Charakter, der einem viel, viel zu raten aufgibt. Zum Teil kann ich selbst mich nicht daraus vernehmen, muß ich dir gestehen, Bruder. Sie wird wohl volle vierzig alt sein. Sie sagt nur sechsunddreißig, und sie ist durchaus berechtigt, das zu sagen. Übrigens kann ich dir versichern, daß ich mir mein Urteil über sie rein intellektuell, lediglich nach den Grundsätzen der Metaphysik bilde; aber dabei ist mir ein Problem entgegengetreten, gegen das alle Algebra ein Kinderspiel ist! Mein Verstand versagt! Na, das ist ja alles dummes Zeug. Ich will bloß sagen: als sie sah, daß du nicht mehr Student warst und keine Privatstunden und keinen ordentlichen Anzug mehr hattest, und sich sagte, daß sie nach dem Tode ihrer Tochter keinen Anlaß mehr habe, dich als ein liebes Glied ihrer Familie zu behandeln: da bekam sie es mit der Angst um ihr Geld. Und da du deinerseits dich in dein Kämmerlein verkrochst und nichts dazutatest, um die bisherigen Beziehungen aufrechtzuerhalten, so kam sie auf den Gedanken, dich aus der Wohnung hinauszuwerfen. Mit dieser Absicht trug sie sich lange; es tat ihr nur leid, den Schuldschein, den du ausgestellt hattest, fortzugeben, namentlich da du ja selbst versichert hattest, daß deine Mutter bezahlen würde . . .“

„Das war eine Gemeinheit von mir, daß ich das gesagt habe. Meine Mutter muß selbst beinahe betteln gehen . . . Ich habe gelogen, um nicht aus der Wohnung gejagt und um weiter beschäftigt zu werden,“ sagte Maslownikow laut und deutlich.

„Ja, da hast du ganz vernünftig gehandelt. Das Malheur war nur, daß sich da auf einmal ein Herr Tschabarow, Hofrat und Geschäftsmann, einmischte. Ohne ihn hätte die brave Praskowja gegen dich keine Schritte getan; sie ist ja sehr schüchtern. Na, aber ein Geschäftsmann ist nicht schüchtern, und das erste, was er tat, war natürlich, sie zu fragen, ob Aussicht vorhanden sei,



daß der Schuldschein bezahlt würde. Es wurde ihm geantwortet, dazu sei allerdings Aussicht vorhanden; denn es existiere da so eine liebe Mama, die mit ihrer Pension von hundertfünfundzwanzig Rubeln ihrem Rodion schon aus der Klemme helfen werde, und wenn sie auch selbst darüber hungern müßte, und dann existiere da auch noch so eine gute Schwester, die sich für ihren Bruder in die Leibeigenschaft begeben würde. Darauf baute er nun seinen Plan . . . Warum wirst du denn so zapplig? Ich habe jetzt deine intimsten Geheimnisse erfahren, Bruder; das kommt davon, daß du gegen die liebe Praskowja so offenherzig warst, als du noch mit ihr auf verwandtschaftlichem Fuße standest. Ich sage dir das alles jetzt, weil ich es mit dir gut meine . . . Ja, so geht das: ein ehrlicher, gefühlvoller Mensch redet offenherzig alles heraus, und so ein Geschäftsmann hört es, nutzt es aus und richtet den Betreffenden zugrunde. Sie überließ also diesen Schuldschein, unter der Fiktion, als habe er ihn ihr abgekauft, diesem Tschabarow, und der leitete ungeniert in regulärer Form die Eintreibung ein. Ich hatte, als ich das alles erfuhr, vor, bloß so zur Beruhigung meines Gewissens auch ihm etwas von dem bewußten elektrischen Strome zukommen zu lassen; aber gerade damals bildete sich zwischen mir und der lieben Praskowja ein so schönes, harmonisches Verhältnis heraus, und so sorgte ich denn dafür, daß der weitere Verlauf der Sache gehemmt wurde, und zwar durch Verstopfung der Quelle, indem ich mich dafür verbürgte, daß du zahlen würdest. Ich habe für dich Bürgschaft geleistet, Bruder, hörst du wohl? Wir ließen also Herrn Tschabarow kommen, warfen ihm zehn Rubel in den Rachen, ließen uns den Schuldschein zurückgeben, und so habe ich denn die Ehre, ihn dir zu überreichen; man schenkt jetzt deinem bloßen Worte vollkommenes Vertrauen. Nimm hin; ich habe ihn ordnungsmäßig eingerissen."

Rasumichin legte den Schuldschein auf den Tisch; Raskolnikow warf einen Blick danach hin und drehte sich, ohne ein Wort zu sagen, nach der Wand zu. Das war selbst Rasumichin zuviel.

„Ich sehe, Bruder,“ begann er nach einer kleinen Pause wieder, „daß ich es wieder mal recht ungeschickt gemacht habe. Ich hoffte, dich zu zerstreuen und durch mein Geschwätz aufzuheitern; aber wie es scheint, habe ich dir nur die Galle aufgeregt.“

„Also das bist du gewesen, den ich im Fieber nicht erkannt habe?“ fragte Raskolnikow, gleichfalls nach einer kleinen Pause und ohne den Kopf umzudrehen.

„Freilich, und du gerietest sogar deswegen in Wut, namentlich als ich einmal Sametow mit herbrachte.“

„Sametow? Den Sekretär? Wozu?“

Raskolnikow drehte sich schnell um' und heftete die Augen fest auf Rasumichin.

„Aber was hast du denn? Warum regst du dich so auf? Er wollte dich gern kennen lernen; er selbst sprach den Wunsch aus, weil ich so viel mit ihm über dich gesprochen hatte . . . Von wem hätte ich denn sonst so viel über dich erfahren können? Er ist ein prächtiger Mensch, Bruder, ein ganz famoser Mensch, . . . in seiner Art selbstverständlich. Wir sind jetzt Freunde und kommen fast alle Tage miteinander zusammen. Ich bin ja in dieses Revier gezogen. Weißt du das noch nicht? Eben erst bin ich mit meinem Umzug fertig geworden. Bei Luisa bin ich auch schon ein paar-mal mit ihm gewesen. Erinnerst du dich an Luisa, Luisa Iwanowna?“

„Habe ich phantasiert?“

„Na, und wie! Du wußtest ja gar nichts von dir.“

„Worüber habe ich phantasiert?“

„Eine schnurrige Frage! Worüber du phantasiert hast? Na, worüber man eben im Fieber so phantasiert . . . Aber jetzt,

Bruder, wollen wir keine Zeit mehr vergeuden, sondern ans Werk gehen."

Er stand vom Stuhle auf und griff nach seiner Mütze.

"Worüber habe ich phantasiert?"

"Er läßt nicht locker! Bist du besorgt wegen eines Geheimnisses? Da kannst du dich beruhigen; von einer Gräfin hast du nichts gesagt. Aber von einer Bulldogge, von Ohrgehängen und Kettchen, von der Krestowski-Insel, von einem Hausknecht, von dem Revierinspektor Mikodim Fomitsch und seinem Gehilfen Ilja Petrowitsch hast du viel gesprochen. Ferner bekundetest du ein außerordentliches Interesse für deinen wertten Strumpf. Du jammertest immer: ‚Gebt mir doch meinen Strumpf!‘ Same-tow suchte persönlich in allen Ecken deine Strümpfe zusammen und überreichte dir mit seinen höchsteigenen wohlparfümierten, beringten Händen diesen wertlosen Trödel. Da erst beruhigtest du dich und hieltest das schmutzige Zeug einen ganzen Tag lang in der Hand; es war keine Möglichkeit, es dir wegzunehmen. Wahrscheinlich hast du es auch jetzt noch irgendwo unter der Bettdecke liegen. Und dann batest du noch um Hosenfransen, und was hast du dabei für Tränen vergossen! Wir versuchten herauszubringen, was das für Fransen sein sollten; aber es war nicht daraus klug zu werden. . . . Aber nun ans Werk! Hier sind fünfunddreißig Rubel; davon nehme ich zehn mit und werde so in etwa zwei Stunden darüber Rechnung ablegen. Inzwischen will ich auch Sosimow benachrichtigen, der übrigens auch ohnedies schon längst hier sein mußte; denn es ist elf durch. Du aber, Nastasja, sieh nur, während ich weg bin, recht oft hier nach, ob er zu trinken haben will oder sonst etwas wünscht. Und unsrer lieben Praskowja werde ich gleich selbst das Erforderliche sagen. Auf Wiedersehen!"

"Unsre liebe Praskowja nennt er sie! Ach, du geliebener Pas-  
XIX. 13.



tron du!" rief Nastasja hinter ihm her; dann öffnete sie die Thür und horchte, konnte ihrer Neugier aber doch nicht widerstehen und lief selbst hinunter.

Es war ihr doch gar zu interessant, zu erfahren, was er da mit der Wittin spräche; und überhaupt lag es auf der Hand, daß sie von Rasumichin ganz entzückt war.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als der Kranke die Bettdecke von sich warf und wie von Sinnen aus dem Bette sprang. Mit brennender, krampfhafter Ungeduld hatte er darauf gewartet, daß die beiden weggingen, um dann sofort, von ihrer Anwesenheit befreit, sich ans Werk zu machen. Aber an was für ein Werk denn? fragte er sich jetzt. Hatte er es denn nun gerade in diesem Augenblicke wieder vergessen?

„O Gott, sage mir nur dies eine: wissen sie schon alles, oder noch nicht? Aber wenn sie nun wirklich schon alles wissen und sich nur versteilen und ihr Spiel mit mir treiben, während ich daliege, und dann plötzlich hereintreten und erklären, daß ihnen alles schon längst bekannt sei, und daß sie nur so gethan hätten . . . Was mußte ich doch jetzt tun? Daß ich es auch gerade jetzt vergessen habe! Eben mußte ich es noch, und nun auf einmal habe ich es vergessen!“

Er stand mitten im Zimmer und sah sich in qualvoller Ungewißheit ringsum; er ging zur Thür, öffnete sie und horchte hinaus; aber das war nicht das, was er gewollt hatte. Möglichen, als wenn es ihm nun eingefallen wäre, stürzte er zu der Ecke hin, wo sich in der Tapete die Höhlung befand, besah alles prüfend, steckte die Hand in die Höhlung und suchte darin herum; aber auch das war nicht das Richtige. Er ging zum Ofen, machte ihn auf und stöberte in der Asche umher: die Franssen von der Hose und die Fäden der herausgerissenen Tasche lagen noch ebenso da, wie er sie damals hineingeworfen hatte; also hatte dort

niemand nachgesehen. Hierbei fiel ihm der Strumpf ein, von welchem Rasumichin soeben erzählt hatte. Richtig, da lag er auf dem Sofa, unter der Bettdecke; er war schon derartig beschmutzt, daß Sametow sicher nichts daran hatte sehen können.

„Ha, Sametow! . . . das Polizeibureau! . . . Aber warum bestellt man mich auf das Polizeibureau? Wo ist die Vorladung? Ach, . . . ich bringe das ja durcheinander: daß ich da hinbestellt wurde, das war ja damals! Den Strumpf habe ich auch schon damals nachgesehen; aber jetzt . . . jetzt bin ich krank gewesen. Warum ist aber Sametow hierhergekommen? Warum hat Rasumichin ihn mitgebracht?“ murmelte er, ganz schwach vor Aufregung, und setzte sich wieder auf das Sofa. „Wie steht es denn? Sind das immer noch Fieberphantasien bei mir, oder ist es Wirklichkeit? Doch wohl Wirklichkeit . . . Ach, jetzt fällt mir ein, was ich wollte: fliehen! So schnell, wie nur möglich, fliehen, fliehen unter allen Umständen! Ja . . . aber wohin? Und wo sind denn meine Kleider? Die Stiefel sind nicht da! Die haben sie mir weggenommen und versteckt! Nun verstehe ich alles! Aber da liegt der Paletot, — den haben sie übersehen! Da liegt auch Geld auf dem Tische, Gott sei Dank! Und da ist auch der Schuldschein . . . Ich will das Geld nehmen und fortgehen; ich miete mir eine andre Wohnung, dann werden sie mich nicht finden! Ja, aber das Meldeamt? Sie werden mich doch finden; Rasumichin findet mich bestimmt. Das Beste ist, ganz und gar davonzugehen . . . weit weg . . . nach Amerika, . . . dann können sie mir nachpfeifen! Den Schuldschein nehme ich auch mit, . . . der kann mir da noch gute Dienste leisten . . . Was soll ich sonst noch mitnehmen? Sie denken, ich bin krank. Sie wissen nicht, daß ich gehen kann, ha-ha-ha! . . . Ich habe es ihnen an den Augen angemerkt, daß sie alles wissen! Wenn ich nur erst die Treppe hinunter wäre! Aber wenn sie nun da Wachen stehen

haben, Polizisten? Was ist das hier? Tee? Und da ist auch noch Bier übriggeblieben, eine halbe Flasche, das ist schön kühl!"

Er ergriff die Flasche, in der noch ein ganzes Glas übrig war, und trank sie mit dem größten Genuße, ohne abzusetzen, aus, als ob er in seiner Brust ein Feuer löschen wolle. Aber es war kaum eine Minute vergangen, da stieg ihm das Bier in den Kopf, und ein leises, jedoch nicht unangenehmes Frösteln lief ihm den Rücken hinunter. Er legte sich hin und zog die Bettdecke über sich herüber. Seine ohnehin schon krankhaften und zusammenhanglosen Gedanken verwirrten sich immer mehr und mehr, und bald überkam ihn eine leichte, angenehme Schläfrigkeit. Mit einem Wonnegesühl suchte er sich auf dem Kissen mit dem Kopfe eine recht bequeme Stelle aus, wickelte sich fester in die weiche, wattierte Decke ein, die er jetzt statt des früheren zerrissenen Mantels über sich liegen hatte, seufzte leise und versank in einen tiefen, festen, heilsamen Schlaf.

Er erwachte, als er hörte, daß jemand zu ihm kam, öffnete die Augen und erblickte Masumichin, der die Thür weit aufgemacht hatte und auf der Schwelle stand, noch unschlüssig, ob er eintreten sollte oder nicht. Raskolnikow richtete sich schnell auf dem Sofa auf und sah ihn an, wie wenn er sich an etwas zu erinnern suchte.

„Ah, du schläfst nicht mehr; nun also, da bin ich wieder! Nastasia, bring das Bündel her!“ rief Masumichin nach unten. „Gleich sollst du die Abrechnung erhalten.“

„Was ist die Uhr?“ fragte Raskolnikow, unruhig umherblickend.

„Du hast ein ordentliches Schläfchen gemacht, Bruder: es wird schon Abend; etwa sechs ist es. Über sechs Stunden hast du geschlafen.“

„O Gott, was habe ich da getan!“

„Aber was ist denn dabei? Das macht dich gesund! Wohin hast



du es denn so eilig? Wohl zu einem Rendezvous? Wir können ja jetzt über unsre Zeit ganz nach Belieben verfügen. Ich habe schon drei Stunden lang auf dich gewartet und bin schon ein paarmal hier gewesen; aber immer schließt du. Bei Sofimow habe ich auch zweimal vorgeschprochen: er war nicht zu Hause. Na, das tut nichts; er wird schon kommen. In meinen eigenen Angelegenheiten habe ich auch noch allerlei Gänge gemacht. Ich bin ja heute umgezogen und jetzt glücklich damit fertig; ich wohne mit meinem Onkel zusammen. Ich habe nämlich jetzt einen Onkel . . . Na, aber jetzt an unser Geschäft! Gib mal das Bündel her, Nastasja. Nun wollen wir gleich mal sehen. Wie fühlst du dich denn, Bruder?"

"Ich bin gesund; ich bin nicht mehr krank . . . Rasumichin, bist du schon lange hier?"

"Ich sage dir ja: ich warte schon drei Stunden lang."

"Nein, ich meine: vorher?"

"Was soll das heißen: vorher?"

"Seit wann kommst du hierher?"

"Ich habe es dir ja doch vorhin erzählt; oder erinnerst du dich nicht?"

Rasfoknikow dachte nach. Was vorhin geschehen war, schwebte ihm nur ganz unklar vor. Er war nicht imstande, sich allein zu besinnen, und blickte Rasumichin fragend an.

"Hm!" sagte der. "Das hast du vergessen. Ich hatte schon vorhin den Eindruck, daß mit dir noch nicht alles in Richtigkeit wäre. Jetzt der Schlaf hat dich in Ordnung gebracht . . . Wahrhaftig, du siehst auch viel besser aus. Bist ein Prachtkerl! Na, nun zum Geschäft! Es wird dir gleich alles wieder einfallen. Sieh mal her, lieber Sohn!"

Er knotete das Bündel auf, das ihm offenbar außerordentlich wichtig war.

„Dies hat mir ganz besonders am Herzen gelegen, Bruder, das kannst du mir glauben. Denn wir müssen dich doch vor allen Dingen erst wieder zum Menschen machen. Also nun los, und zwar von oben an. Siehst du diese schöne Kopfbedeckung?“ fing er an und nahm aus dem Bündel eine ganz nette, dabei aber sehr gewöhnliche, billige Mütze heraus. „Erlaube, wir wollen sie dir mal ausprobieren!“

„Später, nachher!“ entgegnete Raskolnikow, mürrisch abwehrend.

„Nein, nein, Bruder Rodion, sträube dich nicht; nachher wird es zu spät. Ich würde auch die ganze Nacht nicht schlafen können, weil ich sie ohne Maß nur so aufs Geratewohl gekauft habe. Sie paßt genau!“ rief er triumphierend, nachdem er sie ihm aufgesetzt hatte. „Paßt ganz genau, wie auf Bestellung! Der Schmuck des Hauptes, Bruder, ist das allerwichtigste Stück des ganzen Anzuges und bildet in seiner Art eine wertvolle Empfehlung. Mein Freund Tolsstjakow sieht sich genötigt, jedesmal seine Kopfbedeckung abzunehmen, wenn er in ein öffentliches Lokal kommt, wo alle andern Leute ihre Hüte und Mützen aufbehalten. Alle denken, er tue das aus serviler Gesinnung; aber der Grund ist ganz einfach der, daß er sich seines Vogelnestes schämt; er geniert sich überhaupt so leicht. Also, Nastasja, nun sieh mal hier diese beiden Kopfbedeckungen, diesen Palmerston“ (er holte aus einer Zimmerecke Raskolnikows verbeulten runden Hut herbei, dem er, Gott weiß warum, den Namen Palmerston beilegte) „und dagegen dieses kostbare Prunkstück! Taxiere einmal, Rodion, wieviel meinst du, daß ich dafür bezahlt habe? Oder du, Nastasja?“ wandte er sich an diese, als er sah, daß Raskolnikow schwieg.

„Zwanzig Kopelen wirst du wohl dafür gegeben haben,“ antwortete Nastasja.

„Zwanzig Kopelen, du dumme Trine!“ rief er gekränkt. „Für zwanzig Kopelen kriegt man heutzutage nicht einmal so eine Person wie du bist! Achtzig Kopelen kostet sie! Und auch das nur, weil sie schon getragen ist. Aber es ist noch eine Abmachung dabei: wenn du diese aufträgst, bekommst du im nächsten Jahre eine andre umsonst, wahrhaftigen Gott! Nun, gehen wir jetzt zu den Unausprechlichen über. Ich bemerke im voraus: auf dieses Paar Hosen bin ich stolz!“ Er breitete vor Kasolnikow ein Paar graue Beinkleider aus leichtem wollenem Sommerstoff hin. „Kein Löchelchen, kein Fleckchen, vielmehr durchaus passabel, wenn auch schon getragen. Ferner eine ebensolche Weste, in derselben Farbe, wie das die Mode verlangt! Und daß sie schon getragen sind, ist, bei Lichte besehen, sogar ein Vorzug: der Stoff ist dadurch weicher und zarter geworden . . . Weißt du, Rodion, um in der Welt Karriere zu machen, dazu ist meiner Ansicht nach weiter nichts nötig, als daß man immer auf die Jahreszeit aufpaßt; wenn man sich im Januar keinen Spargel geben läßt, so behält man ein paar Rubel mehr im Portemonnaie. Und das trifft auch für diesen Einkauf zu. Jetzt ist Sommersaison; darum habe ich dementsprechend Sommersachen gekauft. Zur Herbstsaison wird so wie so ein wärmerer Stoff erforderlich sein, und du wirst diese Sommersachen dann ablegen müssen — um so mehr, da sie dir dann sämtlich nicht mehr gut genug sein werden, wenn nicht infolge wachsenden Wohlstandes, so wegen ihrer eigenen Defekte. Nun taxiere! Wieviel meinst du, daß diese beiden Stücke kosten? Zwei Rubel fünfundzwanzig Kopelen! Und wohlgemerkt: wieder mit der vorhin erwähnten Abmachung; wenn du sie abgetragen hast, bekommst du im nächsten Jahr eine andre Hose und Weste umsonst! Anders werden in Fedjajew's Laden Einkäufe überhaupt nicht gemacht: wenn man einmal bezahlt hat, so ist das gleich fürs ganze Leben; — denn ein zweites



Mal geht man ganz von allein nicht wieder hin. Nun kommen wir zu den Stiefeln, — was sagst du zu denen? Man sieht es ihnen ja zwar an, daß sie schon getragen sind; aber ein paar Monate werden sie schon noch halten; denn es ist ausländische Arbeit, ausländische Ware: der englische Gesandtschaftssekretär hat sie vorige Woche auf dem Trödelmarkt verkauft; er hat sie nur sechs Tage getragen, brauchte aber ganz notwendig Geld. Preis: ein Rubel fünfzig Kopeken. Ein guter Kauf, wie?"

„Aber wer weiß, ob sie ihm passen!“ bemerkte Nastasja.

„Ob sie ihm passen! Und was ist das hier?“ Er zog aus der Tasche einen alten, verkrümmten, ganz mit angetrocknetem Schmutz bedeckten, zerlöcherten Stiefel Kasolnikows. „Ich bin mit einem Muster hingegangen; nach diesem Monstrum hier haben sie die richtige Größe festgestellt. Wir sind mit der größten Gewissenhaftigkeit verfahren. Und in betreff der Wäsche habe ich mit der Wirtin eine Konferenz abgehalten. Hier, erstens drei leinene Hemden mit modernen Einsätzen, und dann hier . . . und hier. Nun hör zu: achtzig Kopeken die Mühe, zwei Rubel fünfundzwanzig die übrigen Kleidungsstücke, zusammen drei Rubel fünf Kopeken; einen Rubel fünfzig die Stiefel — sie sind aber auch wirklich etwas Vorzügliches —, zusammen vier Rubel fünfundfünfzig Kopeken; fünf Rubel die ganze Wäsche — wir haben nämlich einen abgerundeten Gesamtpreis gemacht —, zusammen genau neun Rubel fünfundfünfzig Kopeken. Du bekommst also noch fünfundvierzig Kopeken heraus; habe die Güte, diese Summe hier in Empfang zu nehmen. Somit, lieber Rodion, bist du jetzt wieder vollständig equipiert; denn deinen Paletot kannst du meines Erachtens noch eine ganze Weile tragen; ja, er macht sogar einen hervorragend anständigen Eindruck; man merkt doch gleich, wenn so ein Stück bei Scharmer gearbeitet ist. Was Strümpfe und anderweitige Requisiten anlangt, so

überlasse ich das dir selbst; an Geld haben wir noch fünfundzwanzig Rubelchen zur Verfügung. Wegen der braven Prastowja und der Wohnungsmiete brauchst du dich nicht zu beunruhigen; ich habe dir schon gesagt: du erfreust dich jetzt eines unbegrenzten Kredits. Jetzt aber erlaube mal, Bruder, daß wir dir die Wäsche wechseln; sehr möglich, daß die Krankheit jetzt nur noch im Hemde steckt."

„Laß mich! Ich mag nicht!“ wehrte Rasolnikow ab, der Rasumichins absichtlich humoristisch gefärbten Bericht über den Kleiderkauf nur widerwillig mit angehört hatte.

„Nein, Bruder, das geht nicht; wozu hätte ich mir denn dann die Stiefelsohlen abgelaufen!“ rief Rasumichin, hartnäckig auf seinem Verlangen bestehend. „Beste Nastassja, geniere dich mal nicht, sondern hilf mir, — da, so!“

Und trotz Rasolnikows Widerstande wechselte er ihm die Wäsche. Dieser ließ sich auf das Kopfkissen zurücksinken und redete mehrere Minuten lang kein Wort.

„Die werden mich so bald noch nicht in Ruhe lassen!“ dachte er.

„Von was für Geld ist denn das alles gekauft?“ fragte er endlich, blickte aber dabei nach der Wand.

„Von was für Geld? Na, so was! Von deinem eigenen Gelde. Vorhin war doch der Kontorist hier; Wachruschin hat es überwiesen; deine Mutter hat es dir geschickt; hast du das auch schon wieder vergessen?“

„Jetzt erinnere ich mich...“, erwiderte Rasolnikow nach langem, finsterem Nachdenken.

Rasumichin runzelte die Stirn und blickte ihn beunruhigt an. Die Tür ging auf, und es trat ein großer, stämmiger Mann ein; Rasolnikow meinte, er müsse ihn früher schon gesehen haben.

„Sosimow! Na, endlich!“ rief Rasumichin erfreut.

## IV

Sosimow war ein hochgewachsener Mensch, ziemlich fett, mit dickem, bläßlichem, glattrasiertem Gesichte und ganz hellblondem, glattem Haar; er trug eine Brille und an einem seiner dicken, fetten Finger einen großen, goldenen Ring. Sein Lebensalter mochte etwa siebenundzwanzig Jahre betragen. Bekleidet war er mit einem weiten, eleganten, leichten Paletot und hellen Sommerbeinkleidern; überhaupt waren alle Bestandteile seines Anzuges weit, elegant und höchst adrett, die Wäsche tadellos, die Uhrkette schwer massiv. Seine Bewegungen waren langsam und scheinbar müde, dabei aber von einer studierten Ungezwungenheit; ein gewisser Hochmut kam, obwohl er sich Mühe gab, ihn zu verbergen, doch fortwährend zum Vorschein. Alle, die ihn kannten, hielten ihn für einen etwas schwerfälligen Menschen, sagten ihm aber nach, daß er seine Sache verstände.

„Ich bin zweimal bei dir gewesen, Bruder,“ rief Kasumichin. „Sieh nur, er ist wieder zu sich gekommen!“

„Ich sehe, ich sehe. Nun, wie fühlen wir uns denn jetzt, he?“ wandte sich Sosimow an Raskolnikow, indem er ihn prüfend anblickte und sich zu ihm auf das Sofa setzte, ans Fußende, wo er es sich sofort nach Möglichkeit bequem machte.

„Er ist immer so hypochondrisch,“ fuhr Kasumichin fort. „Wir haben ihm eben die Wäsche gewechselt; da fing er beinahe an zu weinen.“

„Sehr begreiflich; mit der Wäsche hätte es ja auch noch Zeit gehabt, wenn er selbst es jetzt nicht mochte . . . Der Puls ist vorzüglich. Der Kopf tut wohl immer noch ein bißchen weh, nicht wahr?“

„Ich bin gesund, vollständig gesund!“ entgegnete Raskolnikow in eigensinnigem, gereiztem Tone; er richtete sich plötzlich auf dem Sofa auf und blickte mit funkelnden Augen um sich, legte



sich aber sogleich wieder auf das Rissen zurück und drehte sich nach der Wand zu.

Sosimow beobachtete ihn mit unverwandtem Blicke.

„Sehr gut, . . . alles, wie es sein muß,“ sagte er lässig. „Hat er etwas gegessen?“

Rasumichin gab Auskunft und fragte, was ihm gegeben werden dürfte.

„Er kann alles bekommen, . . . Suppe, Tee, . . . Pilze und Gurken natürlich nicht, na, und Fleisch braucht er auch noch nicht, und . . . na ja, es ist ja weiter nichts zu sagen!“ Er wechselte einen Blick mit Rasumichin. „Die Medizin weg, alles weg; ich sehe morgen wieder nach . . . Es wäre vielleicht auch heute . . . na ja . . .“

„Morgen abend führe ich ihn spazieren,“ erklärte Rasumichin in bestimmtem Tone. „In den Tusupow-Garten, und dann gehen wir in den Kristallpalast.“

„Morgen würde ich noch Ruhe für ihn empfehlen; übrigens . . . ein bißchen Bewegung . . . nun, das wollen wir mal morgen sehen.“

„Jammer schade, heute veranstalte ich gerade eine kleine Festlichkeit aus Anlaß meines Umzuges; es ist bloß ein paar Schritte von hier; da müßte er eigentlich auch mit dabei sein. Er könnte ja auf dem Sofa liegen, und wir würden uns dann um ihn herumsetzen. Aber du, du wirst doch kommen?“ wandte sich Rasumichin an Sosimow. „Vergiß es nicht; du hast es mir versprochen.“

„Vielleicht komme ich; aber wohl etwas später. Was gibt es denn bei dir?“

„Es ist alles ganz einfach: Tee, Schnaps, Hering. Pasteten gibt es auch. Es kommen nur gute Bekannte.“

„Wer denn?“

„Lauter Leute hier aus der Gegend und fast sämtlich neue Be-

kannte, — ausgenommen etwa den alten Onkel, und ein neuer Bekannter ist der eigentlich auch: er ist erst gestern hier in Petersburg angekommen; er hat hier geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Wir sehen einander nur so alle Jahre einmal."

„Was ist er?"

„Er hat sein ganzes Leben lang als Postmeister in einer Kreisstadt vegetiert, . . . jetzt bezieht er eine kleine Pension, er ist fünfundsechzig Jahre alt. Viel zu sagen ist nicht von ihm; aber ich habe ihn ganz gern. Auch Porfiri Petrowitsch kommt, der Untersuchungskommissar, ein Jurist. Aber du kennst ihn ja . . ."

„Ist der nicht auch irgendwie mit dir verwandt?"

„Nur ganz weitläufig. Aber warum machst du denn so ein böses Gesicht? Du wirst doch nicht deshalb wegbleiben wollen, weil ihr euch einmal miteinander gezankt habt?"

„Der ist für mich Luft."

„Sehr vernünftig gedacht. Na, dann sind noch ein paar Studenten da, ein Lehrer, ein Beamter, ein Musiker, ein Offizier, Sametow . . ."

„Sag mir nur um alles in der Welt, was kannst du oder der hier" (Sosimow wies durch eine Kopfbewegung auf Rastolnikow) „mit einem Menschen wie Sametow für Berührungspunkte haben?"

„Nein, diese wählerischen, mäkligen Menschen! Ihr Prinzipienreiter! . . . Du läßt dich ganz und gar durch deine Prinzipien wie durch innerlich angebrachte Federn automatenhaft in Bewegung setzen und wagst gar nichts nach eigenem Willen zu tun. Meine Meinung ist: wenn einer ein guter Mensch ist, so genügt das; weiter brauche ich dann gar nichts über ihn zu wissen. Das ist mein Prinzip. Sametow ist ein ganz prächtiger Mensch."

„Und macht hohle Hände."

„Na, und wenn er hohle Hände macht, was zum Teufel

schert mich das? Meinertwegen mag er hohle Hände machen!" rief Masumichin, der in eine ihm sonst fremde Aufregung hineingeriet. „Habe ich etwa das an ihm gelobt, daß er hohle Hände macht? Ich habe nur gesagt, daß er in seiner Art gut ist. Und wenn man eine so überscharfe Kritik übt, wie viele Menschen können dann überhaupt als gut bezeichnet werden? Ich bin fest überzeugt, daß unter solchen Umständen ein Käufer für meine eigene Person, einschließlich des gesamten Eingeweides, höchstens eine gebadene Zwiebel geben würde, und auch das nur, wenn er dich dabei noch als Zugabe bekommt! . . .“

„Das ist denn doch zu wenig; ich gebe für dich allein zwei.“

„Und ich für dich nur eine. Du mit deinen Wizen! Sametow ist noch ein junges Burschchen, und ich treibe noch so mein Späßchen mit ihm; denn man muß ihn freundlich heranziehen und nicht etwa zurückstoßen. Durch Zurückstoßen bessert man einen Menschen nicht, und am allerwenigsten einen jungen Burschen. Bei einem jungen Burschen ist doppelte Vorsicht vonnöten. Ach, ihr Narren mit euren fortschrittlichen Ideen, rein gar nichts versteht ihr! Andre Menschen achtet ihr nicht, euch selbst vergöttert ihr! . . . Aber wenn du es wissen willst: es verbindet uns sogar ein bestimmtes gemeinsames Interesse.“

„Da bin ich neugierig.“

„Ja, es handelt sich um den Maler, d. h. den Anstreicher . . . Wir werden ihn schon losbekommen! Ubrigens ist jetzt eigentlich für ihn keine Gefahr mehr; die Sache ist jetzt klar, völlig klar. Wir wollen nur noch ein bißchen Dampf dahinter machen.“

„Was ist das für ein Anstreicher?“

„Habe ich dir denn die Geschichte nicht schon erzählt? Ja, ja, jetzt weiß ich, ich habe dir nur den Anfang erzählt . . . von der Ermordung der alten Pfandleiherin, der Beamtenwitwe, . . . na, in diese Geschichte ist jetzt ein Anstreicher verwickelt worden . . .“



„Von dem Morde hatte ich schon früher gehört als du, und die Sache interessiert mich sogar . . . einigermaßen . . . aus einem bestimmten Grunde . . . Ich habe auch in den Zeitungen davon gelesen. Aber nun . . .“

„Lisaweta ist auch ermordet!“ pläzte auf einmal Nastasja, zu Raskolnikow gewendet, heraus.

Sie war die ganze Zeit über im Zimmer geblieben und hatte, an die Thür gelehnt, zugehört.

„Lisaweta?“ murmelte Raskolnikow kaum hörbar.

„Jawohl, Lisaweta, die Althändlerin; kennst du sie nicht? Sie kam manchmal zu uns nach unten. Sie hat dir auch einmal ein Hemd ausgebeffert.“

Raskolnikow drehte sich nach der Wand, wo er auf der schmutzigen, gelben Tapete mit weißen Blümchen sich ein plump gezeichnetes weißes Blümchen mit braunen Stricheln ausuchte und genau betrachtete: wieviel Blättchen daran seien, was für kleine Zacken an den Blättchen und wieviel Stricheln. Er fühlte, daß ihm die Hände und Füße taub wurden, als ob sie gelähmt wären; aber er machte nicht einmal einen Versuch, sie zu bewegen, und starrte unverwandt auf das Blümchen.

„Nun also, wie ist das mit dem Anstreicher?“ unterbrach Sossimow sehr mißvergnügt Nastasjas Geschwätz.

Diese seufzte und schwieg.

„Der ist nun auch als Mörder verdächtigt worden!“ fuhr Raskolnikow eifrig fort.

„Was sind denn für Indizien da?“

„Absolut gar keine! Allerdings ist er gerade auf Grund eines Indiziums festgenommen worden; aber dieses Indizium ist eben gar keines, und das ist, was wir nachweisen müssen. Es ist genau dieselbe Geschichte, wie gleich zuerst nach dem Morde, wo sie die beiden Leute, wie heißen sie doch gleich . . ., Koch und

Pestriakow, als verdächtig festnahmen. Pfui! Wie dumm die Polizei hier immerzu verfährt; selbst wenn man die Sache nur von fern betrachtet, ekelt es einen. Pestriakow kommt vielleicht heute zu mir . . . Übrigens, du weißt ja wohl von diesem Ereignisse schon, Rodion; es passierte noch vor deiner Krankheit, gerade am Abend vor dem Tage, wo du auf dem Polizeibureau in Ohnmacht fielst, als dort davon gesprochen wurde . . ."

Sosimow blickte Kasolnikow neugierig an; dieser rührte sich nicht.

„Weißt du was, Kasumichin? Ich bin ganz erstaunt über dich, was du für ein Hans-in-allen-Gassen bist!“ bemerkte Sosimow.

„Kann sein; aber losbekommen werden wir ihn doch!“ rief Kasumichin und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Weißt du, was mich dabei am meisten ärgert? Nicht, daß diese Herren von der Polizei sich irren; einen Irrtum kann man immer verzeihen; ein Irrtum ist sogar etwas ganz Gutes, weil er zur Wahrheit führt. Nein, das Ärgerliche ist, daß sie sich irren und von ihrem eigenen Irrtum entzückt sind. Ich schätze Porfiri sehr, aber . . . Was hat sie z. B. gleich anfangs irregemacht? Die Thür war versperrt, und als die beiden mit dem Hausknecht hinauftamen, war sie offen: folglich haben Koch und Pestriakow den Mord begangen! Das ist nun ihre Logik!“

„So werde doch nicht so hitzig! Es ist den beiden doch nichts weiter passiert, als daß sie verhaftet wurden, und das war doch ein Ding der Notwendigkeit . . . Übrigens habe ich diesen Herrn Koch schon einmal getroffen; er pflegte, wie sich herausgestellt hat, der Alten verfallene Pfandstücke abzukaufen. Nicht wahr?“

„Ja, er ist ein Gauner! Kauft auch Wechsel auf. Ein unsauberes Gewerbe. Hol ihn der Kuckuck! Verstehst du aber wohl, worüber ich so wütend bin? Über ihre veraltete, abgeschmackte, verdrehte Methode bin ich wütend . . . Und gerade in dieser Sache läßt

sich ein ganz neuer Weg finden. Einzig und allein aus den psychologischen Anhaltspunkten läßt sich zeigen, wie man auf die richtige Spur kommen muß. ‚Wir haben Fakta,‘ sagen sie. Aber Fakta allein tun nicht; man muß doch auch mit den Faktis umzugehen wissen!“

„Und du verstehst dich darauf?“

„Man kann doch aber nicht schweigen, wo man fühlt und weiß, daß man in der Sache etwas nützen könnte, wenn . . . Donnerwetter nochmal! . . . Kennst du die Geschichte in ihren Einzelheiten?“

„Ich warte immer noch darauf, etwas über den Anstreicher zu hören.“

„Ach so! Na, dann hör mal zu. Gerade zwei Tage nach dem Morde, vormittags, als sie sich auf der Polizei noch mit Koch und Pestriakow abmühten — obwohl diese sich über jeden ihrer Schritte ausgewiesen hatten; ein absolut zwingender Unschuldsbeweis! — da kommt plötzlich ein ganz unerwartetes Faktum zum Vorschein. Ein gewisser Duschkin, ein früherer Bauer, der jetzt dem betreffenden Hause gerade gegenüber eine Kneipe hält, erscheint auf dem Polizeibureau und bringt ein Etui mit einem goldenen Ohrgehänge und erzählt eine lange Geschichte. ‚Vorgestern abend, bald nach acht‘ — Tag und Stunde! merkst du was? — ‚kam zu mir ein Malergeselle, der auch schon früher manchmal am Tage bei mir gewesen war, er heißt Nikolai, und brachte mir dieses Kästchen mit goldenen Ohrringen, es sind auch Steinchen daran, und wollte es bei mir für zwei Rubel versetzen; und auf meine Frage, wo er es herhabe, gab er an, er habe es auf dem Trottoir gefunden. Weiter habe ich ihn darüber nicht befragt,‘ sagte Duschkin, ‚sondern ihm ein Scheinchen,‘ d. h. einen Rubel, ‚dafür gegeben; denn ich dachte, wenn ich es ablehne, versetzt er es bei einem andern; vertrinken tut er es doch;



da kann das Ding lieber bei mir liegen: gute Hut erhält das Gut. Und sollte sich irgend etwas herausstellen oder etwas Bedenkliches verlauten, so liefere ich es bei der Polizei ab.' Na, das mit der guten Absicht war natürlich unverschämt gelogen; denn ich kenne diesen Duschkin; er ist ein Wucherer und Fehler und hat dem Nikolai ein Schmuckstück, das dreißig Rubel wert ist, nicht deshalb abgegaunert, um es ‚abzuliefern‘. Er hat es nachher einfach mit der Angst bekommen. Na also, hör zu; dieser Duschkin erzählte nun weiter: ‚Diesen Nikolai Dementjew kenne ich von klein auf; er ist auch vom Lande, aus demselben Gouvernement und Kreise wie ich, nämlich aus dem Kreise Saraisk, Gouvernement Njasan. Nikolai ist zwar kein Säufser, trinkt aber doch gern einmal, und ich wußte, daß er gerade in jenem Hause arbeitete, nämlich die Wände anstrich, zusammen mit Dmitri; und Dmitri ist auch aus demselben Orte. Als er von mir das Scheinchen erhalten hatte, ließ er es sofort wechseln, trank gleich hintereinander zwei Gläschen, steckte das übrige Geld ein und ging weg. Dmitri habe ich damals nicht mit ihm zusammen gesehen. Am andern Tage hörte ich, daß Aljona Iwanowna und ihre Schwester Lisaweta Iwanowna mit einem Beile totgeschlagen seien; ich habe sie beide gekannt; und da schöpfte ich Verdacht wegen der Ohrringe; denn es war mir bekannt, daß die Verstorbene Geld auf Pfänder ausgeliehen hatte. Ich ging also in das Haus hinüber und fing an, mich ganz sachte und vorsichtig zu erkundigen, und zu allererst fragte ich, ob Nikolai da sei. Da erzählte mir Dmitri, Nikolai habe die Nacht über gebummelt, sei erst bei Tagesanbruch nach Hause gekommen, ganz betrunken, habe sich dort nur etwa zehn Minuten aufgehalten und sei dann wieder weggegangen; er, Dmitri, habe ihn seitdem nicht mehr gesehen und bringe nun die Arbeit allein zu Ende. Die Wohnung aber, in der sie zu arbeiten hatten, lag im zweiten Stock-

XIX. 14.

werk, an derselben Treppe wie die der beiden ermordeten Frauen. Als ich das hörte, habe ich damals niemandem etwas von der Geschichte mit Nikolai gesagt, erzählte Duschkin, sondern ich brachte nach Möglichkeit Einzelheiten über den Mord in Erfahrung und kehrte mit demselben Verdachte nach Hause zurück. Heute morgen nun, um acht Uhr — das heißt also, zwei Tage nach dem Morde, verstehst du wohl? — da kommt auf einmal Nikolai zu mir herein, nicht ganz nüchtern, aber auch nicht übermäßig betrunken; man konnte ganz wohl mit ihm reden. Er setzte sich auf eine Bank und schwieg. Außer ihm war im Lokal in dem Augenblicke nur noch ein fremder Gast anwesend, und dann schlief noch ein andrer, ein mir bekannter Kunde, auf einer Bank, und auch die beiden Kellnerjungen waren da. Ich fragte ihn nun: „Hast du Dmitri nicht gesehen?“ — „Nein,“ antwortete er, „ich habe ihn nicht gesehen.“ — „Bist du denn gar nicht hier bei eurer Arbeit gewesen?“ — „Nein,“ antwortete er, „seit vorgestern bin ich nicht mehr hier gewesen.“ — „Wo hast du denn diese Nacht geschlafen?“ — „Auf dem Pestki\*, bei Leuten aus unsrer Gegend.“ — „Und wo hattest du neulich die Ohringe her?“ fragte ich. — „Die hatte ich auf dem Trottoir gefunden,“ — und das sagte er in recht unpassendem Tone und ohne mich anzusehen. — „Hast du wohl gehört,“ sagte ich, „daß an demselben Abend und in derselben Stunde an derselben Treppe ein Mord begangen ist?“ — „Nein,“ antwortete er, „ich habe nichts gehört,“ — und nun hörte er mit weit aufgerissenen Augen zu und wurde auf einmal freideweiß. Ich erzählte ihm die Geschichte und sah, daß er plötzlich nach seiner Mühe griff und aufstand. Ich wollte ihn festhalten und sagte: „Warte doch, Nikolai, willst du denn nicht ein Gläschen trinken?“ Und dabei gab ich einem der Kellnerjungen

\* Eigentlich: der Sand; ein Stadtteil im Osten von Petersburg.  
Anmerkung des Übersetzers.

einen Wink, daß er die Thür zuhalten möchte, und kam hinter dem Schenkische vor. Der aber stürmte aus dem Lokal hinaus auf die Straße und im Galopp davon und in eine Seitenstraße hinein, — weg war er. Da war nun mein Verdacht bestätigt; der hat den Mord auf seinem Gewissen, ganz entschieden.“

„Na gewiß! . . .“ meinte Sofimow.

„Warte, hör mal erst die Geschichte zu Ende! Natürlich wurde alles aufgeboten, um Nikolai ausfindig zu machen; Duschkin wurde festgenommen und Hausfuchung bei ihm gehalten; ebenso verfuhr man mit Dmitri; auch Nikolais Landsleute, bei denen er die Nacht gewesen war, wurden verhört, — und vorgestern gelang es, Nikolai selbst zur Stelle zu schaffen. Er war in der Nähe des . . . schen Schlagbaums in einer Herberge festgenommen worden. Er war dort hingekommen, hatte sein silbernes Taufkreuz vom Halse genommen und für das Kreuz ein Maßchen Schnaps verlangt. Das war ihm verabfolgt worden. Ein paar Minuten darauf ging die Wirtin in den Kuhstall und sah durch eine Ritze, daß er in der daneben liegenden Scheune seinen Gurt an einen Balken gebunden und eine Schlinge gemacht hatte und gerade auf einen Klotz stieg und sich die Schlinge um den Hals legen wollte. Die Frau erhob ein gewaltiges Geschrei, und alles lief zusammen: ‚Na, du scheinst ja ein netter Kunde zu sein!‘ hieß es. — ‚Bringt mich nach dem und dem Polizeirevier,‘ sagte er, ‚ich will alles bekennen.‘ Nun, man transportierte ihn mit allen ihm zustehenden Ehrenbezeugungen nach dem betreffenden Polizeirevier, d. h. hierher. Da gings nun los: ‚Wie heißt du? Was bist du? Wie alt bist du?‘ ‚Zweiundzwanzig Jahre,‘ usw. usw. Frage: ‚Als du und Dmitri arbeitetet, habt ihr da nicht jemand in der und der Stunde auf der Treppe gesehen?‘ Antwort: ‚Es werden schon Leute vorbeigegangen sein; aber wir haben nicht darauf geachtet.‘ — ‚Habt ihr nichts gehört, Lärm



oder dergleichen?' — ‚Wir haben nichts Auffälliges gehört.‘ — ‚Hast du schon gleich an jenem Tage erfahren, Nikolai, daß die Witwe so und so nebst ihrer Schwester an diesem Tage zu der und der Stunde ermordet und beraubt worden war?' — ‚Ich habe gar nichts, rein gar nichts davon gewußt; zum ersten Male habe ich davon zwei Tage darauf von Ufanasi Pawlowitsch Duschkin in der Schenke gehört.‘ — ‚Und wo hast du das Ohrgehänge herbekommen?' — ‚Das habe ich auf dem Trottoir gefunden.‘ — ‚Warum bist du am andern Tage nicht mit Dmitri zur Arbeit gekommen?' — ‚Ich hatte mich herumgetrieben und getrunken.‘ — ‚Wo ist das gewesen?' — ‚Da und da.‘ — ‚Warum bist du vor Duschkin davongelaufen?' — ‚Weil ich solche Angst hatte.‘ — ‚Wovor hattest du denn Angst?' — ‚Daß sie mich verurteilen werden.‘ — ‚Wie konntest du denn davor Angst haben, wenn du dich ganz unschuldig fühlst?' Ob du's mir nun glaubst oder nicht, Sossimow, diese Frage ist tatsächlich gestellt worden, und zwar buchstäblich mit diesen Worten; ich weiß es bestimmt; es ist mir zuverlässig mitgeteilt worden. Was sagst du dazu? Nun?"

„Na, allerdings . . . Aber es liegen doch Indizien vor.“

„Ich rede jetzt nicht von den Indizien, sondern von dieser Fragestellung, von der Art, in der sie ihre Aufgabe auffassen! Na, lassen wirs; weiter! Sie haben ihn also so lange gequetscht und geknetet, bis er endlich gestand: ‚Ich habe es nicht auf dem Trottoir gefunden, sondern in der Wohnung, wo ich mit Dmitri arbeitete.‘ — ‚Wie ist das zugegangen?' — ‚Das war so: Dmitri und ich hatten den ganzen Tag bis acht Uhr gearbeitet und wollten eben weggehen, und da nahm Dmitri einen Pinsel und schmierte mir Farbe ins Gesicht, ja, ganz voll Farbe schmierte er mir das Gesicht und lief davon und ich hinter ihm her. Und ich lief ihm nach und schrie, was ich konnte. Und als ich von der

Treppe in den Torweg einbog, rannte ich in vollem Lauf gegen den Hausknecht und einige Herren an; aber wieviel Herren da bei ihm waren, erinnere ich mich nicht; und der Hausknecht schimpfte auf mich deswegen, und der andre Hausknecht schimpfte auch, und die Frau des Hausknechts kam heraus und schimpfte auch auf uns, und ein Herr kam mit einer Dame in den Torweg und schimpfte auch auf uns, weil Dmitri und ich mitten im Wege lagen: ich hatte Dmitri an den Haaren gefaßt und hingeschmissen und keilte ihn, und Dmitri, der unten lag, hatte mich auch in die Haare gefaßt und keilte mich auch, und wir taten es nicht im Ernst, sondern in aller Freundschaft, aus Spaß. Und dann machte sich Dmitri los und lief auf die Straße und ich hinter ihm her; aber ich kriegte ihn nicht und ging allein in die Wohnung zurück; denn es mußte doch erst noch aufgeräumt werden. Ich suchte alles zusammen und wartete auf Dmitri, ob er wohl kommen würde. Und bei der Tür nach dem Flur, an der Wand, in der Ecke, da trat ich auf etwas. Ich sah hin, da lag ein Kästchen, in Papier gewickelt. Ich wickelte das Papier auf, da sah ich an dem Kästchen so ganz kleine Hälchen; ich machte die Hälchen auf, und da waren in dem Kästchen Ohrringe drin . . .“

„Hinter der Tür? Hinter der Tür lag es? Hinter der Tür?“ rief plötzlich Rasolnikow, sah Rasumichin mit verstörten, angstvollen Augen an und richtete sich langsam, auf den Arm gestützt, auf dem Sofa auf.

„Ja . . . Aber was hast du denn? Was ist mit dir? Was erregt dich denn so?“

Rasumichin erhob sich gleichfalls von seinem Plaze.

„Nichts! . . .“ antwortete Rasolnikow mit kaum vernehmbarer Stimme, ließ sich wieder auf das Kissen zurücksinken und drehte sich wieder nach der Wand zu. Alle schwiegen ein Weilchen.

„Er war wohl ein bißchen eingeschlummert und nun noch halb

im Schlafe," sagte Rasumichin endlich mit einem fragenden Blick auf Sosimow.

Dieser machte eine leise, verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Na, fahr nur fort," sagte Sosimow. „Was kam dann weiter?"

„Ja, was dann weiter kam! Sowie Nikolai die Ohrringe erblickt hatte, hatte er keine Gedanken mehr für die Wohnung und für Dmitri, sondern nahm seine Mühe und lief zu Duschkin hin, erhielt von ihm, wie bereits bekannt war, einen Rubel, log ihm vor, er habe das Kästchen auf dem Trottoir gefunden, und verzubelte das Geld sofort. Aber was den Mord anlangt, so blieb er bei seiner früheren Aussage: ‚Ich habe gar nichts davon gewußt, rein gar nichts; erst zwei Tage darauf habe ich davon gehört.‘ — ‚Und warum bist du seitdem verschwunden gewesen?‘ — ‚Aus Furcht.‘ — ‚Und warum wolltest du dich aufhängen?‘ — ‚Vor Angst.‘ — ‚Wovor denn?‘ — ‚Daß ich würde verurteilt werden.‘ — Na, da hast du die ganze Geschichte. Was meinst du nun wohl, das sie daraus gefolgert haben?"

„Was ist da zu meinen? Es ist eine Spur, wenn auch nur eine unsichere. Ein Faktum. Du verlangst doch nicht, daß sie deinen Anstreicher in Freiheit setzen sollen?"

„Sie betrachten ihn jetzt geradezu als den Mörder! Sie haben keinerlei Zweifel mehr."

„Unsinn, du ereiferst dich zu sehr. Nun, aber wie stehts mit den Ohrringen? Du mußt doch selbst einräumen, daß, wenn Ohrringe aus der Truhe des alten Weibes an dem Tage des Mordes und in der Stunde des Mordes in Nikolais Hände gelangen, — du mußt doch selbst einräumen, daß er sie dann i r g e n d w i e bekommen haben muß. Das hat doch bei einer solchen Untersuchung immer schon eine gewisse Wichtigkeit."

„Wie er sie bekommen hat! Wie er sie bekommen hat!" rief



Nasumichin. „Kannst denn du als Arzt, der du vor allen Dingen die menschliche Natur studieren sollst und dazu mehr Gelegenheit hast als jeder andre, — kannst du denn nicht an all diesen Einzelheiten sehen, wes Geistes Kind dieser Nikolai ist? Siehst du denn nicht auf den ersten Blick, daß alles, was er bei den Verhören ausgesagt hat, die heilige Wahrheit ist? Die Ohringe hat er genau so bekommen, wie er gesagt hat. Er hat auf das Kästchen heraufgetreten und hat es aufgehoben!“

„Die heilige Wahrheit! Und dabei hat er selbst eingestanden, daß er das erstemal gelogen hat!“

„Höre mich an, höre aufmerksam zu: der Hausknecht und Koch und Pestriakow und der andre Hausknecht und die Frau des ersten Hausknechts und eine Bürgerfrau, die gerade damals bei ihr in der Stube des Hausknechts saß, und der Hofrat Krjukow, der gerade in dem Augenblick aus einer Droschke gestiegen war und mit einer Dame am Arm in den Torweg trat, — diese alle, also acht bis zehn Zeugen, sagen einstimmig aus, daß Nikolai den Dmitri auf die Erde geworfen hatte, auf ihm lag und ihn prügelte, und daß Dmitri ihn seinerseits in die Haare gepackt hatte und ihn auch prügelte. Sie liegen mitten im Wege und versperren die Passage; sie werden von allen Seiten geschimpft und liegen da ‚wie die kleinen Kinder‘ (dies buchstäblich der von den Zeugen gebrauchte Ausdruck), liegen einer auf dem andern, freischnen und lachen, lachen beide um die Wette, schneiden dabei die komischsten Gesichter und laufen — der eine hinter dem andern her, um ihn zu greifen, — wie Kinder auf die Straße hinaus. Hörst du wohl? Und nun bitte ich zu beachten: oben liegen die noch warmen Körper, hörst du, noch warm; denn so hat man sie gefunden! Wenn die beiden, oder auch nur Nikolai allein, den Mord begangen und dazu noch die Truhe aufgebrochen und ausgeraubt hatten oder auch nur irgendwie an dem Raube be-

theiligt gewesen waren, so erlaube, daß ich dir nur eine einzige Frage vorlege: läßt sich eine solche Seelenstimmung, also das Kreischen, das Lachen, die kindliche Prügelei im Torweg, vereinigen mit Beilen, Blut, verbrecherischer Schlaueit, Vorsicht, Raub? Soeben haben sie einen Mord begangen, vor nur etwa fünf bis zehn Minuten — denn so kommt es heraus, da die Körper noch warm waren, — und auf einmal denken sie gar nicht weiter an die Leichen und die offene Wohnung, obwohl sie wissen, daß in dem Augenblicke Leute dorthin unterwegs sind, denken auch nicht weiter an die Beute, sondern wälzen sich wie kleine Kinder an der Erde umher, lachen und ziehen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich! Und dafür sind zehn übereinstimmende Zeugen vorhanden!“

„Gewiß ist das sonderbar! Selbstverständlich kann es so nicht gewesen sein; aber . . .“

„Nein, Bruder, nicht ‚aber‘; sondern wenn der Umstand, daß das Ohrgehänge an demselben Tage und in derselben Stunde sich in Nikolais Händen befand, wirklich einen wichtigen Belastungsgrund gegen ihn bildet (dieser Umstand ist jedoch durch seine Aussagen ohne weiteres aufgeklärt worden, so daß der Belastungsgrund noch strittig ist), so muß man doch auch die entlastenden Momente in Erwägung ziehen, und um so mehr, da diese unbestreitbar sind. Aber was meinst du? Werden nach dem ganzen Charakter unsrer Justiz die Behörden ein solches Moment, das sich einzig und allein auf die psychologische Unmöglichkeit, lediglich auf die Seelenstimmung gründet, als ein unbestreitbares Moment gelten lassen, als ein Moment, das alle belastenden sachlichen Momente, wie sie auch immer beschaffen sein mögen, umstößt? Und sind die Behörden einer solchen Anschauung überhaupt fähig? Nein, sie werden es nicht so auffassen, unter keinen Umständen; sie werden sich darauf versteifen, daß das Kästchen

bei diesem Menschen gefunden worden ist und er sich hat aufgehängt wollen, worauf er nicht hätte verfallen können, wenn er sich nicht schuldig gefühlt hätte! Das ist die Hauptfrage, und das ist der Grund, weswegen ich mich ereifere! Ist es dir nun klar?"

„Ja, das sehe ich, daß du dich ereiferst. Warte mal, ich habe noch vergessen zu fragen: wodurch ist denn bewiesen, daß das Kästchen mit dem Ohrgehänge wirklich aus der Truhe der Alten her stammt?"

„Das ist bewiesen,“ antwortete Masumichin stirnrunzelnd und, wie es schien, verdrossen. „Koch hat das Wertstück wiedererkannt und den Verpfänder genannt, und dieser hat zweifellos nachgewiesen, daß der Gegenstand ihm gehört.“

„Schlimm! Nun noch eins: hat irgend jemand diesen Nikolai während der Zeit gesehen, wo Koch und Pestriakow das erstemal hinaufgingen, und läßt sich nicht irgendwie sein Alibi beweisen?"

„Das ist es ja eben, daß ihn niemand gesehen hat,“ erwiderte Masumichin ärgerlich. „Das ist ja das Üble; selbst Koch und Pestriakow haben, als sie die Treppe hinaufgingen, von den beiden Malern nichts bemerkt; übrigens würde ihr Zeugnis jetzt auch nicht viel zu bedeuten haben. ‚Wir haben gesehen,‘ sagen sie, daß die Wohnung offen stand und also wohl darin gearbeitet wurde; aber wir haben im Vorbeigehen nicht beachtet und können uns nicht erinnern, ob gerade in dem Augenblicke Arbeiter darin waren oder nicht.“

„Hm! . . . Der ganze Entlastungsbeweis besteht also darin, daß sie einander geprügelt und gelacht haben. Das ist ja allerdings ein starker Beweis; aber . . . Nun erlaube mal: wie erklärst du selbst denn den ganzen Hergang? Wie erklärst du den Fund der Ohrringe, wenn er sie wirklich da gefunden hat, wo er sie gefunden zu haben angibt?"

„Wie ich das erkläre? Ja, was ist denn da erst noch zu erklären?"



Die Sache ist ja völlig klar! Wenigstens ist der Weg, den man bei dieser Untersuchung einzuschlagen hat, deutlich gewiesen, und gerade das Kästchen hat ihn gezeigt. Das Ohrgehänge hat der wirkliche Mörder verloren. Der Mörder befand sich oben in der Wohnung, als Koch und Pestriakow klopfen, und hatte von innen zugeperrt. Koch beging die Dummheit, nach unten zu gehen; da sprang der Mörder heraus und lief gleichfalls hinunter; denn einen andern Ausweg hatte er nicht. Auf der Treppe versteckte er sich vor Koch, Pestriakow und dem Hausknecht in der leeren Wohnung, gerade in dem Augenblick, als Dmitri und Nikolai aus ihr hinausgelaufen waren; er stand hinter der Thür, als der Hausknecht und die beiden andern daran vorbei nach oben gingen, wartete, bis ihre Schritte nicht mehr zu hören waren, und ging dann ganz ruhig hinunter, genau in dem Augenblicke, wo Dmitri und Nikolai auf die Straße hinausgelaufen, alle auseinandergegangen waren und sich niemand mehr im Torwege befand. Möglicherweise hat ihn auch jemand gesehen, ohne ihn zu beachten; wer achtet bei solchem Verkehr auf einen einzelnen Passanten? Das Kästchen aber hat er aus der Tasche verloren, als er hinter der Thür stand, und er hat nicht gemerkt, daß er es verlor, weil er den Kopf voll andrer Gedanken hatte. Das Kästchen aber beweist klar, daß er gerade dort gestanden hat. So hängt die ganze Geschichte zusammen!"

„Schlau zurechtgelegt! Wirklich schlau, Bruder! Eigentlich überschlau!"

„Wieso denn? Wieso denn?"

„Nun, weil alles gar zu gut klappte . . . und ineinandergriff . . . ganz wie auf dem Theater.“

„Ach . . .“, begann Rasumichin unwillig; aber in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und es trat eine neue, keinem der Anwesenden bekannte Person ein.

## V

Es war ein Herr schon in reiferen Jahren, von affektiert würdevoller Haltung, mit einem reservierten, süffisanten Gesichtsausdruck; das erste, was er tat, war, daß er in der Tür stehen blieb, mit einem unverhohlenen Staunen, das etwas Beleidigendes hatte, rings um sich blickte und gleichsam mit seinen Blicken fragte: „Wo bin ich denn hier hingeraten?“ Mißtrauisch und mit einem erkünstelten Ausdruck von Schreck, ja, als ob er sich verletzt fühlte, musterte er Rasolnikows enge, niedrige „Schiffskajüte“. Mit gleichem Staunen richtete er dann seine Blicke auf Rasolnikow selbst, der unangekleidet, ungewaschen, mit wirrem Haar auf seinem elenden, schmutzigen Sofa lag und ihn auch seinerseits unverwandt betrachtete. Dann begann er mit der gleichen Bedächtigkeit sich den nachlässig gekleideten, unrasierten und ungekämmten Rasumichin anzusehen, der ihm nun ebenso dreist und fragend ins Gesicht blickte, ohne sich vom Plaze zu rühren. Dieses gespannte Schweigen dauerte etwa eine Minute lang, und dann trat, wie zu erwarten gewesen war, eine kleine Veränderung der Szenerie ein. Der soeben eingetretene Herr, der wohl aus einigen unzweideutigen Anzeichen gemerkt hatte, daß mit einer übertrieben würdevollen Haltung hier in dieser „Schiffskajüte“ nichts auszurichten war, nahm ein etwas freundlicheres Wesen an und fragte in höflichem, wiewohl bestimmtem Tone, indem er sich an Sosimow wandte und jede Silbe scharf markierte:

„Finde ich hier den Studenten oder früheren Studenten Herrn Rodion Romanowitsch Rasolnikow?“

Sosimow regte sich langsam und hätte auch vielleicht geantwortet, wenn nicht Rasumichin, an den die Frage gar nicht gerichtet war, ihm zuvorgekommen wäre.

„Da liegt er ja auf dem Sofa! Na, und was wollen Sie?“ Dieses familiäre „was wollen Sie?“ war für den gezierten Herrn

geradezu ein Schlag ins Gesicht, und er war schon im Begriff, sich zu Rasumichin umzudrehen, beherrschte sich aber noch rechtzeitig und wandte sich schnell wieder zu Sosimow.

„Das da ist Rasolnikow,“ murmelte Sosimow, wies mit einer Kopfbewegung nach dem Kranken hin und gähnte dann, wobei er den Mund sehr weit öffnete und sehr lange in dieser Haltung beließ. Hierauf griff er langsam in seine Westentasche, zog eine große, dicke goldene Uhr mit Schutzdeckel heraus, öffnete sie, sah nach und steckte sie dann mit einer ebenso langsamen, trägen Bewegung wieder ein.

Rasolnikow selbst hatte die ganze Zeit über schweigend auf dem Rücken dagelegen und den Ankömmling starr und anscheinend völlig gedankenlos angesehen. Sein Gesicht, das er jetzt von dem interessanten Blümchen auf der Tapete weggewendet hatte, war außerordentlich blaß und trug den Ausdruck eines schweren Leidens, wie wenn er soeben eine qualvolle Operation durchgemacht hätte oder in diesem Augenblicke von der Folter losgelassen wäre. Aber ganz allmählich erregte der eingetretene Herr immer mehr und mehr seine Aufmerksamkeit; dann überkam ihn Erstaunen, darauf Mißtrauen und sogar eine gewisse Furcht. Als aber Sosimow, auf ihn hinweisend, sagte: „Das da ist Rasolnikow“, richtete er sich auf einmal mit einem Ruck auf, setzte sich auf dem Bette aufrecht und sagte in beinahe herausforderndem Tone, aber stoßend und leise:

„Ja, ich bin Rasolnikow! Was wünschen Sie?“

Der Fremde blickte ihn aufmerksam an und erwiderte mit starker Betonung:

„Peter Petrowitsch Luschin. Ich darf wohl hoffen, daß mein Name Ihnen nicht mehr ganz unbekannt ist.“

Rasolnikow jedoch, der etwas ganz andres erwartet hatte, sah ihn stumpfsinnig und gedankenlos an und gab ihm keine Ant-



wort, als ob er Peter Petrowitschs Namen vorher schlechterdings noch nie gehört gehabt hätte.

„Sollten Sie bisher wirklich noch keinerlei Mitteilung über mich erhalten haben?“ fragte Peter Petrowitsch, einigermaßen unangenehm berührt.

Rasfelnikows Antwort bestand darin, daß er sich langsam auf das Kissen zurücksinken ließ, die Hände unter den Kopf schob und die Zimmerdecke betrachtete. Auf Luschins Gesicht malte sich sein Befremden. Sosimow und Rasumichin begannen, ihn mit noch größerer Neugier zu betrachten, und er wurde am Ende sichtlich verlegen.

„Ich setzte voraus und rechnete darauf,“ murmelte er, „daß ein Brief, der schon vor mehr als zehn Tagen, vielleicht schon vor zwei Wochen an Sie abgegangen ist . . .“

„Hören Sie mal, warum stehen Sie denn da immer an der Tür?“ unterbrach ihn Rasumichin. „Wenn Sie etwas mitzuteilen haben, so setzen Sie sich hin; für zwei, für Sie und Nastasja, ist es dort zu eng. Tritt mal ein bißchen an die Seite, Nastasja, und laß ihn vorbei. Kommen Sie her; da ist ein Stuhl für Sie. Drängeln Sie sich hier durch!“

Er rückte seinen Stuhl vom Tische ab, stellte einen kleinen freien Raum zwischen dem Tische und seinen Knien her und wartete in etwas gezwungener Haltung darauf, daß der Besucher sich durch diese schmale Lücke „durchdrängelte“. Der Augenblick war so gewählt, daß eine Ablehnung dieser Aufforderung nicht wohl möglich war, und der Besucher drängte sich eilig und stolpernd durch den engen Zwischenraum. Als er den Stuhl erreicht hatte, setzte er sich und sah Rasumichin mißtrauisch an.

„Sie brauchen übrigens gar nicht verlegen zu sein,“ sagte dieser in ungeniertem Tone. „Rodion ist zwar vier Tage lang krank gewesen und hat drei Tage lang phantasiert; aber jetzt ist er

wieder zu sich gekommen und hat sogar mit Appetit gegessen. Dort sitzt sein Arzt, der ihn soeben untersucht hat; und ich bin Robions Kamerad, auch ein gewesener Student, und jetzt seine Wärterin. Also kümmern Sie sich um uns beide gar nicht, genießen Sie sich nicht, sondern sagen Sie ruhig, was Sie hier wünschen."

"Ich danke Ihnen. Wird aber auch meine Anwesenheit und das Gespräch mit mir den Kranken nicht aufregen?" fragte Peter Petrowitsch den Arzt.

"N—nein," brummte Sosimow. "Das kann ihn eher noch ein bißchen zerstreuen." Er gähnte wieder.

"O, er ist schon längst wieder bei vollem Bewußtsein, seit heute morgen!" fuhr Kasumichin fort, dessen familiärer Ton so ungekünstelt und treuherzig klang, daß Peter Petrowitsch daran glaubte und seine Scheu etwas ablegte; es mochte dazu auch der Umstand mitwirken, daß dieser zerlumpfte, dreiste Mensch sich als Student vorgestellt hatte.

"Ihre Frau Mutter . . .", begann Luschin.

"Hm!" machte Kasumichin laut.

Luschin blickte ihn fragend an.

"Ich wollte nichts sagen. Es war nur so unwillkürlich. Weiter!"

Luschin zuckte mit den Achseln.

"Ihre Frau Mutter hatte, noch während meiner Anwesenheit bei den Ihrigen, einen Brief an Sie begonnen. Nachdem ich nun hier angelangt war, habe ich absichtlich noch einige Tage vergehen lassen und bin nicht sogleich zu Ihnen gekommen, um völlig sicher zu sein, daß Sie inzwischen von allem benachrichtigt wären; jetzt aber sehe ich zu meinem Erstaunen . . ."

"Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Raskolnikow ungeduldig und ärgerlich. "Also Sie sind das? Der Bräutigam? Nun, ich weiß schon! . . . Genug davon!"

Peter Petrowitsch fühlte sich offenbar beleidigt; aber er schwieg.

Er überlegte angestrengt, was das alles eigentlich zu bedeuten habe. Das Schweigen dauerte wohl eine Minute.

Unterdessen begann Raskolnikow, der sich bei seiner Antwort ein wenig nach ihm hingedreht hatte, ihn von neuem aufmerksam und mit einer Art von besonderer Neugier zu betrachten, als wäre er vorhin mit der Musterung noch nicht fertig geworden, oder als wäre ihm an Luschin etwas Neues aufgefallen; er richtete sich sogar ausdrücklich zu diesem Zwecke vom Kissen auf. In der That fiel einem an Peter Petrowitschs gesamter äußerer Erscheinung etwas Besonderes auf, und speziell etwas, was zu der Bezeichnung als Bräutigam stimmte, die ihm soeben in so ungenierter Weise erteilt worden war. Es war sehr augenfällig, daß Peter Petrowitsch diese paar Tage in der Hauptstadt schleunigst dazu benützt hatte, um sich in Erwartung der Braut neu zu equipieren und zu verschönern, ein sehr harmloses und erlaubtes Bestreben. Sogar, daß er mit vielleicht allzu starker Selbstzufriedenheit sich dieser erfreulichen Bervollkommnung bewußt war, konnte bei einem Bräutigam verzeihlich erscheinen. Sein ganzer Anzug war eben erst vom Schneider gekommen, und alles war vortrefflich, abgesehen eben davon, daß alles gar zu neu war und gar zu sehr eine bestimmte Absicht bekundete. Auch der elegante, nagelneue Zylinderhut zeugte von dieser Absicht: Peter Petrowitsch ging mit ihm allzu respektvoll um und hielt ihn allzu vorsichtig in den Händen. Auch die entzückenden, fliederfarbenen, echt Fouvinschen Handschuhe bezeugten dasselbe, schon dadurch, daß er sie nicht angezogen hatte, sondern nur zum Staate in der Hand hielt. Peter Petrowitschs Anzug wies vorwiegend helle, jugendliche Farben auf. Er trug ein hübsches, hellbraunes Sommerjackett, helle, leichte Beinkleider, eine ebensolche Weste, feine, frischgekaufte Wäsche und eine ganz leichte Watiskrawatte mit rosa Streifen; und was das Beste war:



es stand ihm alles ausgezeichnet. Sein sehr frisches und sogar hübsches Gesicht sah auch ohnedies jünger aus, als es bei einem fünfundvierzigjährigen Manne zu erwarten gewesen wäre. Ein dunkler Backenbart faßte es auf beiden Seiten in gefälliger Kotelettform ein und verdichtete sich sehr hübsch um das sauber rasierte, glänzende Kinn. Auch daß die nur erst ganz schwach angegrauten Haare von der Hand eines Haar Künstlers frisiert und gekräuselt waren, gab ihm in keiner Weise ein lächerliches oder dummes Aussehen, wie das sonst gewöhnlich bei frisiertem Haare der Fall ist, da es dem Gesichte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Deutschen, der sich trauen läßt, verleiht. Wenn in dieser recht hübschen und gereiften Physiognomie doch etwas Unangenehmes und Abstoßendes war, so kam das aus andern Ursachen her. Nachdem Raskolnikow Herrn Luschin in einer so wenig höflichen Weise betrachtet hatte, lächelte er höhnisch, legte sich wieder auf das Kissen und blickte, wie vorher, nach der Zimmerdecke.

Aber Herr Luschin hielt seinen Unwillen zurück und war anscheinend gewillt, all diese Sonderbarkeiten vorläufig nicht zu beachten.

„Es tut mir außerordentlich leid, ganz außerordentlich leid, Sie in einem solchen Zustande zu finden,“ begann er von neuem, bemüht, das Schweigen zu brechen. „Hätte ich von Ihrer Krankheit Kenntniss gehabt, so wäre ich früher gekommen. Aber, wissen Sie, die Scherereien mit dem Umzug! . . . Ich habe außerdem gerade als Advokat einen sehr wichtigen Prozeß beim Appellationsgericht zu führen. Ich erwähne gar nicht erst die Sorgen, die auch Sie sich leicht denken können. Die Ihrigen, d. h. Ihre Frau Mutter und Ihre Schwester, erwarte ich stündlich.“

Raskolnikow bewegte sich langsam, und es hatte den Anschein, als wollte er etwas sagen; seine Miene spiegelte eine gewisse

Erregung wieder. Peter Petrowitsch hielt inne und wartete; aber da nichts weiter erfolgte, so fuhr er fort:

„Jawohl, stündlich. Ich habe ihnen als erste Unterkunft eine Wohnung gesucht . . .“

„Wo?“ fragte Raskolnikow mit schwacher Stimme.

„Hier ganz nahebei, im Bakalejewtschen Hause . . .“

„Das ist auf dem Wosnesenski-Prospekt,“ unterbrach ihn Raskolnikow. „Da hat der Kaufmann Tuschin zwei Stockwerke als Hotel garni eingerichtet, die er vermietet. Ich bin einmal dagewesen.“

„Ja, es ist ein Hotel garni . . .“

„Es ist eine ganz grauenhafte Wirtschaft da, — ein Schmutz, ein Gestank! Und übel berüchtigt ist der Ort auch: es sind da schon schlimme Geschichten passiert. Ja, und weiß der Teufel, was da alles für Volk wohnt! . . . Ich selbst bin aus einem skandalösen Anlaß hingekommen. Aber billig ist es da.“

„Ich konnte natürlich nicht so viel Erkundigungen einziehen, da ich selbst eben erst nach Petersburg zugezogen bin,“ erwiderte Peter Petrowitsch empfindlich. „Es sind übrigens zwei saubere, sehr saubere Stübchen, und da es nur für ganz kurze Zeit ist . . . Ich habe bereits eine größere, ordentliche Wohnung gefunden, die wir nachher beziehen werden,“ sagte er, zu Raskolnikow gewendet. „Sie wird jetzt zurechtgemacht; unterdessen behelfe auch ich mich mit einem möblierten Zimmer, wenige Schritte von hier, bei einer Frau Lippewechsel, in der Wohnung eines jungen Freundes von mir, Andrei Semjonowitsch Lebesjatnikow. Er ist es auch gewesen, der mir das Bakalejewtsche Haus empfohlen hat . . .“

„Lebesjatnikow?“ sagte Raskolnikow langsam, wie wenn er in seinem Gedächtnisse nachsuchte.

„Ja, Andrei Semjonowitsch Lebesjatnikow; er ist Beamter in einem Ministerium. Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Ja . . . nein . . .“, antwortete Rasolnikow.

„Entschuldigen Sie; es schien mir so, nach Ihrer Frage. Ich bin früher sein Vormund gewesen, . . . ein sehr liebenswürdiger, junger Mann . . . und bildungseifrig . . . Es macht mir Freude, mit jungen Leuten zu verkehren; man erfährt da immer, was es Neues gibt.“

Peter Petrowitsch blickte in der Hoffnung auf Zustimmung alle Anwesenden an.

„Auf welchem Gebiete?“ fragte Rasumichin.

„Auf dem allerwichtigsten Gebiete; um mich so auszudrücken: auf dem Gebiete der kapitalsten Lebensinteressen,“ erwiderte Peter Petrowitsch, der sich über die Frage zu freuen schien. „Sehen Sie, ich habe seit zehn Jahren Petersburg nicht besucht. Alle diese unsere Neuerungen, Reformen, Ideen, all das hat ja auch uns in der Provinz lebhaft interessiert; aber um klarer zu sehen und alles zu sehen, muß man denn doch in Petersburg sein. Nun, und meine Ansicht ist nun eben, daß man am meisten lernt und erfährt, wenn man mit unserer jungen Generation umgeht. Und ich muß gestehen: ich habe dabei viel Freude gehabt.“

„Worüber denn speziell?“

„Das ist eine sehr umfassende Frage. Ich mag mich irren, aber mir scheint, ich finde da einen klareren Blick, sozusagen mehr Kritik, mehr Tüchtigkeit . . .“

„Das ist richtig,“ bemerkte Sosimow in seiner gedehnten Rede-weise.

„Da irrst du, an Tüchtigkeit mangelt es,“ fiel Rasumichin ein. „Tüchtigkeit läßt sich nur mühsam erwerben und fällt nicht so ohne weiteres vom Himmel. Aber bei uns ist es schon fast zweihundert Jahre her, daß wir uns von jeder Arbeit entwohnt haben. Ideen sind ja im Umlauf, das mag sein,“ fuhr er, zu Peter Petro-



witsch gewendet, fort, „auch ein Verlangen nach dem Guten ist vorhanden, wenn auch dieses Verlangen sich etwas kindlich ausnimmt; auch Ehrenhaftigkeit findet sich, obwohl die Zahl der Gauner in einer unheimlichen Weise angeschwollen ist; aber Tüchtigkeit ist trotzdem nicht vorhanden.“

„Da bin ich mit Ihnen doch nicht einverstanden,“ erwiderte Peter Petrowitsch mit sichtlichem Behagen. „Gewiß, Übertreibungen und Unregelmäßigkeiten kommen ja vor; aber man muß doch auch nachsichtig sein; die Übertreibungen zeugen von Eifer für die gute Sache und lassen auf die üble äußere Lage schließen, in der sich die gute Sache befindet. Wenn bis jetzt nur wenig geleistet ist, so ist doch zu bedenken, daß die Zeit nur kurz war, von der Beschränktheit der Mittel gar nicht zu reden. Meiner persönlichen Ansicht nach kann man sogar sagen, daß etwas Erkleckliches geleistet ist: neue nützliche Ideen sind verbreitet; eine Anzahl neuer nützlicher Schriften ist an Stelle der früheren phantastischen und romantischen erschienen; die Literatur nimmt einen reiferen Charakter an; viele schädliche Vorurteile sind ausgerottet und dienen zum Gespött . . . Mit einem Worte, wir haben mit der Vergangenheit endgültig gebrochen, und das ist, meiner Ansicht nach, schon eine bedeutende Tat . . .“

„Lauter auswendig gelerntes Zeug, wodurch er sich empfehlen möchte!“ sagte Rasfornikow ganz unerwartet.

„Wie sagten Sie?“ fragte Peter Petrowitsch, der nicht genau gehört hatte; aber er erhielt keine Antwort.

„Alles durchaus richtig,“ beeilte sich Sossimow einzuschalten.

„Nicht wahr?“ fuhr Peter Petrowitsch fort und sah Sossimow freundlich an. „Sie müssen doch selbst zugeben,“ fuhr er, zu Rasfornikow gewendet, fort, aber nunmehr gewissermaßen im Tone des Triumphes und der Überlegenheit, und er hätte beinahe hinzugefügt: „junger Mann“, — „daß ein Fortschreiten stattfindet,

wenigstens auf dem Gebiete der Wissenschaft und der national-ökonomischen Theorie . . .“

„Phrase!“

„Nein, keine Phrase! Wenn man mir z. B. bisher sagte: ‚Liebe deinen Nächsten!‘ und ich ihn demgemäß liebte, was war dann die Folge?“ fuhr Peter Petrowitsch mit vielleicht etwas zu weitgehendem Eifer fort. „Die Folge war, daß ich meinen Rock in zwei gleiche Teile zerriß, den einen Teil meinem Nächsten gab und wir so beide halbnackt blieben, nach dem Sprichworte: ‚Wer mehreren Hasen zugleich nachjagt, bekommt keinen.‘ Die Wissenschaft aber sagt: ‚Liebe vor allen andern dich selbst; denn alles in der Welt beruht auf dem persönlichen Interesse.‘ Wenn man also nur sich selbst liebt, so betreibt man seine Geschäfte mit der gehörigen Sorgfalt, und der Rock bleibt heil. Und die national-ökonomische Theorie fügt hinzu, daß, je mehr wohlgeordnetes Privateigentum, sozusagen ganze Röcke, es im Staate gibt, um so mehr feste Grundlagen für ihn vorhanden sind und um so mehr das Wohl der Gesamtheit gesichert ist. Folglich, wenn ich einzig und allein für mich erwerbe, so erwerbe ich gerade dadurch gewissermaßen auch für alle und bringe es dahin, daß mein Nächster etwas mehr als einen halben Rock erhält, und zwar nicht von der privaten Missethätigkeit eines einzelnen, sondern in Folge der allgemeinen gedeihlichen Entwicklung. Der Gedanke ist so einfach; aber leider hat es allzulange gedauert, bis er sich hat durchsetzen können, da Verstiegtheit und Phantasterei ihm im Wege standen; und doch sollte man meinen, daß nicht viel Scharfsinn erforderlich ist, um einzusehen . . .“

„Entschuldigen Sie, ich bin auch nicht scharfsinnig,“ unterbrach ihn Kasumichin schroff, „und darum wollen wir lieber hiervon aufhören. Ich habe ja auch nur in bestimmter Absicht dieses Gespräch herbeigeführt; im übrigen ist mir diese ganze Art, sich durch

leeres Geschwätz selbst ein Amüsement zu machen, und all diese endlosen, nie abreißen den allgemeinen Phrasen und immer dasselbe und immer dasselbe — das ist mir in diesen drei Jahren so zum Ekel geworden, daß ich wahrhaftig schamrot werde, wenn nicht etwa gar ich, sondern auch nur in meiner Gegenwart andre davon reden. Sie haben sich natürlich beeilt, sich durch Schau- stellung Ihrer Kenntnisse empfehlend einzuführen; das ist sehr verzeihlich, und ich verüble Ihnen das nicht. Mir persönlich lag jetzt nur daran, zu erfahren, wes Geistes Kind Sie sind; denn sehen Sie, an die gute Sache haben sich in letzter Zeit so vielschlaue Streber von mancherlei Art herangedrängt und haben alles, was sie in die Finger bekamen, in ihrem Interesse so entstellt, daß sie entschieden die ganze Sache versudelt haben. Aber nun genug davon!"

„Mein Herr,“ begann Luschin und verdrehte überaus würdevoll den Oberkörper, „wollen Sie etwa so unverblümt sagen, daß auch ich . . .“

„Aber ich bitte Sie! . . . Wie könnte ich denn! . . . Nun, genug davon!“ damit schnitt Rasumichin die Erörterung kurz ab und wandte sich dann unvermittelt an Sosimow, um das frühere Gespräch fortzusetzen.

Peter Petrowitsch war klug genug, der Erklärung Rasumichins sofort Glauben zu schenken. Indes nahm er sich vor, in zwei Minuten wegzugehen.

„Ich hoffe,“ sagte er zu Rasolnikow, „daß unsere Bekanntschaft, die wir jetzt eingeleitet haben, sich infolge der Ihnen bekannten Verhältnisse nach Ihrer Genesung noch weiter befestigen wird . . . Vor allen Dingen wünsche ich Ihnen gute Besserung . . .“

Rasolnikow drehte nicht einmal den Kopf zu ihm hin. Peter Petrowitsch machte Anstalt, sich von seinem Stuhle zu erheben.

„Jedenfalls ist der Mord von einem Pfandschuldner begangen!“ erklärte Sosimow mit großer Bestimmtheit.



„Unbedingt!“ pflichtete ihm Masumichin bei. „Porfiri spricht seine Gedanken zwar nicht aus, aber er verhört doch die Pfandschuldner.“

„Er verhört die Pfandschuldner?“ fragte Rasfornikow laut.

„Ja. Was hast du denn?“

„Nichts.“

„Wie findet er denn die heraus?“ fragte Sosimow.

„Einige hat ihm Koch genannt; von ein paar andern standen die Namen auf den Umschlägen der Pfänder notiert; einige meldeten sich auch von selbst, als sie hörten . . .“

„Na, aber eine geschickte und erfahrene Kanaille muß doch dieser Mörder gewesen sein! So eine Kühnheit! So eine Entschlossenheit!“

„Das ist es ja eben, daß diese Ansicht völlig fehlgeht!“ unterbrach ihn Masumichin. „Das bringt euch alle von der richtigen Fährte ab. Ich aber sage: er war ungeschickt und unerfahren, und dies war sicherlich sein erstes Unternehmen. Bei der Voraussetzung, daß wir es mit Berechnung und einer geschickten Kanaille zu tun haben, ergibt sich eine innere Unwahrscheinlichkeit. Sehen wir aber einen unerfahrenen Mörder voraus, so ergibt sich, daß einzig und allein der Zufall ihm aus der Klemme geholfen hat, und was tut nicht alles der Zufall! Ich bitte dich, die möglichen Hindernisse hat er vielleicht gar nicht vorher überlegt! Und wie hat er die Lat ausgeführt? Er nimmt Dinge weg, die ein zehn oder zwanzig Rubel wert sind, stopft sich damit die Taschen voll, wühlt in dem Kasten des alten Weibes unter den Lumpen umher, und in der Kommode, im obersten Schubkasten, findet man nachher in einer Schatulle allein an barem Gelde gegen tausendfünfhundert Rubel, abgesehen von den Wertpapieren! Nicht einmal zu rauben hat er verstanden; das einzige, was er verstanden hat, war Morden. Das war sein erstes Unternehmen, sage ich

dir, sein erstes Unternehmen; er hat dabei die ruhige Überlegung verloren! Und nicht durch schlaue Berechnung, sondern durch einen reinen Zufall ist er entkommen!"

„Sie sprechen da wohl von der neulichen Ermordung der alten Beamtenwitwe,“ mischte sich, zu Sosimow gewendet, Peter Petrowitsch in das Gespräch, der schon mit dem Hute und den Handschuhen in der Hand da stand, aber vor dem Weggehen noch ein paar kluge Worte von sich zu geben wünschte.

Es lag ihm offenbar viel daran, einen vorteilhaften Eindruck zu hinterlassen, und die Eitelkeit trug dabei den Sieg über die Klugheit davon.

„Ja. Haben Sie auch davon gehört?“

„Gewiß, bei so naher Nachbarschaft . . .“

„Kennen Sie die Einzelheiten?“

„Das kann ich nicht behaupten. Aber mich interessiert dabei ein anderer Umstand, ich möchte sagen: eine sozialpolitische Frage. Ich will nicht davon reden, daß in der untersten Volksschicht die Verbrechen im Laufe der letzten fünf Jahre erheblich zugenommen haben; ich will nicht von den Raubanfällen und Brandstiftungen reden, die jetzt allerwärts und unaufhörlich vorkommen; das Allermerkwürdigste ist vielmehr für mich, daß die Verbrechen auch in den höheren Schichten ebenso zunehmen, ich möchte sagen: in paralleler Kurve. An einer Stelle, hört man, hat ein früherer Student auf offener Landstraße die Post beraubt; an einer andern fabrizieren Leute, die nach ihrer sozialen Stellung zu den besseren Kreisen gehören, falsche Banknoten; dort, in Moskau, wird eine ganze Bande abgefaßt, welche falsche Staatsschuldscheine der letzten Prämienanleihe anfertigte, und einer der Hauptschuldigen war Dozent der Weltgeschichte; dort, im Ausland, wird einer unserer Gesandtschaftssekretäre aus einem rätselhaften pekuniären Anlasse von einem Kollegen ermordet . . .

Und wenn jetzt diese alte Bucherin von einem Angehörigen der höheren Stände getötet ist — denn geringe Leute versehen doch keine Goldsachen —, wie läßt sich dann diese Demoralisation des gebildeten Teiles unserer Bevölkerung erklären?"

„Es haben eben viele Veränderungen in den ökonomischen Verhältnissen stattgefunden,“ erwiderte Sossimow.

„Wie sich das erklären läßt?“ fiel Kasumichin ein. „Das könnte man gerade durch die fest eingewurzelte Untüchtigkeit erklären.“

„Wie meinen Sie das?“

„Was antwortete denn in Moskau Ihr Dozent auf die Frage, warum er Staatsschuldsscheine gefälscht habe? ‚Alle bereichern sich auf die eine oder andre Art; daher wollte auch ich schnell reich werden.‘ Des Wortlautes entsinne ich mich nicht; aber der Sinn war: reich werden auf anderer Leute Kosten, recht schnell, ohne Arbeit! Wir haben uns gewöhnt, alles zum Leben Nötige einfach vorzufinden, mit fremder Hilfe zu gehen, ohne vorhergehende Mühe zu genießen. Na, und wenn dann ein kritischer Augenblick kommt, dann zeigt sich ein jeder in seinem wahren Charakter . . .“

„Ja, aber wo bleibt denn da die Moral? Und sozusagen die Prinzipien des Handelns?“

„Worüber erregen Sie sich denn so?“ mischte sich, für alle un erwartet, Kasolnikow in das Gespräch. „Das entspricht doch vollständig Ihrer Theorie!“

„Inwiefern soll das meiner Theorie entsprechen?“

„Ziehen Sie aus den Grundsätzen, die Sie vorhin vortrugen, die sich daraus ergebenden Schlüsse, so kommen Sie zu dem Resultate, daß es gestattet ist, andre Menschen zu töten . . .“

„Aber ich bitte Sie!“ rief Luschin.

„Nein, das ist denn doch nicht richtig!“ warf auch Sossimow dazwischen.



Raskolnikow lag ganz blaß da; seine Oberlippe zuckte; er atmete mühsam.

„Es hat doch alles seine Grenzen,“ fuhr Luschin hochmütig fort. „Eine nationalökonomische Idee ist noch keine Aufforderung zum Morde, und wenn man nur annimmt . . .“

„Ist es wahr, daß Sie,“ unterbrach ihn Raskolnikow wieder mit vor Wut bebender Stimme, der man es anmerkte, wie sehr es ihn freute, den andern kränken zu können, „ist es wahr, daß Sie in ebender Stunde, wo Sie von Ihrer Braut das Jawort erhielten, ihr gesagt haben, Sie freuten sich ganz besonders darüber, daß sie eine Bettlerin sei, weil es seine großen Vorzüge habe, eine ganz arme Frau zu nehmen, um dann nachher über sie herrschen zu können . . . und ihr vorhalten zu können, welche Wohlthat sie Ihnen zu verdanken habe?“

„Mein Herr,“ rief Luschin zornig und gereizt; er hatte einen ganz roten Kopf bekommen und völlig die Fassung verloren. „Mein Herr, . . . wie können Sie den Sinn meiner Worte so entstellen! Nehmen Sie es nicht übel, aber ich muß Ihnen sagen, daß die Gerüchte, die zu Ihnen gedrungen sind, oder richtiger: die Ihnen zugetragen sind, auch nicht eine Spur von Wahrheit enthalten. Aber ich . . . ich kann mir denken, wer . . . mit einem Worte . . . dieser Pfeil . . . mit einem Worte, Ihre Frau Mutter . . . Sie kam mir überhaupt, bei all ihren vortrefflichen Eigenschaften, etwas schwärmerisch und romantisch angehaucht vor . . . Aber ich habe doch nicht im entferntesten geglaubt, daß sie die Sache in einer so phantastisch entstellten Weise auffassen und darstellen würde . . . Und schließlich . . . schließlich . . .“

„Wissen Sie was?“ rief Raskolnikow, richtete sich auf dem Kissen in die Höhe und sah ihn mit durchdringendem, funkelndem Blicke an. „Wissen Sie was?“

„Nun, was denn also?“

Luschin hielt inne und wartete mit gekränkter, herausfordernder Miene. Das Schweigen dauerte einige Sekunden.

„Wenn Sie noch einmal sich erdreisten, . . . auch nur ein Wort . . . über meine Mutter zu sagen, so werfe ich Sie kopfüber die Treppe hinunter!“

„Was hast du denn nur?“ rief Rasumichin.

„Ah, so steht es also!“ Luschin wurde blaß und biß sich auf die Lippe. „Hören Sie, mein Herr,“ sagte er in einzelnen Absätzen; er suchte sich mit aller Gewalt zu beherrschen, konnte aber kaum Luft bekommen. „Ich habe schon vorhin, gleich wie ich hereingekommen war, Ihre feindselige Gesinnung gegen mich erkannt; aber ich blieb absichtlich hier, um noch mehr in Erfahrung zu bringen. Vieles könnte ich einem Kranken und Verwandten verzeihen, aber dieses . . . kann ich Ihnen . . . niemals . . .“

„Ich bin nicht krank!“ rief Raskolnikow.

„Um so schlimmer . . .“

„Scheren Sie sich zum Teufel!“

Aber Luschin ging bereits von selbst hinaus, ohne den Satz zu Ende zu sprechen; er mußte sich dabei wieder zwischen dem Tisch und dem Stuhl hindurchdrängen. Rasumichin stand diesmal auf, um ihn durchzulassen. Ohne jemand anzusehen, selbst ohne ein Kopfnicken für Sofimow, der ihm schon längst Zeichen gemacht hatte, daß er den Kranken in Ruhe lassen möchte, ging Luschin hinaus; als er gebückt durch die Tür ging, hielt er vorsichtig seinen Hut an die Schulter. Man konnte glauben, daß es sogar der Krümmung seines Rückens anzusehen war, welch ein Gefühl furchtbarer Kränkung er mit sich davontrug.

„Aber wie ist es nur möglich? Wie ist es nur möglich?“ sagte Rasumichin ganz verblüfft und schüttelte den Kopf.

„Laßt mich in Ruhe, laßt mich alle in Ruhe!“ rief Raskolnikow in voller Wut. „Wollt ihr mich denn nicht endlich in Ruhe lassen,

ihr Peiniger! Ich fürchte euch jetzt nicht! Niemand fürchte ich jetzt, niemand! Macht, daß ihr von mir wegkommt! Ich will allein sein, allein, allein, allein!"

„Wir wollen gehen!“ sagte Sosimow, indem er Rasumichin winkte.

„Aber ich bitte dich! Wir können ihn doch nicht in diesem Zustande verlassen!“

„Wir wollen gehen!“ sagte Sosimow noch einmal nachdrücklich und ging hinaus.

Rasumichin überlegte einen Augenblick und lief ihm dann schnell nach.

„Es hätte noch schlimmer werden können, wenn wir ihm nicht den Willen getan hätten,“ sagte Sosimow, der bereits auf der Treppe war. „Man darf ihn nicht reizen . . .“

„Was ist nur mit ihm?“

„Könnte man ihm nur irgendeinen angenehmen Impuls geben; das wäre sehr wesentlich. Bei Kräften war er ja schon wieder . . . Weißt du, es steckt ihm etwas im Kopfe, was nicht weichen will und ihn bedrückt . . . Ich fürchte sehr, so ist es; ganz sicher!“

„Ja, vielleicht ist es dieser Herr Peter Petrowitsch! Aus dem Gespräche wurde ja klar, daß er Rodions Schwester heiraten will und daß Rodion darüber unmittelbar vor seiner Krankheit einen Brief erhalten hat . . .“

„Ja. Daß dieser Mensch auch gerade jetzt herkommen mußte! Vielleicht hat der die ganze Geschichte verdorben. Hast du aber wohl bemerkt, daß er gegen alles gleichgültig ist und zu allem schweigt, mit Ausnahme einer einzigen Sache, die ihn in Harnisch bringt? Ich meine die Mordtat.“

„Ja, ja,“ stimmte ihm Rasumichin bei. „Es ist mir sehr aufgefallen. Dieses Thema interessiert ihn, bedrängt ihn. Das kommt wohl daher, daß man ihn gerade an dem Tage, an dem



die Krankheit zum Ausbruch kam, im Bureau des Revierinspektors durch ein Gespräch darüber erschreckt hat; er ist damals in Ohnmacht gefallen."

"Erzähle mir das heute abend ausführlicher; ich werde dir dann auch etwas sagen. Er interessiert mich außerordentlich! In einer halben Stunde will ich noch einmal herankommen und nach ihm sehen . . . Fieber wird übrigens nicht mehr da sein."

"Ich danke dir. Ich will unterdessen bei der braven Praskowja warten und ihn durch Nastasja beobachten lassen."

Als die beiden das Zimmer verlassen hatten, blickte Raskolnikow ungeduldig und mißmutig Nastasja an; aber diese zögerte noch fortzugehen.

"Willst du jetzt Tee trinken?" fragte sie.

"Nachher! Ich möchte schlafen! Laß mich allein . . ."

Er drehte sich krampfhaft nach der Wand hin; Nastasja ging hinaus.

## VI

Raum aber war sie hinausgegangen, als er aufstand, die Tür mit dem Haken zusperre, das Bündel mit den Kleidern, das Rasumichin vorhin gebracht und wieder zugebunden hatte, aufband und anfang sich anzukleiden. Sonderbar: jetzt schien er auf einmal ganz ruhig geworden zu sein; sowohl das halb irrsinnige Phantasieren von vorhin als auch die panische Furcht der ganzen letzten Zeit waren verschwunden. Es war der erste Augenblick einer seltsamen, plötzlich eingetretenen Ruhe. Seine Bewegungen waren bestimmt und sicher und bekundeten eine feste Absicht. „Heute noch, heute noch! . . .“ murmelte er vor sich hin. Er merkte indes, daß er in Wirklichkeit noch recht schwach war und daß nur eine sehr starke geistige Spannung, die sich bis zu einem Ruhezustande, zu einer starren Idee gesteigert hatte, ihm

Kraft und Selbstvertrauen verlich; er hoffte indes, daß er auf der Straße nicht hinfallen werde. Nachdem er sich vollständig neu gekleidet hatte, warf er einen Blick auf das Geld, das auf dem Tische lag, überlegte einen Augenblick und schob es in die Tasche. Es waren fünfundzwanzig Rubel. Er nahm auch das Geld, das Rasumichin bei dem Kleiderkauf von den zehn Rubeln herausbekommen hatte, lauter Fünfkopekenstücke. Dann machte er leise den Haken auf, ging aus dem Zimmer, stieg die Treppe hinunter und blickte in die Küche hinein, deren Thür weit offen stand. Nastasja stand da, mit dem Rücken ihm zugewendet, und blies gebückt die Glut in dem Samowar der Wirtin an. Sie hörte nichts. Und wer konnte auch auf den Gedanken kommen, daß er fortgehen werde? Eine Minute darauf war er auf der Straße.

Es war gegen acht Uhr; die Sonne ging unter. Es herrschte noch dieselbe stickige Schwüle wie vor einigen Tagen; aber gierig sog er diese übelriechende, staubige, verdorbene Großstadtluft ein. Anfangs empfand er ein leichtes Schwindelgefühl; aber eine Art von wilder Energie blitzte plötzlich in seinen entzündeten Augen und auf seinem abgemagerten, blaßgelben Gesichte auf. Wohin er eigentlich ging, wußte er nicht und überlegte er nicht; er wußte nur das eine, daß „diese ganze Sache“ heute noch zu Ende kommen müsse, mit einem Male, sofort; daß er, wenn das nicht geschehe, nicht nach Hause zurückkehren werde, weil er „so“ nicht länger leben wolle. Aber wie und wodurch er die Sache zu Ende bringen solle, davon hatte er keine Vorstellung und mochte auch gar nicht daran denken. Er verscheuchte diesen Gedanken, der ihm Pein verursachte. Nur das eine fühlte und wußte er, daß alles anders werden müsse, auf die eine oder die andre Weise; „ganz gleich, wie,“ wiederholte er fortwährend mit einer verzweifelten, starren Zuversichtlichkeit und Entschlossenheit.

Nach alter Gewohnheit lenkte er seine Schritte geradeswegs

nach dem Heumarkte, dem üblichen Ziele seiner früheren Spaziergänge. Noch ehe er den Heumarkt erreichte, traf er auf einen jungen schwarzhaarigen Leierkastenmann, der auf dem Straßendamm vor einem kleinen Laden stand und ein sehr sentimentales Lied spielte. Er begleitete damit ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, das vor ihm auf dem Trottoir stand, ganz wie eine Dame der besseren Stände gekleidet, mit Krinoline, Mantille und einem Strohhute, auf dem eine feuerrote Feder prangte; nur war alles alt und abgetragen. Mit einer zitternden Bänkelsängerstimme, die aber doch ganz angenehm und kräftig klang, sang sie in Erwartung eines Zweikopfenstücks aus dem Laden ihr Lied herunter. Rasolnikow blieb neben zwei oder drei andern Zuhörern stehen, hörte ein Weilchen zu, holte ein Fünfkopfenstück heraus und legte es dem Mädchen in die Hand. Das Mädchen unterbrach sofort seinen Gesang bei der gefühlvollsten, höchsten Note, wie abgeschnitten, rief dem Leierkastenmann scharf zu: „Genug!“ und beide wanderten langsam nach dem nächsten Laden.

„Hören Sie solchen Straßengesang gern?“ fragte Rasolnikow einen nicht mehr jungen Mann, der neben ihm bei dem Leierkasten stand und wie ein Flaneur aussah. Dieser blickte ihn befremdet und erstaunt an. „Ich höre es gern,“ fuhr Rasolnikow fort, aber in einem Tone, als ob er nicht über gewöhnlichen Straßengesang spräche, „ich höre es gern, wenn an einem kalten, dunklen, feuchten Herbstabend zum Leierkasten gesungen wird, und es muß gerade ein feuchter Abend sein, wo alle Leute auf der Straße blaßgrüne, kränkliche Gesichter haben, oder noch besser, wenn bei ruhiger Luft nasser Schnee ganz senkrecht herunterfällt, wissen Sie, und die Gaslaternen so durch die Floden hindurchblinken.“

„Ich weiß nicht . . . Entschuldigen Sie . . .“, murmelte der Herr, betroffen über die Frage und über Rasolnikows sonder-



bares Aussehen, und ging nach der andern Seite der Straße hinüber.

Rasfoknikow ging geradeaus weiter und kam zu der Ecke am Heumarkte, wo jener Kleinbürger und seine Frau ihren Handel hatten, die damals das Gespräch mit Lisaweta führten; aber sie waren jetzt nicht mehr anwesend. Als er die Stelle erkannt hatte, blieb er stehen, blickte um sich und wandte sich an einen jungen Burschen in rotem Hemde, der am Eingange eines Mehl ladens gähnte.

„Hier an der Ecke hat doch sonst ein Händler, ein Kleinbürger, mit seiner Frau seinen Stand, nicht wahr?“

„Es gibt viele Händler,“ antwortete der Bursche und musterte Rasfoknikow von oben herab.

„Wie heißt der hier?“

„Wie er getauft ist, so heißt er auch.“

„Bist du nicht auch aus Saraisk? Aus welchem Gouvernement bist du?“

Der Bursche musterte den Fragenden von neuem.

„Bei uns, Erw. Durchlaucht, ist gar kein Gouvernement, nur ein Kreis; und mein Bruder, der ist viel herumgereist und klug geworden; aber ich habe immer zu Hause gesessen, und darum weiß ich auch nichts. Also wollen Erw. Durchlaucht gnädigst verzeihen.“

„Ist das da oben eine Speisewirtschaft?“

„Das ist ein Restaurant, und ein Billard ist auch da, und Damen wie die Prinzessinnen, valleri valleri!“

Rasfoknikow ging über den Platz hinüber. Dort stand an der Ecke ein dichter Menschenhaufe, lauter geringes Volk. Er drängte sich mitten hinein und betrachtete die Gesichter. Es regte sich in ihm ein unklarer Wunsch, mit all diesen Leuten Gespräche anzuknüpfen. Aber sie beachtetten ihn gar nicht und lärmten und

schrien unter sich in dichten Gruppen. Er stand ein Weilchen, überlegte und ging dann nach rechts, das Trottoir entlang, in der Richtung nach dem W. . . -Prospekte. Als er den Platz verlassen hatte, geriet er in eine Seitengasse.

Er war auch früher schon häufig durch diese nur kurze Gasse gekommen, die ein Knie bildet und vom Heumarkte nach der Sadowaja-Straße führt. In der letzten Zeit hatte es für ihn sogar einen besonderen Reiz gehabt, sich in dieser ganzen Gegend umherzutreiben, wenn ihn das Dasein anekelte: „damit der Ekel noch schlimmer würde.“ Jetzt aber war er ohne jede Absicht hierhergekommen. Da war ein großes Haus, ganz voll von allerlei Speisewirtschaften und Kneipen; aus diesen kamen alle Augenblicke Frauenzimmer herausgelaufen, so gekleidet, wie es auf der Straße nur bei Besuchen in der nächsten Nachbarschaft üblich ist: im bloßen Kopf und ohne Umhang. An einigen Stellen bildeten sie auf dem Trottoir dichte Gruppen, namentlich an den Eingängen zum Souterrain; auf zwei Stufen stieg man dort zu verschiedenen, sehr vergnüglichen Etablissements hinunter. In einem derselben wurde gerade ein Heidenlärm vollführt, der über die ganze Straße herübertönte: es wurde auf einer Gitarre geklumpert, Lieder wurden gesungen, es ging sehr lustig her. Ein großer Haufe von Frauenzimmern drängte sich vor dem Eingange; einige saßen auf den Stufen, andre auf dem Trottoir, wieder andre standen und unterhielten sich. Daneben auf dem Straßendamm taumelte laut schimpfend ein betrunkenener Soldat mit einer Zigarette umher; er wollte anscheinend irgendwo hineingehen, hatte aber wohl vergessen, wo. Zwei zerlumppte Kerle schimpften sich untereinander, und ein sinnlos Betrunkener lag mitten auf der Straße. Kasolnikow blieb bei dem großen Weiberhaufen stehen. Diese Frauenzimmer sprachen mit heiseren Stimmen; sie trugen sämtlich Kattunkleider und ziegenlederne

Schuhe und waren in bloßem Kopfe. Einige waren über vierzig Jahre alt; aber es gab darunter auch solche, die nur siebzehn alt sein mochten. Fast alle hatten blaue Flecke von Schlägen im Gesicht.

Ihn interessierte der Gesang und der ganze Spektakel da unten. . . . Man konnte durch das Lachen und Kreischen hindurch hören, wie jemand nach dem Klange der Gitarre und dem wilden Gesange einer hohen Fistelstimme einen verwegenen Tanz ausführte und im Takt mit den Stiefelabsätzen aufstampfte. Aufmerksam, trübe und nachdenklich hörte er zu, indem er am Eingange sich vorbeugte und neugierig vom Trottoir in den Flur hineinschaute.

„Lieber Schutzmann, hau mich nicht,  
Schuldlos bin ich armer Wicht,“

ertönte die hohe Stimme des Sängers. Raskolnikow gab sich viel Mühe, den Text des Liedes zu verstehen, als ob das für ihn von der größten Wichtigkeit wäre.

„Ob ich nicht auch hineingehe?“ überlegte er. „Wie die da lachen in ihrer Betrunktheit! Wie wärs, wenn ich mich auch betränke?“

„Wollen Sie nicht mit hineinkommen, lieber Herr?“ sagte eines der Frauenzimmer mit ziemlich wohlklingender und noch nicht besonders heiserer Stimme.

Sie war jung und keineswegs garstig, — die einzige aus der ganzen Gruppe.

„Sieh mal, was du für ein hübsches Mädchel bist!“ antwortete er, indem er sich aufrichtete und sie ansah.

Sie lächelte; das Kompliment gefiel ihr sehr.

„Sie sind ja selbst auch ein sehr hübscher Herr!“ erwiderte sie.

„Aber was sind Sie mager!“ bemerkte eine andre mit einer wahren Bassstimme. „Sie sind wohl eben aus dem Krankenhause entlassen?“



„Ihr seid wohl lauter Generalstöchter, aber alle habt ihr Stupsnasen!“ unterbrach das Gespräch ein hinzutretender Bauer mit einem verschmitzten Lächeln auf dem breiten Gesichte; er war angeheitert; sein langer Rock stand weit offen. „Hier geht es lustig zu!“

„Geh doch hinein, da du einmal hergekommen bist!“

„Ich will auch hineingehen! Das ist ein Zauber!“

Er stolperte hinunter.

Raskolnikow ging weiter.

„Hören Sie, mein Herr!“ rief ihm das Mädchen nach.

„Was?“

Sie wurde verlegen.

„Es wird mir immer ein Vergnügen sein, lieber Herr, Ihnen Gesellschaft zu leisten, — schenken Sie mir doch sechs Kopfen, hübscher Kavalier, zu einem Schlüdchen!“

Raskolnikow zog aus der Tasche, soviel er gerade in die Hand bekam: es waren fünfzehn Kopfen.

„Ach, was für ein guter Herr!“

„Wie heißt du denn?“

„Fragen Sie nur nach Duklida.“

„Nein, das ist doch unerhört!“ bemerkte eine aus der Gruppe und schüttelte über Duklidas Benehmen den Kopf. „Ich verstehe gar nicht, wie man nur so betteln kann! Da würde ich mich ja in Grund und Boden schämen . . .“ Neugierig blickte Raskolnikow die Redende an; es war ein poekennarbiges Mädchen, ganz voll blauer Prügelflecke, mit geschwollener Oberlippe. Sie sprach die tadelnden Worte ruhig und ernst.

„Wo habe ich,“ dachte Raskolnikow im Weitergehen, „wo habe ich doch gelesen, wie ein zum Tode Verurteilter eine Stunde vor seinem Tode spricht oder denkt? Daß, wenn ihm die Möglichkeit gewährt würde, irgendwo hoch oben auf einem Felsen zu

leben, auf einer so schmalen Platte, daß gerade nur die beiden Füße Raum zum Stehen fänden, und ringsumher wären Abgründe, Djean, ewige Finsternis, ewige Einsamkeit und ewiger Sturm, und wenn er so, auf dem schmalen Platze stehend, sein ganzes Leben, tausend Jahre, eine Ewigkeit zubringen könnte, — daß es ihm dann besser scheinen würde, so zu leben, als gleich zu sterben! Nur leben, leben, leben! Wie, ist gleichgültig; nur leben! . . . Und das ist wahr! O Gott, wie wahr! Der Mensch ist ein Schuft! . . . Und ein Schuft ist, wer ihn deswegen Schuft nennt!" fügte er einen Augenblick darauf hinzu.

Er gelangte in eine andere Straße. „Ah! Da ist ja der Kristallpalast! Von dem hat Nasumichin vorhin gesprochen. Aber was wollte ich eigentlich da? Ja, ich wollte lesen! . . . Sosimow sagte, er habe in den Zeitungen gelesen . . .“

„Habt ihr hier Zeitungen?“ fragte er beim Eintritt in ein sehr geräumiges und recht sauberes Restaurant, das aus mehreren, jetzt ziemlich leeren Zimmern bestand. Zwei bis drei Gäste tranken Tee, und in einem entfernteren Zimmer saß eine Gruppe von etwa vier Personen, die Champagner tranken. Es schien dem Eintretenden, daß sich Sametow unter ihnen befände; indessen konnte er ihn in dieser Entfernung nicht mit Sicherheit erkennen.

„Meinetwegen!“ dachte er.

„Befehlen Sie Schnaps?“ fragte der Kellner.

„Nein, bring mir Tee. Und bringe mir ein paar Zeitungen, alte, so etwa von fünf Tagen her; du bekommst ein Trinkgeld.“

„Sehr wohl. Hier sind die heutigen. Befehlen Sie auch Schnaps?“

Die alten Zeitungen und der Tee wurden gebracht. Rasfoknikow setzte sich hin und fing an zu suchen: „Isler — Isler — Azteken — Azteken — Isler — Bartola — Massimo — Azteken — Isler . . . Donnerwetter! Na, endlich die Lokalnachrichten: eine

Frau von der Treppe gefallen — ein Kleinbürger infolge von Trunksucht bankerott geworden — Feuer auf den Pesti — Feuer in der Peterburgskaja — nochmal Feuer in der Peterburgskaja — nochmal Feuer in der Peterburgskaja — Isler — Isler — Isler — Isler — Massimo . . . Ah, da ist es . . .“

Endlich hatte er gefunden, was er suchte, und fing an zu lesen. Die Zeilen hüpfen ihm vor den Augen umher; trotzdem las er den ganzen Bericht bis zu Ende und suchte dann gierig in den folgenden Nummern nach weiteren ergänzenden Mitteilungen. Die Hände zitterten ihm beim Umwenden der Zeitungsblätter vor krampfhafter Ungeduld. Plötzlich setzte sich jemand neben ihn an seinen Tisch. Er sah auf — es war Sametow, derselbe Sametow von neulich und mit demselben äußeren Habitus, mit den Ringen, der Uhrkette, mit dem Nackenscheitel in dem schwarzen, gekräuselten, pomadisierten Haare, mit der eleganten Weste und dem etwas abgeschauerten Rocke und der nicht ganz reinen Wäsche. Er war sehr guter Laune; wenigstens lächelte er vergnügt und gutmütig. Sein bräunliches Gesicht war von dem getrunkenen Champagner etwas erhit.

„Ei, sieh da, Sie sind hier?“ sagte er erstaunt und in einem Tone, als wäre er mit Rasfoknikow schon wer weiß wie lange bekannt. „Und noch gestern hat mir Rasumichin erzählt, daß Sie noch immer nicht wieder bei Besinnung wären. Das ist ja wunderbar! Ich bin nämlich bei Ihnen gewesen . . .“

Rasfoknikow hatte es sich gleich von vornherein gedacht, daß Sametow wohl zu ihm herantreten werde. Er legte die Zeitungen weg und wandte sich zu ihm. Auf seinen Lippen lag ein spöttisches Lächeln, und in diesem Lächeln gab sich ein neues Gefühl ungeduldiger Reizbarkeit zu erkennen.

„Das weiß ich, daß Sie da waren,“ antwortete er, „ich habe es gehört. Sie haben meinen Strumpf gesucht . . . Wissen Sie



wohl, Kasumichin ist von Ihnen ganz entzückt; er erzählt, Sie wären mit ihm bei Luisa Iwanowna gewesen, der Dame, für die Sie sich damals so ins Zeug legten; Sie blinzelten noch dem Leutnant Schießpulver so eifrig zu; aber es dauerte lange, bis er begriff; erinnern Sie sich nicht? Und es war doch nicht schwer zu begreifen, — eine so klare Sache, . . . nicht wahr?"

„Ja, überall muß der seine Hände im Spiel haben.“

„Der Leutnant Schießpulver?"

„Nein, Ihr Freund Kasumichin.“

„Aber was führen Sie für ein schönes Leben, Herr Sametow; zu den vergnüglichsten Lokalen haben Sie Zutritt, ohne eine Kopfe zu zahlen! Und wer hat Sie denn da eben mit Champagner traktiert?"

„Ach, wir haben da . . . ein Gläschen getrunken . . . Traktieren kann man das nicht nennen!"

„Eine kleine Vergütung! Sie verstehen eben aus allem Vorteil zu ziehen!" Kasolnikow lachte. „Nun, nichts für ungut, Sie braver junger Mann, nichts für ungut!" fügte er hinzu und klopfte Sametow auf die Schulter. „Ich sage das ja nicht im Ernst, sondern in aller Freundschaft, aus Spaß', wie Ihr Malergeselle sagte, als er Dmitri prügelte, Sie wissen wohl, in der Geschichte mit der alten Frau.“

„Aber woher wissen Sie denn das?"

„Ich weiß vielleicht mehr als Sie.“

„Was Sie komisch sind! . . . Sie sind gewiß noch recht krank. Sie haben nicht gut daran getan, auszugehen.“

„Also ich komme Ihnen komisch vor?"

„Allerdings. Was haben Sie denn da? Lesen Sie Zeitungen?"

„Ja.“

„Es steht viel von Feuersbrünsten darin.“

„Von Feuersbrünsten lese ich nicht." Hier blickte er Sametow

geheimnisvoll an; das spöttische Lächeln erschien wieder auf seinen Lippen. „Nein, von Feuersbrünsten lese ich nicht,“ wiederholte er und blinzelte Sametow zu. „Aber gestehen Sie nur, lieber junger Mann, daß Sie schrecklich gern wissen möchten, was ich gelesen habe!“

„Es liegt mir gar nichts daran, das zu wissen. Ich habe nur so ganz ohne Absicht gefragt. Eine solche Frage ist doch wohl erlaubt. Was wollen Sie denn nur immer? . . .“

„Hören Sie mal, Sie sind doch ein gebildeter Mann und haben viele Bücher gelesen, nicht wahr?“

„Ich bin aus der sechsten\* Klasse des Gymnasiums abgegangen,“ antwortete Sametow nicht ohne Selbstbewußtsein.

„Aus der sechsten Klasse! Ach, du mein Späzchen! Und was hat er für einen schönen Scheitel und für Ringe und ist ein reicher Mann! Ei, was für ein liebes Jüngelchen!“

Hier brach Rasfoknikow in ein nervöses Lachen aus und lachte Sametow gerade ins Gesicht. Dieser fuhr zurück, nicht sowohl gekränkt als vielmehr im höchsten Grade erstaunt.

„Nein, was sind Sie für ein komischer Mensch!“ sagte Sametow noch einmal in sehr ernstem Tone. „Mich dünkt, Sie phantazieren immer noch.“

„Ich phantaziere? Da irrst du dich, mein Späzchen . . . Also komisch bin ich? Nun, interessant bin ich Ihnen wohl auch, nicht wahr? Bin ich Ihnen interessant?“

„Freilich, freilich!“

„Soll ich Ihnen also sagen, was ich gesucht habe, was ich gelesen habe? Sehen Sie nur, wieviel Nummern ich mir habe geben lassen! Das ist doch verdächtig, nicht wahr?“

„Nun, dann sagen Sie es.“

„Passen Sie auch auf wie ein Schießhund?“

\* Von unten gezählt.

Anmerkung des Übersetzers.

„Was ist denn da groß aufzupassen?“

„Das will ich Ihnen nachher sagen. Jetzt aber, lieber Freund, erkläre ich Ihnen . . . nein, besser: ‚ich gestehe‘ . . . Nein, auch das ist nicht der richtige Ausdruck . . . Ich gebe eine Aussage ab, und Sie nehmen sie entgegen‘, so stimmt es. Also ich gebe die Aussage ab, daß ich mich interessiert, gesucht, gelesen habe . . .“ Raskolnikow kniff die Augen zusammen und machte eine Pause. „Ich habe nach den Berichten über die Ermordung der alten Beamtenwitwe gesucht und bin nur zu diesem Zwecke hierhergekommen,“ sagte er endlich beinahe flüsternd und brachte dabei sein Gesicht dem Gesichte Sametows ganz nahe.

Sametow blickte ihn gerade und unverwandt an, ohne sich zu rühren und ohne sein Gesicht von dem des andern zu entfernen. Besonders seltsam erschien es ihm nachher, daß ihr Schweigen eine volle Minute gedauert hatte und sie einander eine volle Minute so angesehen hatten.

„Nun, was ist denn dabei, daß Sie das gelesen haben?“ rief er endlich verwundert und ungeduldig. „Was kümmert das mich? Was ist denn dabei?“

„Das ist dasselbe alte Weib,“ fuhr Raskolnikow, der sich bei Sametows letzten Worten gar nicht gerührt hatte, in demselben Flüstertone fort, „das ist dasselbe alte Weib, von dem neulich im Polizeibureau gesprochen wurde; Sie erinnern sich wohl, daß ich dabei in Ohnmacht fiel. Nun, verstehen Sie jetzt?“

„Aber was meinen Sie denn eigentlich? Was soll ich denn verstehen?“ erwiderte Sametow beunruhigt.

Raskolnikows unbewegliches, ernsthaftes Gesicht verwandelte sich in einem Augenblicke, und er brach auf einmal wieder in dasselbe nervöse Lachen aus wie vorhin, wie wenn er völlig unfähig wäre, sich zu beherrschen. Und auf einmal stand ihm in größter Deutlichkeit jener noch nicht so weit zurückliegende Mo-



ment vor Augen, wo er mit dem Beile hinter der Thür stand, der Haken auf und nieder hüpfte, die beiden vor der Thür schimpften und an der Klinke rüttelten und ihn selbst die Luft anwandelte, sie anzurufen, sie zu schimpfen, ihnen die Zunge herauszustrecken, sie zu höhnen und zu lachen, zu lachen, zu lachen!

„Entweder sind Sie verrückt oder . . .“, sagte Sametow und stockte, als hätte ihn ein plötzlich in seinem Kopfe aufblitzender Gedanke überrascht.

„Oder? Was meinen Sie mit Ihrem ‚oder‘? Nun, was? Reden Sie!“

„Ach was!“ antwortete Sametow ärgerlich. „Es ist ja alles dummes Zeug!“

Beide schwiegen. Nach dem plötzlichen, konvulsivischen Lachanfall war Raskolnikow sofort wieder nachdenklich und traurig geworden. Er setzte einen Ellbogen auf den Tisch und stützte den Kopf mit der Hand. Anscheinend hatte er ganz vergessen, daß Sametow da war. Das Schweigen dauerte ziemlich lange.

„Warum trinken Sie denn Ihren Tee nicht? Er wird ja ganz kalt!“ sagte Sametow.

„Was? Tee? . . . Nun, meinetwegen . . .“

Raskolnikow nahm einen Schluck aus dem Glase, schob ein Stückchen Brot in den Mund und schien, nachdem er Sametow einen Augenblick betrachtet hatte, sich plötzlich wieder an alles zu erinnern und gleichsam wieder aufzuleben. Gleichzeitig nahm sein Gesicht von neuem den früheren spöttischen Ausdruck an. Er trank nun seinen Tee weiter.

„Diese Schurkereien nehmen heutzutage überhand,“ sagte Sametow. „Da las ich neulich in den ‚Moskauer Nachrichten‘, daß in Moskau eine ganze Bande von Fälschern abgefaßt ist. Es war eine ordentliche organisierte Gesellschaft. Sie machten Staatschuldscheine nach!“

„O, das ist schon lange her! Das habe ich schon vor einem Monat gelesen,“ erwiderte Raskolnikow ruhig. „Also das sind Ihrer Meinung nach Schurken!“ fügte er lächelnd hinzu.

„Sind das etwa keine Schurken?“

„Die? Kinder sind das, Gelbschnäbel, aber keine Schurken! Wollte fünfzig Menschen tun sich zu einem solchen Zwecke zusammen! Hat denn das einen vernünftigen Sinn? Drei ist dabei das zulässige Maximum, und dabei ist noch erforderlich, daß jeder sich auf den andern sicherer verlassen kann als auf sich selbst. Sonst braucht nur einer in der Betrunktheit zu schwagen, und die ganze Sache geht in die Brüche. Gelbschnäbel! Sie nehmen sich unzuverlässige Leute an, um die Papiere in Bankgeschäften umzusehen: wie konnten sie nur so eine Sache dem ersten besten anvertrauen? Und sehen wir selbst den Fall, es wäre ihnen trotz ihrer ungeschickten Maßregeln geglückt, sehen wir den Fall, jeder hätte sich eine Million eingewechselt, nun, wie dann weiter? Wie hätte sich dann ihr ganzes Leben gestaltet? Jeder einzelne wäre dann von dem andern sein ganzes Leben lang abhängig gewesen! Da wäre es doch besser, sich gleich aufzuhängen! Aber sie haben nicht einmal das Umwechselfn verstanden: da versucht einer dieser angenommenen Helfershelfer in einem Bankgeschäfte solche Papiere umzuwechseln und hat bereits dafür seine fünftausend Rubel erhalten; aber nun fangen ihm die Hände an zu zittern. Viertausend zählt er nach, aber das fünfte Tausend nimmt er, ohne nachzuzählen, hin, auf Treu und Glauben, um es nur ja gleich in die Tasche stecken und sich möglichst schnell davonmachen zu können. Na, dadurch erregte er natürlich Verdacht. Und die ganze Sache ging schief wegen eines einzigen Dummkopfes! Wie ist so etwas überhaupt nur möglich!“

„Daß dem die Hände zitterten?“ fragte Sametow. „Na, das ist denn doch sehr wohl möglich. Ich bin völlig überzeugt, daß

dergleichen sehr leicht passieren kann. Bei dergleichen Dingen versagen manchmal die Nerven."

"Bei dergleichen Dingen?"

"Sind Sie denn etwa Ihrer Nerven sicher? Nein, ich für meine Person nicht! Für eine Belohnung von hundert Rubeln sich einer solchen Gefahr auszusetzen! Hinzugehen, um ein solches Wertpapier an den Mann zu bringen, und wohin! in ein Bankgeschäft, wo sie in solchen Sachen gerieben sind, — nein, da hätte ich die Ruhe verloren. Und Sie nicht?"

Raskolnikow verspürte wieder die größte Lust, ihm die Zunge herauszustrecken. Alle Augenblicke lief ihm ein Frösteln über den Rücken.

"Ich hätte es anders angegriffen," begann er. "Beim Umwechseln wäre ich so verfahren: das erste Tausend hätte ich so etwa viermal von allen Seiten nachgezählt, jeden Schein genau angesehen und dann das zweite Tausend vorgenommen; ich hätte angefangen zu zählen, hätte bis zur Mitte gezählt, eine beliebige Fünfzigrubelnote herausgenommen, gegen das Licht gehalten, umgewendet und wieder gegen das Licht gehalten, ob sie auch nicht falsch sei. 'Ich bin darin ängstlich,' hätte ich gesagt, 'eine Verwandte von mir ist neulich auf diese Art um fünfundzwanzig Rubel zu Schaden gekommen,' und hätte eine ganze solche Geschichte erzählt. Und wenn ich das dritte Tausend zu zählen angefangen hätte, dann hätte ich gesagt: 'Ach, entschuldigen Sie, ich glaube, ich habe in dem zweiten Tausend das siebente Hundert nicht richtig gezählt; ich bin doch zweifelhaft,' und hätte das dritte wieder hingelegt und nochmal nach dem zweiten gegriffen, — und so bei allen fünfen. Und wenn ich fertig gewesen wäre, dann hätte ich aus dem fünften und aus dem zweiten Tausend je eine Note herausgenommen, sie wieder gegen das Licht gehalten und, wie wenn ich wieder an der Echtheit zweifelte, ge-



sagt: „Bitte, tauschen Sie mir diese um,“ und so hätte ich den Kontoristen in Angstschweiß versetzt, so daß er halb verzweifelt gesucht hätte, mich nur endlich loszuwerden! Zuletzt, wenn ich fertig gewesen wäre, wäre ich gegangen, hätte die Tür aufgemacht — und wäre mit einem „Ach, entschuldigen Sie!“ noch einmal umgekehrt, um noch etwas zu fragen, irgendwelche Aufklärung zu erhalten. So hätte ich das gemacht!“

„Donnerwetter, was tragen Sie da für feine Kunstgriffe vor!“ sagte Sametow lachend. „Der Haken ist dabei bloß: gesprächsweise läßt sich so etwas wohl darlegen; aber bei der Ausführung würden Sie sicher auch Ihre Fehler machen. Ich sage Ihnen, meiner Ansicht nach kann dabei nicht einmal ein geriebener, verzogener Kerl, geschweige denn ein Mensch wie Sie oder ich, sich auf sich selbst verlassen. Aber wozu fernliegende Beispiele heranziehen; wir haben ja ein ganz naheliegendes: die alte Frau, die hier in unserm Revier ermordet ist. Es muß doch gewiß ein verzogener Mensch gewesen sein; am hellen Tage hat er die Tat riskiert; nur durch ein reines Wunder ist er davongekommen, — aber die Hände haben ihm trotzdem gezittert: den Raub durchzuführen hat er nicht verstanden; da haben seine Nerven gestreift; das sieht man an dem Hergange . . .“

Es machte den Eindruck, als ob sich Rastolnikow gekränkt fühlte.

„Sieht man das? Nun, dann fangen Sie ihn doch! Vorwärts! Aber bald!“ rief er in höhnisch aufstachelndem Tone Sametow zu.

„Man wird ihn schon kriegen!“

„Wer? Sie von der Polizei? Sie wollen ihn kriegen? Na, dann tummeln Sie sich nur! Bei Ihnen ist ja doch immer die Hauptsache: gibt jemand viel Geld aus oder nicht? Wenn einer vorher kein Geld hatte und nun auf einmal viel auszugeben anfängt, — na, dann ist ja kein Zweifel, daß der es ist! Darum kann Sie jedes kleine Kind hinters Licht führen, wenn es will!“

„Das ist ja eben das Eigentümliche, daß sie es alle so machen,“ erwiderte Sametow. „Da begeht einer mit aller Schlaueit einen Mord, setzt sein Leben aufs Spiel, und dann geht er sofort in eine Kneipe und ist geliefert. Beim auffälligen Geldausgeben werden sie abgefaßt. So schlau wie Sie sind eben nicht alle; Sie würden natürlich nicht in eine Kneipe gehen?“

Raskolnikow zog die Augenbrauen zusammen und blickte Sametow starr an.

„Meine Auseinandersetzung von vorhin hat Ihnen wohl Appetit gemacht, und Sie möchten nun auch gern wissen, wie ich mich in diesem Falle benommen hätte?“ fragte er mißvergnügt.

„Das möchte ich allerdings gern wissen,“ antwortete jener fest und ernst.

Sein Ton und seine Miene waren eigentlich auffällig ernst geworden.

„Sehr gern?“

„Ja, sehr gern!“

„Nun schön! Das hätte ich also so gemacht,“ begann Raskolnikow; wiederum brachte er auf einmal sein Gesicht dem Gesichte Sametows ganz nahe, wiederum starrte er ihn unverwandt an, und wiederum dämpfte er seine Stimme zum Flüstertone herab, so daß jener diesmal ordentlich zusammenfuhr. „Ich hätte es so gemacht: ich hätte das Geld und die Wertgegenstände genommen, und sowie ich den Tatort verlassen hätte, wäre ich sofort, ohne vorher irgendwo einzukehren, in eine Gegend gegangen, wo ein rings eingeschlossener Platz ist und nur Zaune und fast keine Menschenseele, — nach einem Gemüsegarten oder so etwas Ähnlichem. Auf diesem Hofe, oder was es nun ist, hätte ich mir schon vorher einen Stein ausgesucht gehabt, so ungefähr im Gewichte von einem halben Zentner, in einer Ecke, an einem Zaune; der Stein hat da vielleicht schon seit der Er-

bauung des Hauses gelegen. Diesen Stein hätte ich aufgehoben, — unter ihm muß eine Vertiefung sein, — und in diese Vertiefung hätte ich alle Wertsachen und das Geld hineingelegt. Dann hätte ich den Stein wieder in seine frühere Lage gewälzt, die Erde mit dem Fuße angedrückt und wäre davongegangen. Und nun hätte ich ein, zwei Jahre lang, drei Jahre lang nichts angerührt, — na, nun könnt ihr suchen! Es war da, und nun ist verschwunden, wie der Zauberünstler sagt.“

„Sie sind verrückt,“ sagte Sametow, unwillkürlich gleichfalls beinahe flüsternd, und rückte von Raskolnikow weg.

Diesem funkelten die Augen; er war erschreckend bleich geworden; seine Oberlippe zuckte und zitterte. Er beugte sich ganz nahe zu Sametow hin und bewegte die Lippen, ohne ein Wort zu sprechen; das dauerte etwa eine halbe Minute. Er wußte, was er tat, hatte aber die Herrschaft über sich verloren. Wie damals der Haken an der Tür, so hüpfte jetzt ein furchtbares Wort auf seinen Lippen; jeden Augenblick konnte es sich loslösen, jeden Augenblick; er brauchte es nur aus dem Munde herauszulassen, es nur auszusprechen!

„Und wenn ich nun wirklich das alte Weib und Lisaweta ermordet hätte?“ sagte er plötzlich — und kam wieder zur Besinnung.

Sametow blickte ihn verstört an und wurde kreidebleich. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem Lächeln.

„Wie wäre das wohl möglich?“ sagte er kaum hörbar.

Raskolnikow blickte ihn grimmig an.

„Gestehen Sie nur: Sie haben es geglaubt? . . . Ja? Nicht wahr?“

„Durchaus nicht! Ich glaube es jetzt weniger als je!“ rief Sametow hastig.

„Nun ist er eingegangen, endlich! Nun haben wir das Späß-



chen erwischt! Also haben Sie es früher doch geglaubt, wenn Sie es jetzt, weniger als je' glauben?"

„Aber durchaus nicht!“ rief Sametow, augenscheinlich äußerst verlegen. „Also nur darum haben Sie mir mit Ihren Reden einen Schreck eingejagt, um mich zu einem solchen Geständnis zu bringen?“

„Also Sie glauben es nicht? Aber was haben Sie denn damals in meiner Abwesenheit auf dem Polizeibureau gesprochen, nachdem ich weggegangen war? Und warum hat der Leutnant Schießpulver nach meinem Ohnmachtsanfall mit mir ein Verhör angestellt? He, du!“ rief er dem Kellner zu, indem er aufstand und nach seiner Mütze griff, „was bin ich schuldig?“

„Dreißig Kopeken zusammen,“ antwortete der herbeilaufende Kellner.

„Da hast du noch zwanzig Kopeken Trinkgeld. Sehen Sie nur, wieviel Geld ich habe,“ sagte er zu Sametow und streckte ihm seine zitternde Hand mit den Banknoten hin, „rote und blaue Scheine, fünfundzwanzig Rubel. Wo mag das her sein? Und wie mag ich zu dem neuen Anzuge gekommen sein? Sie wissen ja doch, daß ich nicht eine Kopেকে besaß! Sie haben doch gewiß schon meine Wirtin ausgefragt. . . Na, nun wollen wir es genug sein lassen! Assez causé! Auf Wiedersehen! Auf ein angenehmes Wiedersehen!“

Er ging hinaus, am ganzen Leibe zitternd von einer heftigen nervösen Aufregung, in die sich indes ein Gefühl von fast unerträglich starker Freude mischte; im übrigen war er düster und entsetzlich müde. Sein Gesicht war ganz verzerrt, wie nach einem schweren Anfalle. Seine Ermattung nahm schnell zu. Es stand jetzt mit ihm so, daß seine Kräfte beim ersten Impuls, beim ersten Reiz plötzlich geweckt wurden und sich einstellten und dann ebenso schnell wieder ermatteten, wenn der Reiz aufhörte.

Sametow saß, nachdem er allein zurückgeblieben war, noch lange in Nachdenken versunken auf demselben Platze. Durch Raskolnikow waren alle seine bisherigen Gedanken über einen gewissen Punkt unversehens umgestoßen worden, und er war nun zu einer festen Meinung gelangt.

„Ilja Petrowitsch ist ein Dummkopf!“ sagte er mit großer Bestimmtheit.

Raum hatte Raskolnikow die nach der Straße führende Thür geöffnet, als er auf den Stufen mit dem eintretenden Rasumichin zusammenstieß. Beide, obwohl nur einen Schritt voneinander entfernt, hatten einander nicht gesehen, so daß sie beinahe mit den Köpfen zusammenprallten. Eine Zeitlang maßen sie sich mit den Blicken. Rasumichin war zunächst im höchsten Grade erstaunt; aber plötzlich flammte der Zorn, ein echter, unverstellter Zorn, drohend in seinen Augen auf.

„Also hier bist du!“ schrie er aus vollem Halse. „Aus dem Bette ist der Mensch davongelaufen! Und ich habe ihn da sogar unter dem Sofa gesucht! Auf den Dachboden sind wir gegangen. Deinetwegen habe ich Nastasja beinahe durchgeprügelt . . . Und nun ist er hier! Rodion! Was bedeutet das? Sage die Wahrheit! Gestehe! Hörst du wohl?“

„Das bedeutet, daß ihr mir alle gründlich zum Ekel geworden seid und daß ich allein sein will,“ antwortete Raskolnikow ruhig.

„Allein sein willst du? Du kannst ja noch gar nicht gehen, und dein Gesicht ist weiß wie Leinwand, und du bekommst kaum Luft! Du Dummkopf! Was hast du hier im Kristallpalast zu suchen gehabt? Gestehe sofort!“

„Laß mich in Ruh!“ erwiderte Raskolnikow und wollte vorbeigehen.

Aber dieses Benehmen versetzte nun Rasumichin völlig in Wut, und er faßte ihn kräftig an der Schulter.

„Laß mich in Ruhe?“ Du wagst zu sagen: „Laß mich in Ruhe?“ Weißt du wohl auch, was ich sofort mit dir tun werde? Ich packe dich mit beiden Armen, schnüre dich zu einem Bündel zusammen, trage dich unterm Arm nach Hause und schließe dich da ein!“

„Höre, Rasumichin,“ begann Rasolnikow leise und scheinbar ganz ruhig, „siehst du denn nicht, daß ich deine Wohltaten nicht mag? Wie kann es dir nur Vergnügen machen, jemandem Wohltaten zu erweisen, der sich nicht das geringste daraus macht, sie vielmehr nur als drückende Last empfindet? Wozu hast du mich beim Beginn meiner Krankheit aufgesucht? Vielleicht wäre es mir ganz lieb gewesen, zu sterben! Nun, habe ich es dir heute nicht hinlänglich zu verstehen gegeben, daß du mich peinigst, daß du mir . . . zum Ekel geworden bist? Wahrhaftig, ein eigentümliches Vergnügen, andre Menschen zu peinigen! Ich versichere dir, daß all das ein ernstliches Hindernis für meine Wiederherstellung ist, weil es mich unaufhörlich aufregt. Sosimow ging doch vorhin eben deshalb fort, um mich nicht aufzuregen! Ich bitte dich inständig: laß auch du mich in Ruhe! Und schließlich, was für ein Recht hast du, mich mit Gewalt zurückzuhalten? Siehst du denn nicht, daß ich jetzt völlig bei klarem Verstande rede? Sag selbst: welche Gründe soll ich schließlich noch vorbringen, um dich dazu zu bewegen, daß du dich mir nicht weiter aufdrängen und mir keine Wohltaten mehr erweisen möchtest? Haltet mich meinetwegen für undankbar, für einen gemeinen Menschen; aber laßt mich alle in Ruhe, ich bitte euch flehentlich, laßt mich in Ruhe, laßt mich in Ruhe!“

Er hatte ruhig begonnen und sich im voraus über all das Gift gefreut, das er von sich zu geben beabsichtigte; aber er schloß in voller Wut und mit leuchtendem Atem, wie vorher bei dem Gespräch mit Luschin.



Rasumichin stand ein Weilchen da, dachte nach und ließ dann seine Hand los.

„Echer dich zum Teufel!“ sagte er leise und fast melancholisch. „Halt!“ brüllte er plötzlich los, als Rastolnikow sich rührte, um fortzugehen, „hör mich mal an! Ich erkläre dir hiermit, daß ihr alle, ohne Ausnahme, weiter nichts als Schwäger und Prahlhänse seid! Trifft euch einmal ein kleines Leid, so benehmt ihr euch damit wie eine Henne, die ein Ei legt! Auch bei solcher Gelegenheit kopiert ihr fremde Autoren. Keine Spur von eigenem, selbständigem Leben ist bei euch zu finden. Kerle wie aus Gallert und statt des Blutes Käsewasser in den Adern! Keinem von euch glaube ich etwas! Die Hauptsache ist euch in allen Lagen immer, euch nur ja nicht wie ein Mensch zu benehmen. Halt! Halt!“ schrie er mit gesteigerter Wut, als er merkte, daß Rastolnikow wieder Miene machte, wegzugehen. „Hör mich zu Ende! Du weißt, ich bekomme heute Besuch zur Einweihung meiner neuen Wohnung; vielleicht sind meine Gäste in diesem Augenblicke auch schon da; ich habe meinen Onkel dort gelassen (ich habe vorhin eben noch einmal herangesehen), damit er die Gäste empfängt. Wenn du also nicht ein Esel wärest, ein ganz dummer Esel, ein rechter Quadratesel, eine bloße Übersetzung aus einer fremden Sprache, . . . siehst du, Rodion, ich gebe zu, daß du ein verständiger junger Mann bist, aber ein Esel bist du! — also, wenn du nicht ein Esel wärest, so würdest du lieber heute mich besuchen und den Abend bei mir zubringen, als so zwecklos die Stiefelsohlen ablaufen. Ausgegangen bist du ja nun doch einmal; das ist nicht mehr zu ändern! Ich würde dir einen schön weichen Lehnstuhl hinstellen, meine Wirtsleute haben einen . . . Ein Täßchen Tee, anregende Gesellschaft . . . Oder du kannst auch auf der Chaiselongue liegen, — du liegst dann doch mitten unter uns . . . Sosimow ist auch da. Nun, wirst du kommen?“

„Nein.“

„Dein ‚Nein‘ besagt gar nichts!“ rief Rasumichin ungeduldig. „Woher willst du das wissen, daß du nicht kommen wirst? Du kannst für deine künftigen Handlungen keine Bürgschaft übernehmen! Und du hast auch gar kein Verständnis für die Situation. Ich habe mich schon tausendmal ganz ebenso mit andern Leuten aufs gröbste verzanft und bin dann doch wieder zu ihnen hingegangen, . . . man schämt sich und kehrt dann wieder zu dem Betreffenden zurück. Also vergiß nicht: im Putschinkowschen Hause, drei Treppen hoch . . .“

„In Ihrer Lust, Wohltaten zu erweisen, Herr Rasumichin, kommen Sie womöglich noch dahin, sich von demjenigen, dem Sie sich aufdrängen, ruhig durchprügeln zu lassen.“

„Durchprügeln? Mich? Für den bloßen Gedanken reiße ich ihm die Nase ab! Das Putschinkowsche Haus, Nr. 47, in der Wohnung des Beamten Babuschkin . . .“

„Ich komme nicht, Rasumichin!“

Raskolnikow wandte sich um und ging fort.

„Ich wette darauf, daß du kommst!“ rief Rasumichin ihm nach. „Sonst bist du . . . Sonst will ich gar nichts mehr von dir wissen! — He, warte mal! Ist Sametow da drin?“

„Ja.“

„Hast du ihn gesehen?“

„Ja.“

„Hast du auch mit ihm gesprochen?“

„Ja.“

„Worüber denn? Na, hol dich der Kuckuck, dann sag es nicht; ist mir auch gleich. Also: Haus Putschinkow, 47, Wohnung von Babuschkin, vergiß das nicht!“

Raskolnikow ging bis zur Sadowaja-Straße und bog dort um die Ecke. Rasumichin sah ihm in Gedanken versunken nach. Dann

machte er mit der Hand eine Gebärde, die etwa besagte: „Es ist nichts mit ihm anzufangen!“ und wendete sich dem Eingange zu; aber noch auf den Stufen blieb er stehen.

„Hols der Teufel!“ sagte er in halbblautem Selbstgespräche. „Er redet ganz vernünftig, aber gerade wie wenn . . . Ich bin aber auch ein Esel! Als ob Berrückte nicht auch vernünftig reden könnten! Und es schien mir, daß Sosimow gerade so etwas fürchtete!“ Er tippte mit dem Finger an seine Stirn. „Wie nun aber, wenn er . . . Man kann ihn eigentlich jetzt gar nicht allein lassen. Er ertränkt sich am Ende gar . . . O weh, da habe ich eine Dummheit gemacht! Nein, das geht nicht!“ Er lief zurück, um Raskolnikow einzuholen; aber von dem war nichts mehr zu sehen. Er spuckte aus und lehrte eiligen Schrittes nach dem Kristallpalaste zurück, um möglichst schnell Sametow zu befragen.

Raskolnikow ging geradeswegs nach der . . . schen Brücke, stellte sich in der Mitte an das Geländer, stützte sich mit beiden Ellbogen darauf und blickte in die Ferne. Nachdem er sich von Kasumichin getrennt hatte, war er so schwach geworden, daß er sich nur mit Mühe so weit geschleppt hatte. Er hatte die größte Lust, sich irgendwo auf der Straße hinzusetzen oder hinzulegen. Über das Wasser gebeugt, blickte er gedankenlos auf den letzten rosigen Widerschein des Abendrots, nach der Häuserreihe, die in der hereinbrechenden Dämmerung schon ganz dunkel aussah, nach einem einzelnen Fensterchen, das in weiter Entfernung in der linken Uferstraße irgendwo in einer Mansarde von dem letzten Sonnenstrahl, der es für einen Augenblick traf, in flammende Glut versetzt wurde, und auf das immer dunkler werdende Wasser des Kanals, und gerade dieses Wasser schien er mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten. Aber schließlich drehten sich vor seinen Augen rote Kreise, die Häuser fingen an zu wandern, die Vorübergehenden, die Ufer, die Wagen, alles drehte sich und



tanzte im Kreise herum. Plötzlich fuhr er zusammen, — vor einem neuen Ohnmachtsanfall, den er vielleicht erlitten hätte, bewahrte ihn ein schrecklicher, abstoßender Anblick. Er fühlte, daß sich jemand auf der rechten Seite neben ihn stellte, sah hin und erblickte ein Weib, großgewachsen, mit einem Tuche um den Kopf, mit gelbem, länglichem, ausgemergeltem Gesichte und geröteten, eingesunkenen Augen. Sie blickte geradezu nach ihm hin, sah aber offenbar nichts und unterschied die Personen nicht. Auf einmal stützte sie sich mit dem rechten Arm auf das Geländer, hob das rechte Bein in die Höhe, schwang es über das Gitter, darauf das linke und stürzte sich in den Kanal. Das schmutzige Wasser teilte sich und verschlang das Opfer für kurze Zeit; aber bald darauf kam die Selbstmörderin wieder an die Oberfläche und trieb langsam stromabwärts; Kopf und Füße hingen im Wasser; der Rücken ragte heraus; der Rock hatte sich zusammengeballt und lag, wie ein Kissen aufgeschwollen, auf dem Wasser.

„Sie hat sich ertränkt! Sie hat sich ertränkt!“ riefen ein Duzend Stimmen; eine Menge Menschen lief zusammen; beide Ufer füllten sich mit Zuschauern; auf der Brücke, um Rasolnikow herum, drängte sich das Volk und drückte und stieß ihn von hinten.

„Herr Gott, das ist ja unsere Afrosinja!“ rief nicht weit von ihm eine weinerliche Frauenstimme. „Um Gottes willen, rettet sie! Liebe Männer, zieht sie heraus!“

„Einen Kahn! Schnell einen Kahn!“ wurde in der Menge gerufen.

Aber es war kein Kahn mehr nötig; ein Schuhmann war die Treppe zum Kanal hinuntergelaufen, hatte Mantel und Stiefel von sich geworfen und sich ins Wasser gestürzt. Es war keine große Mühe; der Körper der Frau wurde von der Strömung nur zwei Schritte entfernt vom Fuße der Treppe hingetrieben; der Schuhmann ergriff sie mit der rechten Hand am Kleide; mit

der linken gelang es ihm, eine Stange zu fassen, die ihm ein Kamerad hinhielt; und nun wurde die Selbstmörderin schnell herausgezogen. Man legte sie auf die Granitplatten bei der Treppe. Sie kam bald wieder zu sich, richtete sich auf, setzte sich hin und begann zu niesen und zu prusten und mechanisch mit den Händen das nasse Kleid abzuwischen. Sie redete kein Wort.

„Sie hat das Delirium, das Delirium!“ heulte dieselbe Frauenstimme, jetzt dicht bei Afrosinja. „Neulich wollte sie sich aufhängen; wir haben sie noch rechtzeitig abgenommen. Ich war jetzt bloß in einen Kaufladen gegangen und hatte mein kleines Mädchen zu Hause gelassen, um auf sie aufzupassen, — und da mußte auch gleich das Unglück da sein! Sie ist eine Kleinbürgerin, Väterchen,“ erklärte sie dem Schutzmann, „sie wohnt bei uns; wir wohnen hier ganz in der Nähe, das zweite Haus von der Ecke dort . . .“

Das Volk ging auseinander, die Polizisten machten sich noch mit der Geretteten zu schaffen; jemand rief etwas vom Polizeibureau . . . Kasolnikow betrachtete das alles mit einem seltsamen Gefühle von Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit. Es überkam ihn ein Ekel davor. „Nein, das ist gräßlich . . .“, murmelte er vor sich hin. „Dieses scheußliche Wasser, . . . das ist nichts . . . Es ist hier weiter nichts los,“ fügte er hinzu, „es hat keinen Zweck, noch zu warten. Was soll dabei das Polizeibureau? Aber warum ist Sametow nicht im Bureau? Es ist noch nicht zehn Uhr, da ist das Bureau doch offen . . .“ Er wandte dem Geländer den Rücken zu und blickte um sich.

„Na, dann also vorwärts! Meinetwegen!“ sagte er in festem Tone, verließ die Brücke und schlug die Richtung nach dem Polizeibureau ein. Sein Herz war leer und öde. Er mochte nicht denken. Sogar die Unruhe war geschwunden; keine Spur mehr von der Energie, mit der er vor kurzem seine Wohnung ver-

lassen hatte, entschlossen, „diese ganze Sache“ heute noch zu Ende zu bringen. Eine vollständige Apathie war an die Stelle dieser Empfindungen getreten.

„Nun gut, auch das ist ein Abschluß!“ dachte er, während er langsam und müde am Ufer des Kanals hinging. „Jedenfalls bringe ich die Sache nach meinem eigenen Willen zu Ende . . . Ist es aber auch ein Abschluß? Ach was, ganz gleich! Ich werde gleichsam auf jener schmalen Felsenplatte weiterleben, — ha-ha-ha! Aber was ist das für ein Ende! Und ist es wirklich das Ende? Soll ich es ihnen sagen oder nicht? Ach, hols der Teufel! Und ich bin auch müde und möchte mich recht bald irgendwo hinlegen oder hinsetzen! Am meisten schäme ich mich, daß das Ganze so dumm aussieht. Aber auch darum schere ich mich nicht weiter. Was einem doch für abgeschmackte Gedanken in den Kopf kommen . . .“

Nach dem Polizeibureau mußte er immer geradeaus gehen und dann bei der zweiten Straßenkreuzung links einbiegen; dann waren es nur noch ein paar Schritte. Aber als er bis zur ersten Kreuzung gekommen war, blieb er stehen, überlegte, bog in die Querstraße ein und machte einen Umweg durch zwei Straßen, vielleicht ohne jede Absicht, vielleicht aber auch, um die Sache wenigstens noch eine Minute lang hinzuziehen und Zeit zu gewinnen. Er ging und blickte zur Erde. Möglich war es ihm, als ob ihm jemand etwas ins Ohr flüstere. Er hob den Kopf in die Höhe und sah, daß er bei „jenem“ Hause, unmittelbar am Tore, stand. Seit „jenem“ Abende war er hier nicht wieder gewesen und nicht vorbeigekommen.

Ein unwiderstehliches, unerklärliches Verlangen zog ihn hinein. Er trat in das Haus, durchschritt den ganzen Torweg, ging dann in den ersten Eingang rechts und stieg auf der wohlbekanntnen Treppe bis zum vierten Stockwerk hinauf. Auf der engen, steilen



Treppe war es sehr dunkel. Auf jedem Absatze blieb er stehen und schaute sich neugierig um. Bei dem Absatze des ersten Stockwerkes waren die Fensterflügel ganz herausgenommen. „Das war damals nicht,“ dachte er. Da war auch die Wohnung im zweiten Stock, wo Nikolai und Dmitri gearbeitet hatten. „Sie ist verschlossen; auch die Thür ist neu gestrichen; also kann ein neuer Mieter einziehen.“ Da war auch das dritte Stockwerk . . . und das vierte . . . „Hier!“ Er stand höchst erstaunt: die Thür zu dieser Wohnung stand sperrangelweit offen; es waren Leute darin; Stimmen waren vernehmbar; das hatte er nicht erwartet. Nach kurzem Schwanken stieg er die letzten Stufen hinan und ging in die Wohnung hinein.

Auch diese Wohnung wurde neu hergerichtet; es waren Handwerker darin; dies war ihm überraschend. Ohne sich über den Grund klar zu werden, hatte er die Vorstellung gehabt, er werde alles genau so wieder vorfinden, wie er es damals verlassen hatte, vielleicht sogar die Leichname an denselben Stellen auf dem Fußboden. Und was erblickte er nun? Kahle Wände, keine Möbel; ordentlich seltsam! Er ging an ein Fenster und setzte sich auf das Fensterbrett.

Es waren nur zwei Handwerker da, beides junge Burschen, der eine jedoch erheblich älter als sein noch sehr junger Genosse. Sie beklebten die Wände mit neuen Tapeten, weiß mit lila Blümchen, an Stelle der alten, die so zerrissen und unsauber gewesen waren. Dies erregte bei Rasolnikow ein seltsames Mißvergnügen; er blickte diese neuen Tapeten unzufrieden an, als täte es ihm leid, daß alles so verändert würde.

Die Handwerker hatten sich offenbar bei ihrer Arbeit zu lange aufgehalten und rollten jetzt eilig ihre Tapeten zusammen und machten sich fertig, um nach Hause zu gehen. Rasolnikows Erscheinen hatten sie so gut wie gar nicht beachtet. Sie redeten

über etwas untereinander. Raskolnikow verschränkte die Arme über der Brust und hörte zu.

„Nun kam sie am Morgen zu mir,“ sagte der ältere zu dem jüngeren, „es war noch ganz früh; sie war im höchsten Staat. ‚Na,‘ sage ich, ‚warum präsentierst du dich denn vor mir so riesig fein?‘ — ‚Von jetzt an,‘ sagte sie, ‚will ich ganz zu Ihrer Verfügung stehen, Titus Basiljewitsch.‘ Na, das war eine Überraschung! Und gepuht war sie, — wie aus dem Modejournal, ganz wie aus dem Modejournal!“

„Was ist das, Onkelchen, ein Modejournal?“ fragte der jüngere; er war augenscheinlich ein gelehriger Schüler dieses „Onkelchens“.

„Ein Modejournal, Brüderchen, das sind solche Bilder, bunte Bilder, und die kommen jeden Sonnabend mit der Post aus dem Auslande bei den hiesigen Schneidern an; nämlich das ist dazu, damit man weiß, wie man sich anziehen soll, die Männer und ebenso auch die Frauen. Also eine Zeichnung. Die Männer werden meistens in Schnurröcken gemalt; für die Frauenzimmer aber gibt es da solche Finessen und Schikanen, — da ist das Ende davon weg!“

„Mein, was es hier in Petersburg nicht alles gibt!“ rief der jüngere ganz begeistert. „Außer Vater und Mutter gibt es hier alles!“

„Ja, abgesehen davon, gibt es hier alles,“ erklärte in belehrendem Tone der ältere.

Raskolnikow stand auf und ging in das andre Zimmer, wo früher die Truhe, das Bett und die Kommode gestanden hatten; das Zimmer kam ihm jetzt ohne Möbel außerordentlich klein vor. Die Tapeten waren noch die nämlichen; in der einen Ecke hob sich auf der Tapete scharf begrenzt die Stelle ab, wo der Heiligenschein mit den Heiligenbildern gestanden hatte. Er sah sich nach allen Seiten um, ging dann zu dem Fenster, wo er gegessen hatte,

zurück und setzte sich wieder hin. Der ältere Geselle warf ihm einen schrägen Blick zu.

„Was wünschen Sie?“ fragte er dann, sich zu ihm hinwendend.

Statt zu antworten, stand Raskolnikow auf, ging auf den Flur hinaus, griff nach dem Klingelzuge und zog daran. Dieselbe Glocke, derselbe blecherne Ton! Er zog zum zweiten und zum dritten Male, horchte und rief sich das Geschehene ins Gedächtnis zurück. Das damalige qualvoll-surchtbare, gräßliche Gefühl kam ihm immer deutlicher und lebhafter wieder in die Erinnerung; er fuhr bei jedem Anschlagen der Glocke zusammen, und es wurde ihm dabei immer wohler und wohler zumute.

„Aber was wollen Sie denn eigentlich? Wer sind Sie denn?“ rief der Geselle und trat zu ihm hinaus.

Raskolnikow trat wieder in die Thür.

„Ich möchte die Wohnung mieten,“ sagte er, „und sehe sie mir an.“

„In der Nacht mietet man keine Wohnung, und außerdem müssen Sie mit dem Hausknecht herkommen.“

„Der Fußboden ist geschuert; er soll wohl noch gestrichen werden?“ fuhr Raskolnikow fort. „Ist kein Blut mehr zu sehen?“

„Was für Blut?“

„Nun, hier ist doch eine alte Frau mit ihrer Schwester ermordet. Da stand eine ganze Lache.“

„Aber wer sind Sie denn eigentlich?“ rief der Geselle beunruhigt.

„Ich?“

„Ja.“

„Möchtest du das wissen? Komm mit nach dem Polizeibureau; da werde ich es sagen.“

Die Handwerker sahen ihn verwundert an.

„Wir müssen fortgehen; wir haben uns sowieso schon verspätet.“



Komm, Alexei. Wir müssen zuschließen," sagte der ältere Geselle.

„Na, dann wollen wir gehen," antwortete Rasfornikow gleichmütig, ging voran und stieg langsam die Treppe hinunter. „He, Hausknecht!" rief er, als er unter den Torweg gekommen war.

Dicht bei dem Eingange von der Straße nach dem Hause standen mehrere Menschen und blickten nach den Vorübergehenden, nämlich die beiden Hausknechte, eine Frau, ein Kleinbürger im Schlafrock und noch jemand. Rasfornikow ging gerade auf sie zu.

„Was wünschen Sie?" fragte der eine Hausknecht.

„Bist du auf dem Polizeibureau gewesen?"

„Ja, ich bin ganz vor kurzem da gewesen. Was wünschen Sie?"

„Sind die Beamten noch da?"

„Ja wohl."

„Ist auch der Gehilfe des Revierinspektors da?"

„Eine Weile war er da. Was wünschen Sie denn?"

Rasfornikow antwortete nicht und blieb in Gedanken versunken neben ihnen stehen.

„Er ist gekommen, um sich die Wohnung anzusehen," sagte hinzutretend der ältere Geselle.

„Welche Wohnung?"

„Die, wo wir arbeiten. ‚Ist das Blut weggeschauert?‘ fragte er. ‚Hier ist ein Mord geschehen,‘ sagte er, ‚und ich bin hergekommen, um die Wohnung zu mieten.‘ Und an der Klingel hat er gezogen; es fehlte nicht viel, daß er sie abgerissen hätte. ‚Komm mit aufs Polizeibureau,‘ sagte er, ‚da werde ich alles angeben.‘ Er benahm sich sehr ungeniert."

Der Hausknecht musterte Rasfornikow mit erstaunter, unwilliger Miene.

„Wer sind Sie denn?" rief er barsch.

„Mein Name ist Rodion Romanowitsch Rasfornikow; ich bin

ein gewesener Student und wohne im Schill'schen Hause, hier in der Querstraße, nicht weit von hier, Wohnung Nr. 14. Erkundige dich bei dem Hausknecht; er kennt mich."

Raskolnikow sagte all dies in lässigem, müdem Tone; er wendete sich dabei nicht um, sondern blickte starr nach der bereits ganz dunkel gewordenen Straße.

„Warum sind Sie denn in die Wohnung gegangen?“

„Ich wollte sie mir ansehen.“

„Was hatten Sie da anzusehen?“

„Nehmt ihn doch und bringt ihn auf die Polizei!“ mischte sich der Kleinbürger hinein; dann schwieg er wieder.

Raskolnikow sah ihn schräg über die Schulter an, musterte ihn aufmerksam und sagte dann ebenso leise und lässig wie vorher:

„Gehen wir hin!“

„Ja, man müßte ihn hinbringen!“ sagte noch einmal der Kleinbürger, der wieder mutiger geworden war. „Warum hat er sich gerade danach erkundigt? Was hat er nur vor?“

„Vielleicht ist er betrunken, wer weiß,“ murmelte der Geselle.

„Aber was wollen Sie denn?“ rief wieder der Hausknecht, der nun ernstlich ärgerlich wurde. „Warum haben Sie sich hier eingeschlichen?“

„Es ist dir wohl bange geworden, mit auf das Polizeibureau zu gehen?“ fragte Raskolnikow ihn spöttisch.

„Warum soll mir bange werden? Warum haben Sie sich hier eingeschlichen?“

„Es ist ein Spitzbube!“ rief die Frau.

„Was sollen wir noch lange mit ihm reden!“ rief der andre Hausknecht, ein riesiger Kerl in langem, offenstehendem Schoßrock, mit einer Menge von Schlüsseln am Gürtel. „Scheren Sie sich weg! . . . Es ist gewiß ein Spitzbube . . . Scheren Sie sich weg!“

Er faßte Raskolnikow an der Schulter und stieß ihn auf die Straße. Dieser kam ins Stolpern, fiel jedoch nicht hin, sondern richtete sich wieder auf, blickte alle Zuschauer schweigend an und ging weiter.

„Ein wunderlicher Mensch!“ meinte der Geselle.

„Ja, es gibt heutzutage viele wunderliche Menschen,“ erwiderte die Frau.

„Aber ihr hättet ihn doch auf die Polizei bringen sollen,“ fügte der Kleinbürger hinzu.

„Es kommt nichts dabei heraus, wenn man sich mit so einem einläßt,“ erklärte der große Hausknecht. „Ein Spitzbube war es gewiß! Er legte es selbst darauf an, hingebracht zu werden, das war ja klar, und wenn man sich mit ihm einläßt, kommt man nicht wieder los! Wir kennen das!“

„Soll ich nun hingehen oder nicht?“ überlegte Raskolnikow, während er an einer Kreuzung mitten auf dem Straßendamm stehen blieb und sich rings umsah, wie wenn er von jemand die Entscheidung erwartete. Aber von keiner Seite her erfolgte eine Antwort; alles war stumm und tot wie die Steine, über die er hinschritt; für ihn war alles tot, für ihn allein . . . Plötzlich nahm er in der Ferne, etwa zweihundert Schritte von ihm, am Ende der Straße in der Dunkelheit einen Menschenauflauf wahr und hörte lautes Reden und Schreien . . . Mitten in der Menge stand eine Equipage . . . Ein Licht flimmerte mitten auf der Straße. „Was ist da vorgefallen?“ fragte sich Raskolnikow, wandte sich nach rechts und ging auf den Menschenhaufen zu. Es war, als ob er sich an alles anklammerte, und er lächelte kalt, als er sich dessen bewußt wurde; denn er hatte bereits den festen Entschluß gefaßt, auf das Polizeibureau zu gehen, und war sich ganz sicher gewesen, daß nun alles sogleich zu Ende sein werde.



## VII

Mitten auf der Straße stand eine elegante, herrschaftliche Kutsche, mit zwei feurigen Grauschimmeln bespannt. Es saß niemand darin; der Kutscher selbst war vom Bock gestiegen und stand daneben; ein paar Männer hielten die Pferde am Zaume... Ringsherum drängten sich eine Menge Menschen, in der vordersten Reihe standen Polizisten. Einer von diesen hielt eine kleine, brennende Laterne in der Hand, mit der er, sich niederbückend, nach einem Gegenstande hinleuchtete, der auf dem Straßendamme dicht bei den Rädern lag. Alle redeten und schrien, zornig und bedauernd; der Kutscher schien sehr bestürzt zu sein und rief einmal über das andre: „So ein Unglück! O Gott, so ein Unglück!“

Raskolnikow drängte sich nach Möglichkeit hindurch und erblickte endlich den Anlaß all dieser Aufregung und Neugier. Auf dem Boden lag ein soeben von den Pferden niedergetretener Mann, anscheinend besinnungslos, sehr schlecht gekleidet, jedoch in „Herrentracht“. Er war ganz mit Blut bedeckt; Blut rieselte ihm vom Kopfe und vom Gesichte; das Gesicht war ganz zerschlagen, zerschunden und verstümmelt. Offenbar war er von den Hufen sehr schwer verletzt worden.

„Mein Gott!“ jammerte der Kutscher. „Wie soll man sich denn noch mehr vorsehen! Ja, wenn ich schnell gefahren wäre oder ihm nicht zugerufen hätte; aber ich fuhr ganz ruhig und gleichmäßig. Alle haben es gesehen und wissen, daß das die Wahrheit ist. Aber so ein Betrunkener hört und sieht eben nichts; das kennt man ja . . . Ich sah ihn, wie er über die Straße ging und dabei taumelte und beinahe hinfiel, — ich rief ihm einmal zu, noch einmal, zum dritten Male, und ich hielt die Pferde zurück; aber er lief ihnen direktemang zwischen die Beine, da lag er da! Ob er es nun mit Absicht tat, oder ob er zu sehr beduselt

war, — ich weiß nicht. Die Pferde sind jung und schreckhaft, — sie zogen an, er schrie auf, da wurden sie noch scheuer, . . . und da war das Unglück da.“

„Ja, geradeso ist es gewesen,“ rief aus der Menge ein Augenzeuge.

„Er hat ihm zugerufen, das ist die Wahrheit; dreimal hat er ihm zugerufen!“ ließ sich ein andre Stimme vernehmen.

„Genau dreimal; das haben alle gehört!“ rief ein Dritter.

Übrigens war der Kutscher nicht allzu niedergedrückt und erschrocken. Die Equipage gehörte offenbar einem reichen, vornehmen Herrn, den sie irgendwo abholen sollte; die Polizisten waren daher natürlich eifrig bemüht, das Verhalten des Kutschers als ordnungsmäßig anzuerkennen. Der Überfahrene sollte auf das Polizeibureau und ins Krankenhaus gebracht werden. Niemand kannte seinen Namen.

Unterdessen hatte sich Raschnikow etwas weiter hindurchgedrängt und beugte sich aus größerer Nähe über ihn. Auf einmal erleuchtete die Laterne das Gesicht des Unglücklichen: er erkannte ihn.

„Ich kenne ihn, ich kenne ihn!“ rief er und drängte sich ganz nach vorn. „Es ist ein verabschiedeter Beamter, der Titularrat Marmeladow. Er wohnt hier in der Nähe, im Koselschen Hause . . . Schnell einen Arzt! Ich bezahle es, hier!“

Er zog Geld aus der Tasche und zeigte es einem der Polizisten. Er befand sich in gewaltiger Aufregung.

Den Polizisten war es sehr erwünscht, daß sie den Namen des Verletzten erfahren hatten. Raschnikow gab auch seinen eigenen Namen und seine Adresse an und befürwortete mit aller Energie, wie wenn es sich um seinen eigenen Vater handelte, den schleunigen Transport des bewußtlosen Marmeladow nach dessen Wohnung.

„Dort, nur drei Häuser weit,“ sagte er eifrig, „das Haus gehört einem Herrn Kosel, einem reichen Deutschen . . . Er war jetzt gewiß gerade in betrunkenem Zustande auf dem Wege nach Hause. Ich kenne ihn . . . Er ist ein Trinker . . . Er wohnt da mit seiner Familie, Frau und Kindern; auch eine erwachsene Tochter hat er. Ihn ins Krankenhaus zu schaffen, dauert zu lange; aber hier herum wohnt gewiß ein Arzt. Ich bezahle es, ich bezahle es! Hier findet er doch gleich Hilfe und hat seine richtige Pflege; bis er ins Krankenhaus kommt, ist er schon tot.“

Er hatte dabei auch bereits den Polizisten heimlich etwas in die Hand gedrückt; übrigens war es ja eine ganz klare und gesetzliche Sache, und jedenfalls war Hilfe hier näher zu haben. Es fanden sich hilfsbereite Hände; der Überfahrene wurde aufgehoben und fortgetragen. Das Koselsche Haus war nur etwa dreißig Schritte entfernt. Rastolnikow ging hinten, hielt vorsichtig den Kopf des Verunglückten und gab den Weg an.

„Hierher, hierher! Die Treppe hinauf müssen wir ihn mit dem Kopfe voran tragen; wendet ihn herum . . . so, so ist's recht! Ich werde es bezahlen; ich werde mich euch erkenntlich zeigen!“ murmelte er.

Katerina Iwanowna wanderte, wie immer, sobald sie nur einen arbeitsfreien Augenblick fand, in ihrem kleinen Zimmerchen auf und ab, vom Fenster nach dem Ofen und zurück; dabei hielt sie die Arme fest über der Brust verschränkt, redete mit sich selbst und hustete. In der letzten Zeit hatte sie angefangen, häufiger und mehr mit ihrer ältesten Tochter, der neunjährigen Polenka, zu sprechen, die zwar vieles noch nicht verstand, dafür aber sehr wohl begriff, daß es der Mutter ein Bedürfnis war, mit ihr zu reden, und ihr darum immer mit ihren großen, klugen Augen folgte und sich schlau bemühte, zu tun, als ob sie alles verstände. Augenblicklich war Polenka damit beschäftigt, ihren kleinen Bruder,



der den ganzen Tag über nicht recht wohl gewesen war, auszulieiden, um ihn schlafen zu legen. Der Knabe saß schweigend und mit ernster Miene auf einem Stuhle, gerade aufgerichtet und ohne sich zu rühren, die fest zusammengepreßten Beinchen wagerecht ausgestreckt, die Fersen nach vorn, die Fußspitzen auseinander, und wartete darauf, daß ihm für das alte Hemdchen, das in der Nacht gewaschen werden sollte, ein frisches angezogen werde. Er hörte zu, was die Mutter mit der Schwester sprach, machte spielend die Lippen dick, öffnete die Augen weit und saß ruhig da, ganz wie alle artigen kleinen Knaben sich zu benehmen haben, wenn sie zum Zubettgehen ausgezogen werden. Sein noch jüngeres Schwesterchen stand in bloßen Lumpen am Bettschirm und wartete, bis es an die Reihe kommen würde. Die Thür nach der Treppe zu war offen, um wenigstens einigermaßen die Wolken von Tabakrauch abzuleiten, die aus den anderen Zimmern hereindrangen und die arme Schwindsüchtige fortwährend zwangen, lange und qualvoll zu husten. Katerina Iwanowna schien in dieser Woche noch mehr abgemagert zu sein, und die roten Flecke auf ihren Wangen brannten noch greller als früher.

„Du glaubst gar nicht, Polenka,“ sagte sie, im Zimmer auf und ab gehend, „du kannst dir gar keine Vorstellung davon machen, wie vergnügt und großartig wir in dem Hause meines lieben Papas lebten, und wie dieser Trunkenbold mich zugrunde gerichtet hat und euch alle zugrunde richten wird! Mein Papa war Verwaltungsbeamter mit dem Range eines Obersten und beinahe schon Gouverneur; es fehlte ihm nur noch eine Beförderung, so daß alle schon immer zu ihm kamen und sagten: ‚Wir betrachten Sie schon als unsern Gouverneur, Iwan Michailowitsch!‘ Als ich . . . sche! als ich . . . sche-sche-sche! . . . o dieses elende Dasein!“ rief sie, nachdem sie den Schleim ausgeworfen hatte,

und faßte nach ihrer Brust. „Als ich . . . ach, als auf dem letzten Balle . . . beim Adelsmarschall . . . mich die Fürstin Bessemel-naja erblickte, die mir später den Segen erteilte, als ich deinen Papa heiratete, Polenka, da fragte sie sogleich: ‚Ist das nicht das lebenswürdige Mädchen, das bei der Entlassungsfeier den Schaltanz getanzt hat?‘ (Das Loch muß zugenäht werden; nimm mal eine Nadel und stopfe es jetzt gleich, wie ich es dir gezeigt habe; sonst reißt es morgen . . . kche! morgen . . . kche-kche-kche! noch weiter auf!“ rief sie unter heftigen Hustenanfällen.) „Damals war der Kammerjunker Fürst Schtschegolskoi eben aus Petersburg angekommen; er tanzte mit mir eine Masurka und wollte am andern Tage zu uns kommen und um meine Hand anhalten; aber ich dankte ihm in den verbindlichsten Ausdrücken und sagte, daß mein Herz bereits einem andern gehöre. Dieser andre war dein Vater, Polenka; mein Papa wurde furchtbar zornig . . . Ist das Wasser bereit? Nun, dann gib das Hemd her; und wo sind die Strümpfe? . . . Lida,“ wandte sie sich an die jüngste Tochter, „du kannst diese Nacht einmal ohne Hemd schlafen, das geht schon, . . . und lege deine Strümpfe daneben, . . . ich will gleich alles zusammen waschen . . . Warum bloß dieser Lumpenkerl nicht nach Hause kommt, der Trunkenbold! Sein Hemd trägt er schon so lange, daß es aussieht wie ein Topflappen, und zerrissen ist es auch ganz . . . Ich könnte es jetzt alles zusammen waschen, damit ich mich nicht zwei Nächte hintereinander zu quälen brauche! O Gott! Kche-kche-kche-kche! Schon wieder! Was ist das?“ rief sie, als sie die vielen Menschen auf dem Flur sah und die Männer, die sich mit irgendeiner Last ins Zimmer hineindrängten. „Was ist das? Was bringen die da? O Gott!“

„Wo sollen wir ihn hier hinlegen?“ fragte ein Polizist, nachdem der blutbedeckte, besinnungslose Marmeladow ins Zimmer gebracht war, und sah sich nach allen Seiten um.

„Auf das Sofa! Legt ihn nur aufs Sofa, mit dem Kopfe hierher!“ wies Raskolnikow die Träger an.

„Er ist auf der Straße überfahren worden! Er war betrunken!“ rief jemand vom Flur her.

Katerina Iwanowna stand ganz bleich da und atmete nur mühsam. Die Kinder waren heftig erschrocken. Die kleine Lida schrie auf, stürzte zu Polenka hin, schlang die Arme um sie und zitterte am ganzen Leibe.

Nachdem unter seiner Leitung Marmeladow auf das Sofa niedergelegt war, trat Raskolnikow schnell auf Katerina Iwanowna zu.

„Ich bitte Sie dringend, beruhigen Sie sich, erschrecken Sie nicht!“ sagte er hastig. „Als er die Straße überschritt, hat ihn eine Kutsche überfahren; beunruhigen Sie sich nicht; er wird ja wieder zu sich kommen; ich habe veranlaßt, daß er hierhergebracht wurde, . . . ich bin schon einmal bei Ihnen gewesen; Sie erinnern sich vielleicht . . . Er wird ja wieder zu sich kommen; ich werde alles bezahlen!“

„Dahin hat er es nun gebracht!“ schrie Katerina Iwanowna und stürzte zu ihrem Manne hin.

Raskolnikow merkte bald, daß diese Frau nicht zu denen gehörte, die gleich in Ohnmacht fallen. Im nächsten Augenblick lag unter dem Kopfe des Unglücklichen ein Rissen, woran noch niemand gedacht gehabt hatte. Katerina Iwanowna begann ihm die Kleider auszuziehen, untersuchte ihn, war eifrig um ihn beschäftigt und verlor nicht den Kopf; an sich selbst dachte sie mit keinem Gedanken mehr, biß sich auf die zitternden Lippen und unterdrückte das Wehgeschrei, das sich ihrer Brust entringen wollte.

Raskolnikow hatte unterdessen jemand beauftragt, schnell einen Arzt zu holen. Einige der Anwesenden wußten, daß ein solcher im Nachbarhause wohnte.



„Ich habe nach einem Arzte geschickt,“ sagte er wieder zu Katerina Iwanowna. „Beunruhigen Sie sich darüber nicht; ich werde alles bezahlen. Haben Sie kein Wasser hier? . . . Und geben Sie mir auch eine Serviette, ein Handtuch oder so etwas, recht schnell; es ist noch nicht recht zu sehen, von welcher Art seine Verletzung ist . . . Es handelt sich nur um eine Verletzung; tot ist er nicht; dessen können Sie ganz sicher sein . . . Wir wollen mal hören, was der Arzt sagt!“

Katerina Iwanowna lief zum Fenster. Dort stand in einer Ecke auf einem durchgesehenen Stuhl eine große irdene Schüssel mit Wasser, in der sie die Wäsche der Kinder und ihres Mannes in der Nacht hatte waschen wollen. Diese nächtliche Wäsche bewerkstelligte Katerina Iwanowna immer eigenhändig, mindestens zweimal in der Woche, mitunter auch öfter; denn sie waren so weit heruntergekommen, daß sie Wäsche zum Wechseln so gut wie gar nicht mehr hatten, sondern jedes Familienmitglied fast nur ein einziges Exemplar von jeder Art besaß. Unreinlichkeit konnte Katerina Iwanowna aber nicht ertragen; ehe sie Schmutz im Hause geduldet hätte, quälte sie sich lieber bei Nacht, wenn alle schliefen, über ihre Kräfte hinaus ab, damit am Morgen die nasse Wäsche an einer Leine getrocknet war und die Ihrigen etwas Reines zum Anziehen hatten. Sie ergriff die Schüssel, um sie auf Raskolnikow's Wunsch ihm hinzubringen, wäre aber beinahe mit ihr hingefallen. Dieser hatte bereits ein Handtuch gefunden, tauchte es nun ins Wasser und wusch dem Verunglückten das von Blut überströmte Gesicht. Katerina Iwanowna stand dabei; das Atmen machte ihr Schmerzen, und sie drückte die Hände gegen ihre Brust. Sie bedurfte selbst der Hilfe. Raskolnikow begann einzusehen, daß er vielleicht nicht gut daran getan hatte, den Verunglückten hierherschaffen zu lassen. Auch der Schutzmann stand ratlos da.

„Polenka,“ rief Katerina Iwanowna. „Lauf zu Sofja, schnell. Wenn du sie nicht zu Hause triffst, so bestelle jedenfalls, daß der Vater überfahren ist und daß sie gleich herkommen soll, . . . sowie sie nach Hause kommt. Schnell, Polenka! Hier, binde dir das Tuch um!“

„Lauf, was du laufen kannst!“ rief auf einmal der Knabe von seinem Stuhle. Nachdem er das gesagt hatte, versank er wieder in sein früheres Schweigen und nahm wieder seine gerade Haltung auf dem Stuhle an, die Augen weit geöffnet, die Fersen nach vorn, die Fußspitzen auseinander.

Unterdessen hatte sich das Zimmer so angefüllt, daß kein Apfel zur Erde konnte. Die Polizisten waren weggegangen bis auf einen, der vorläufig noch dageblieben war und sich bemühte, das Publikum, das von der Treppe her eingedrungen war, wieder auf die Treppe hinauszutreiben. Dafür strömten aus den inneren Zimmern fast alle Mieter der Frau Lippewechsel herein; anfangs drängten sie sich nur an der Türe herum, aber dann ergossen sie sich in dichtem Schwarm in das Zimmer. Katerina Iwanowna geriet darüber in Zorn.

„So laßt ihn doch wenigstens ruhig sterben!“ schrie sie den Haufen an. „Das ist wohl ein Schauspiel für euch! Die Zigaretten im Munde! Kche-kche-kche! Es fehlt bloß noch, daß ihr mit den Hüten auf dem Kopfe hereinkommt! . . . Da hat ja auch einer den Hut auf! . . . Habt doch wenigstens vor einem Sterbenden Achtung!“

Der Husten erstickte sie fast; aber die Scheltrede half. Die Mieter hatten offenbar vor Katerina Iwanowna einigermaßen Furcht; einer nach dem andern drängten sie sich wieder zur Türe zurück mit jenem eigentümlichen Gefühle innerer Befriedigung, das stets, selbst bei den Nächstehenden, rege wird, sobald einem andern ein plötzliches Unglück zustößt, und von dem trotz des

aufrichtigsten Mitleides und Bedauerns doch schlechterdings niemand frei ist.

Durch die Thür hörte man jedoch Stimmen, die vom Krankenhause sprachen, und daß es nicht in der Ordnung sei, die Mitbewohner ohne Not zu stören.

„Es ist wohl nicht in der Ordnung, daß jemand stirbt?“ rief Katerina Iwanowna und lief schon zur Thür, um sie aufzureißen und ihnen eine zornige Strafrede zu halten; aber in der Thür stieß sie mit Frau Lippewechsel selbst zusammen, die eben erst von dem Unglück gehört hatte und nun angelaufen kam, um nach dem Rechten zu sehen. Sie war eine ganz alberne, verdrehte Deutsche.

„Ach, mein Gott!“ rief sie und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ihr Mann betrunken ein Pferd getreten. Ihn ins Krankenhaus! Ich bin die Wirtin!“

„Amalia Ludwigowna! Ich bitte Sie, zu überlegen, was Sie reden,“ begann Iwanowna Katerina hochmütig (mit der Wirtin sprach sie immer in hochmütigem Tone, damit diese „sich ihrer Stellung bewußt bliebe“, und selbst jetzt konnte sie sich dieses Vergnügens nicht versagen), „Amalia Ludwigowna . . .“

„Ich Ihnen habe gesagt einmal für vorher, daß Sie niemals wage, mir zu sagen Amalia Ludwigowna; ich heißen Amalia Iwanowna.“

„Sie heißen nicht Amalia Iwanowna, sondern Amalia Ludwigowna, und da ich nicht zu Ihren gemeinen Schmeichlern gehöre, wie Herr Lebesjatinikow, der jetzt hinter der Thür lacht“ (wirklich war durch die Thür Gelächter zu hören und der Ausruf: „Sie sind wieder mal aneinandergeraten!“), „so werde ich Sie immer Amalia Ludwigowna nennen, obgleich ich absolut nicht begreifen kann, warum Ihnen dieser Name nicht gefällt. Sie sehen selbst, was Semjon Sacharowitsch zugestoßen ist; er



liegt im Sterben. Ich bitte Sie, diese Thür sofort zuzuschließen und niemand hier hereinzulassen. Lassen Sie ihn wenigstens ruhig sterben! Sonst können Sie ganz sicher sein, daß schon morgen der Generalgouverneur selbst es zu hören bekommt, wie Sie sich benommen haben. Der Fürst kennt mich noch von der Zeit her, als ich noch unverheiratet war, und erinnert sich auch sehr gut an Semjon Sacharowitsch, dem er oftmals Freundlichkeiten erwiesen hat. Es ist allgemein bekannt, daß Semjon Sacharowitsch viele Freunde und Gönner besaß, von denen er selbst sich aus edlem Stolze im Bewußtsein seiner unglücklichen Schwäche zurückgezogen hatte; aber jetzt" (sie wies auf Raskolnikow) „ist uns ein hochherziger junger Mann behilflich, der über große Mittel und Konnexionen verfügt und den Semjon Sacharowitsch schon als Knaben gekannt hat, und seien Sie versichert, Amalia Ludwigowna . . .“

Alles dies sprudelte sie mit großer Geschwindigkeit hervor, die sich im Laufe der Rede immer mehr steigerte; aber der Husten machte auf einmal der rednerischen Leistung ein Ende. In diesem Augenblicke kam der Sterbende zur Besinnung und stöhnte; Katerina Iwanowna lief zu ihm hin. Der Kranke öffnete die Augen und blickte, noch ohne jemand zu erkennen oder etwas zu verstehen, Raskolnikow an, der neben ihm stand und sich über ihn beugte. Er atmete schwer, in tiefen, einzelnen Stößen; an den Rändern der zusammengepreßten Lippen trat Blut hervor; die Stirn war mit Schweiß bedeckt. Da er Raskolnikow nicht erkannte, begann er unruhig mit den Augen herumzusehen. Katerina Iwanowna sah ihn mit trauriger, aber strenger Miene an; die Tränen rannen ihr aus den Augen.

„O Gott, die ganze Brust ist ihm eingedrückt! Und das Blut, das Blut!“ sagte sie verzweiflungsvoll. „Wir müssen ihm den Oberkörper vollständig entkleiden! Dreh dich ein biß-

chen um, Semjon Sacharowitsch, wenn du das kannst!" rief sie ihm zu.

Marmeladow erkannte sie.

„Einen Priester!" sagte er mit heiserer Stimme.

Katerina Iwanowna trat ans Fenster, lehnte sich mit der Stirn gegen den Fensterrahmen und rief verzweifelt:

„O, dieses elende Leben!"

„Einen Priester!" sagte der Sterbende nach einer kurzen Pause noch einmal.

„Der wird schon geholt werden!" schrie ihn Katerina Iwanowna an. Verschüchtert durch den scharfen Ton schwieg er. Mit zaghaftem, traurigem Blick suchte er sie; siekehrte wieder zu ihm zurück und trat an das Kopfende. Er beruhigte sich ein wenig, jedoch nicht für lange.

Seine Augen blieben bald auf der kleinen Lida, seinem Lieblinge, haften, die in einer Ecke stand, wie im Fieber zitterte und ihn mit ihren erstaunt starrenden Kinderaugen ansah.

„Ach . . . ach . . .", sagte er und zeigte beunruhigt auf sie hin, Er wollte etwas sagen.

„Was willst du denn nun noch?" rief Katerina Iwanowna.

„Barfuß! Barfuß!" murmelte er und deutete mit halbirrem Blick auf die nackten Füße des kleinen Mädchens.

„Schweig du nur!" rief Katerina Iwanowna in gereiztem Tone.

„Du weißt selbst, warum sie barfuß ist."

„Gott sei Dank, da ist der Arzt!" rief Raskolnikow erfreut.

Der Arzt trat ein, ein schon älterer Mann, sorgfältig gekleidet, ein Deutscher; er sah sich mit mißtrauischer Miene nach allen Seiten um, dann trat er zu dem Kranken, fühlte den Puls, betastete aufmerksam den Kopf, knöpfte mit Katerina Iwanownas Hilfe das ganz von Blut durchtränkte Hemd auf und entblößte die Brust des Kranken. Die ganze Brust war zerdrückt, zusammen-

gequetscht und zerfleischt; auf der rechten Seite waren mehrere Rippen zerbrochen. Auf der linken Seite, gerade über dem Herzen, war ein entsetzlich aussehender, großer, schwarzgelber Fleck, der von einem furchtbaren Hufschlage herrührte. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht. Der Polizist erzählte ihm, daß der Überfahrene von einem Rade erfaßt und bei den Umdrehungen desselben etwa dreißig Schritte auf dem Pflaster fortgeschleift worden sei.

„Wunderbar, daß er überhaupt noch wieder zu sich gekommen ist,“ flüsterte der Arzt leise Raskolnikow zu.

„Wie denken Sie über ihn?“

„Er wird gleich sterben.“

„Ist denn gar keine Hoffnung mehr?“

„Nicht die geringste. Er liegt in den letzten Zügen . . . Außer dem ist der Kopf gefährlich verwundet . . . Hm . . . Vielleicht könnte man noch einen Aderlaß vornehmen, . . . aber . . . helfen wird das auch nicht. In fünf bis zehn Minuten stirbt er sicher.“

„Lassen Sie ihm lieber doch noch zur Ader!“

„Meinetwegen . . . Aber ich sage Ihnen vorher, daß es völlig nutzlos ist.“

Abermals wurden Schritte vernehmbar; die Menge auf dem Flur teilte sich, und auf der Schwelle erschien ein Geistlicher, ein grauhaariger Mann, mit dem Sakrament. Einer von den Polizisten hatte ihn geholt, noch ehe der Verunglückte hinaufgebracht wurde. Der Arzt trat ihm sofort seinen Platz ab und wechselte mit ihm einen vielsagenden Blick. Raskolnikow bat den Arzt, noch ein wenig dazubleiben. Der zuckte die Achseln und blieb.

Alle traten zurück. Die Beichte dauerte nur ganz kurze Zeit. Der Sterbende hatte kaum mehr ein rechtes Verständnis; er konnte nur abgebrochene, undeutliche Laute hervorbringen. Ra-



terina Iwanowna faßte Lida bei der Hand, hob den Knaben vom Stuhle, ging in die Ecke beim Ofen und fiel auf die Knie; auch die Kinder ließ sie vor sich niederknien. Das kleine Mädchen zitterte nur; der Knabe aber, auf den nackten Knien liegend, hob langsam und bedächtig die Hand in die Höhe, bekreuzte sich sehr ordnungsmäßig und verbeugte sich bis zum Boden, wobei er mit der Stirn an die Diele schlug, was ihm anscheinend ein besonderes Vergnügen machte. Katerina Iwanowna biß sich auf die Lippen und hielt die Tränen zurück; sie betete gleichfalls; von Zeit zu Zeit zog sie dem Knaben das Hemd zurecht; dem kleinen Mädchen warf sie über die allzusehr entblößten Schultern ein Halstuch, das sie, ohne sich von den Knien zu erheben und ihr Gebet zu unterbrechen, aus der Kommode genommen hatte. Unterdessen wurde die nach den inneren Zimmern führende Thür wieder von Neugierigen geöffnet. Auch auf dem Flur drängten sich die Zuschauer in immer dichterere Menge, ohne jedoch die Schwelle des Zimmers zu überschreiten; es waren dies Mieter aus allen Etagen des Hauses. Nur ein einziges Lichtstümpfchen beleuchtete die ganze Szene.

In diesem Augenblicke drängte sich vom Flure her Polenka, die zur Schwester gelaufen war, um diese zu holen, eilig durch die Menge hindurch. Als sie eintrat, war sie vom schnellen Laufen ganz außer Atem; sie nahm sich das Tuch ab, suchte mit den Augen die Mutter, trat zu ihr und sagte: „Sie kommt; ich habe sie auf der Straße getroffen.“ Die Mutter zog sie neben sich auf die Knie nieder. Aus dem Menschenschwarm drängte sich leise und schüchtern ein junges Mädchen hervor, und seltsam wirkte ihr plötzliches Erscheinen in diesem Zimmer mitten unter Armut und Lumpen, Tod und Verzweiflung. Dürstig zwar war auch ihre Kleidung; sie war von der allerwohlfeilsten Sorte, aber nach Art der Straßendirnen aufgepußt, nach dem Geschmack

und den Gebräuchen, die in dieser eigenartigen Lebenssphäre Geltung haben, und mit deutlicher, schmädhlicher Hervorkehrung des Zweckes. Sofja blieb auf dem Flur dicht an der Schwelle stehen, überschritt aber die Schwelle nicht, sondern blickte ganz ohne Fassung und wie verständnislos ins Zimmer hinein; an ihr Aussehen schien sie gar nicht zu denken: an das aus vierter Hand gekaufte, hier so unpassende bunte Seidenkleid mit der langen, lächerlichen Schleppe, an die gewaltige Krinoline, die die ganze Tür versperrte, an die hellen Stiefelchen und an den Sonnenschirm, den sie in der Nacht nicht brauchte, aber doch bei sich trug, an den lächerlichen runden Strohhut mit der feuerroten Feder. Unter diesem nach Knabenart schief aufgesetzten Hute blickte ein mageres, blasses, erschrockenes Gesichtchen hervor, mit offnem Munde und vor Schreck starren Augen. Sofja war etwa achtzehn Jahre alt, von kleiner Statur und schwächlich, hatte aber ein recht hübsches Gesicht, schönes blondes Haar und prächtige blaue Augen. Sie blickte unverwandt nach dem Sofa und dem Geistlichen hin; auch sie war vom schnellen Gehen außer Atem gekommen. Endlich merkte sie, daß in der Menge über sie geflüstert wurde; auch vernahm sie wohl einzelne Worte. Sie schlug die Augen nieder, tat einen Schritt über die Schwelle und stand nun im Zimmer, aber immer noch dicht an der Tür.

Beichte und Abendmahl waren beendet. Katerina Iwanowna trat wieder an das Lager ihres Mannes. Der Geistliche trat zurück und wandte sich, ehe er wegging, mit einigen Worten der Teilnahme und des Trostes an sie.

„Wo soll ich denn mit diesen hier bleiben?“ unterbrach sie ihn, auf die Kinder weisend, in scharfem, gereiztem Tone.

„Gott ist gnädig; hoffen Sie auf die Hilfe des Allerhöchsten...“, begann der Geistliche.

„Ja, ja, gnädig ist er, aber nicht gegen uns!“

„Sie versündigen sich, Sie versündigen sich, meine liebe Dame,“ sagte der Geistliche kopfschüttelnd.

„Und daß sie den hier totgefahren haben, ist wohl keine Sünde?“ rief Katerina Iwanowna, auf den Sterbenden weisend.

„Vielleicht werden diejenigen, welche die unfreiwillige Ursache geworden sind, sich bereitfinden lassen, Sie zu entschädigen, wenigstens hinsichtlich des Einnahmeausfalles.“

„Sie verstehen mich nicht!“ rief Katerina Iwanowna gereizt mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Wofür sollten sie mich entschädigen? Er ist ja selbst in seiner Trunkenheit zwischen die Pferde gelaufen! Und von Einnahmen kann keine Rede sein. Von ihm hatten wir keine Einnahmen, sondern nur Mühe und Qual. Er vertrank ja alles, der Trunkenbold! Er bestahl uns und trug das Geld in die Schenke; das Geld, wovon die Kinder und ich leben sollten, hat er in der Schenke vergeudet! Gott sei Dank, daß er stirbt! Wir haben dadurch weniger Ausgaben!“

„Sie sollten ihm in der Stunde des Todes verzeihen; aber das ist Sünde, meine liebe Dame, eine solche Gesinnung ist eine große Sünde!“

Katerina Iwanowna war mit dem Kranken beschäftigt: sie reichte ihm zu trinken, wischte ihm den Schweiß und das Blut vom Kopfe und legte die Kissen zurecht; dabei führte sie dieses Gespräch mit dem Geistlichen, indem sie sich nur ab und zu während ihrer Arbeit zu ihm hinwandte. Jetzt aber fuhr sie auf einmal wie eine Rasende auf ihn los.

„Ach, Väterchen! Das sind ja doch alles nur Redensarten, nichts als Redensarten! Verzeihen! Wenn er heute nicht überfahren wäre, so wäre er wieder betrunken nach Hause gekommen. Er hat nur ein einziges, ganz abgetragenes, zerlumptes Hemd; da hätte er sich nun hingelegt und seinen Rausch ausgeschlafen, und ich hätte bis zum Morgen im Wasser geplanschert und seine



und der Kinder Lumpen gewaschen und sie vor dem Fenster getrocknet, und wenns hell geworden wäre, hätte ich mich hingesezt, um alles zu flicken, — das wäre meine Nacht gewesen! . . . Also was ist da erst noch von Verzeihung zu reden! Ich habe ihm sowieso schon durch die That verziehen!"

Ein furchtbarer, tief aus der Brust kommender Husten hinderte sie weiterzureden. Sie spie den Auswurf in das Taschentuch und hielt es dem Geistlichen zum Ansehen hin, während sie die andre Hand gegen die schmerzende Brust drückte. Das Tuch war ganz voll Blut . . .

Der Geistliche senkte den Kopf und sagte nichts mehr.

Marmeladow lag im Todeskampfe; er wandte seine Augen nicht von Katerina Iwanownas Gesicht ab, die sich wieder über ihn beugte. Er wollte ihr immer etwas sagen, sezte dazu an, bewegte mühsam die Zunge und brachte ein paar undeutliche Worte heraus; aber als Katerina Iwanowna merkte, daß er sie um Verzeihung bitten wolle, schrie sie ihn sofort in befehlendem Tone an:

„Sei nur still! Du brauchst gar nichts zu sagen! . . . Ich weiß schon, was du sagen willst!"

Der Kranke verstummte; aber im selben Augenblick fiel sein umherirrender Blick auf die Thür, und er erblickte Sofja.

Bisher hatte er sie nicht bemerkt gehabt, da sie in der Ecke und im Schatten stand.

„Wer ist das? Wer ist das?" sagte er plötzlich in größter Aufregung mit heiserer, keuchender Stimme, wies erschrocken mit den Augen nach der Thür, wo seine Tochter stand, und machte Anstrengungen, um sich aufzurichten.

„Lieg still, lieg still!" schrie ihm Katerina Iwanowna zu.

Aber es war ihm bereits mit einer über seine Kräfte hinausgehenden Anstrengung gelungen, sich auf den Arm zu stützen.

Verstört und regungslos starrte er eine Zeitlang seine Tochter an, wie wenn er sie nicht erkenne. Auch hatte er sie noch nie in solchem Kostüme gesehen. Plötzlich erkannte er sie, wie sie, erniedrigt, gramvoll, herausgepußt und in Scham vergehend, schüchtern darauf wartete, daß auch sie an die Reihe käme, von ihrem sterbenden Vater Abschied zu nehmen. Der Ausdruck grenzenlosen Leides malte sich auf seinem Gesichte.

„Sofja, meine Tochter, verzeih mir!“ rief er und wollte ihr die Hand hinstrecken; aber den Halt verlierend, fiel er um und stürzte vom Sofa herunter, mit dem Gesichte gerade auf die Erde. Die Umstehenden sprangen hinzu, um ihn aufzuheben, und legten ihn wieder zurecht; aber er war schon im Verscheiden. Sofja stieß einen schwachen Schrei aus, lief hinzu und schlang die Arme um ihn; so starb er in ihrer Umarmung.

„Nun hat er sein Ziel erreicht!“ rief Katerina Iwanowna, als sie sah, daß ihr Mann eine Leiche war. „Aber was soll ich nun tun? Wie soll ich sein Begräbniß bezahlen? Und was soll ich denen hier morgen zu essen geben?“

Rassolnikow trat zu ihr.

„Katerina Iwanowna,“ begann er, „in der vorigen Woche hat mir Ihr verstorbener Gatte sein ganzes Leben erzählt und mir über alle seine Verhältnisse Mitteilung gemacht . . . Seien Sie versichert, daß er von Ihnen mit schwärmerischer Verehrung sprach. Seit jenem Abende, wo ich erfuhr, wie herzlich er Ihnen allen zugetan war, und wie sehr er besonders Sie, Katerina Iwanowna, schätzte und liebte, trotz seiner unseligen Schwäche, — seit jenem Abende waren wir Freunde . . . Gestatten Sie mir daher jetzt, . . . dazu mitzuhelfen, . . . daß meinem verstorbenen Freunde die letzte Ehre erwiesen werde. Hier sind . . . ich glaube, zwanzig Rubel, — und wenn Ihnen das eine kleine Beihilfe sein kann, so . . . Ich werde . . . nun ja, ich werde

einmal wieder mit herankommen, . . . ganz bestimmt komme ich wieder her, . . . vielleicht komme ich schon morgen . . . Leben Sie wohl!"

Eilig verließ er das Zimmer und drängte sich schnell durch die Menge hindurch, um zur Treppe zu gelangen; aber in dem Menschenhaufen stieß er plötzlich auf Nikodim Fomitsch, der von dem Unglücksfall gehört hatte und nun persönlich das Erforderliche anordnen wollte. Seit dem Vorfall auf dem Polizeibureau hatten sie sich nicht wieder gesehen; aber Nikodim Fomitsch erkannte ihn augenblicklich.

„Ah, Sie hier?“ fragte er ihn.

„Er ist gestorben,“ antwortete Raskolnikow. „Ein Arzt ist da gewesen, auch ein Geistlicher; es hat alles seine gute Ordnung gehabt. Regen Sie nur die arme Frau nicht zu sehr auf; sie hat sowieso die Schwindsucht. Sprechen Sie ihr Mut ein, wenn es Ihnen möglich ist . . . Sie sind ja ein guter Mensch, das weiß ich . . .“, fügte er lächelnd hinzu und blickte ihm gerade in die Augen.

„Sie haben sich ja so blutig gemacht,“ bemerkte Nikodim Fomitsch, als er beim Lichte der Laterne ein paar frische Flecke auf Raskolnikows Weste wahrnahm.

„Ja, ich habe mich blutig gemacht, . . . ich bin ganz voll Blut!“ erwiderte Raskolnikow mit eigentümlicher Miene; darauf lächelte und nickte er ihm zu und stieg die Treppe hinunter.

Er ging sachte und ohne Eile hinab, in fieberhafter Erregung, deren er sich aber nicht bewußt war, ganz erfüllt von dem einen, neuen, unermesslichen Gefühle des plötzlich über ihn hereinflutenden vollen, mächtigen Lebens. Dieses Gefühl mochte dem Gefühle eines zum Tode Verurteilten ähnlich sein, dem unerwartet seine Begnadigung verkündet wird. Auf der halben Höhe der Treppe holte ihn der Geistliche ein, der wieder nach Hause ging.



Schweigend ließ Rasolnikow ihn an sich vorbeigehen und wechselte mit ihm nur eine stumme Verneigung. Aber als er bereits die letzten Stufen hinabstieg, hörte er hinter sich eilige Schritte; es wollte ihn jemand einholen. Es war Polenka; sie kam ihm nachgelaufen und rief:

„Bitte, hören Sie! Bitte, hören Sie!“

Er drehte sich zu ihr um. Sie kam die letzte Treppe hinabgelaufen und blieb dicht vor ihm stehen, eine Stufe höher als er. Es war dunkel, und nur ein schwacher Lichtschimmer drang vom Hofe herein. Rasolnikow konnte das magere, aber liebliche Gesichtchen der Kleinen unterscheiden, die ihm zulächelte und ihn mit kindlicher Fröhlichkeit anblickte. Sie kam mit einem Auftrage, der offenbar ihr selbst große Freude machte.

„Bitte, sagen Sie doch, wie Sie heißen, und auch, wo Sie wohnen!“ sagte sie eilig und fast außer Atem.

Er legte ihr beide Hände auf die Schultern und blickte sie mit einer Art von Glücksgefühl an. Es war ihm ein solches Vergnügen, sie anzusehen, obwohl er sich selbst über den Grund nicht klar war.

„Wer hat dich denn geschickt?“

„Meine Schwester Sofja,“ antwortete das Mädchen und lächelte noch fröhlicher.

„Das habe ich mir gedacht, daß dich deine Schwester Sofja geschickt hat.“

„Mama hat mich auch geschickt. Als Sofja mich schickte, kam Mama auch heran und sagte: ‚Lauf recht schnell, Polenka.‘“

„Du hast wohl deine Schwester Sofja recht lieb?“

„Ja, die habe ich am liebsten von allen!“ antwortete Polenka mit großer Bestimmtheit, und ihr Lächeln wurde auf einmal ernster.

„Wirst du mich auch lieb haben?“

Er erhielt keine Antwort; aber er sah, wie das Gesichtchen der Kleinen sich ihm näherte und die weichen Lippen sich harmlos vorstreckten, um ihn zu küssen. Ihre Arme, die so dünn waren wie Streichhölzchen, umschlangen ihn auf einmal ganz eng, ihr Kopf neigte sich gegen seine Schulter, und das Kind begann leise zu weinen und schmiegte sich mit dem Gesichte immer fester an ihn.

„Unser lieber Papa tut mir so leid!“ sagte sie nach einer kleinen Weile, indem sie ihr verweintes Gesichtchen in die Höhe hob und sich mit den Händen die Tränen abtrocknete. „Es hat uns jetzt ein solch Unglück nach dem andern betroffen,“ fügte sie unvermittelt hinzu, mit der eigentümlich ernstern Miene, welche Kinder mit besonderer Bemühung annehmen, wenn sie „wie die Großen“ reden wollen.

„Hat denn dein Papa euch auch lieb gehabt?“

„Unsre Lida hat er am meisten von uns allen lieb gehabt,“ fuhr sie sehr ernsthaft und ohne zu lächeln fort; sie redete nun schon vollständig wie die Großen, „die hatte er am meisten lieb, weil sie noch so klein ist, und dann auch, weil sie so viel krank ist, und er brachte ihr immer etwas zum Naschen mit, und uns hat er lesen gelehrt und mich auch Grammatik und Religion,“ fügte sie mit Selbstbewußtsein hinzu. „Mama hat nichts dazu gesagt; aber wir wußten doch, daß sie es gern hatte, und Papa wußte es auch. Mama will mich jetzt im Französischen unterrichten, weil es für mich Zeit ist, daß ich eine gute Bildung erhalte.“

„Könnt ihr denn auch beten?“

„O, gewiß können wir das! Schon lange. Ich bete, weil ich schon groß bin, für mich allein; aber Nikolai und Lida beten laut mit Mama zusammen. Erst sagen sie das Gebet an die Muttergottes, und dann noch ein Gebet: ‚Lieber Gott, verzeihe unsrer

Schwester Sofja und segne sie', und dann noch eins: ‚Lieber Gott, verzeihe unserm zweiten Papa und segne ihn‘; denn unser erster Papa ist schon tot, und dieser ist unser zweiter; aber wir beten auch für ihn.“

„Polenka, ich heiße Robion; betet manchmal auch für mich. Ihr braucht nur hinzuzufügen: ‚und deinem Knechte Robion‘, weiter nichts.“

„Mein ganzes künftiges Leben lang werde ich für Sie beten,“ sagte die Kleine eifrig, und nun lächelte sie auf einmal wieder, fiel ihm noch einmal um den Hals und umarmte ihn innig.

Raskolnikow sagte ihr seinen Namen, gab ihr seine Wohnung an und versprach, morgen bestimmt wieder mit heranzukommen. Ganz entzückt über ihn ging das kleine Mädchen wieder nach oben. Es war zwischen zehn und elf Uhr, als er auf die Straße hinaustrat. Fünf Minuten darauf stand er auf der Brücke, genau auf derselben Stelle, wo sich kurz vorher die Frau ins Wasser gestürzt hatte.

„Nun genug!“ sagte er entschlossen und feierlich. „Weg mit den Bahnbildern, weg mit der leeren Beängstigung, weg mit all diesen Gespenstern! . . . Es gibt noch für mich ein Leben! Oder habe ich nicht soeben ein Stück Leben durchgekostet? Mein Leben ist noch nicht mit dem der alten Frau zusammen zerstört und vernichtet! Gott schenke ihr das Himmelreich, — und nun genug mit dir, Mütterchen; es ist Zeit, daß du zur Ruhe kommst! Jetzt beginnt die Herrschaft der Vernunft und des Lichtes . . . und des Willens und der Kraft . . . Und nun wollen wir einmal sehen! Nun wollen wir uns einmal miteinander messen!“ fügte er stolz hinzu, als ob er sich an eine dunkle Macht wendete und sie zum Kampfe herausforderte. „Und ich hatte mich schon darein ergeben, auf der schmalen Felsenplatte zu leben!“

„Schwach bin ich freilich in diesem Augenblicke noch sehr; aber  
XIX. 19.



. . . die Krankheit scheint jetzt vollständig vorbei zu sein. Das habe ich schon vorhin, als ich ausging, gewußt, daß sie vorübergehen würde. Da fällt mir ein: das Potschinkowsche Haus ist ja nur ein paar Schritte von hier entfernt. Jetzt möchte ich unter allen Umständen zu Kasumichin gehen, auch wenn es weiter als ein paar Schritte wäre . . . Mag er die Wette gewinnen! . . . Mag er sich auch darüber amüsieren, — immerzu, mag er! . . . Kraft, Kraft ist erforderlich; ohne Kraft richtet man nichts aus; aber Kraft muß man gerade wieder durch Kraft erwerben; das ist, was die meisten nicht wissen," fügte er stolz und selbstbewußt hinzu und verließ, kaum imstande die Füße zu heben, die Brücke. Sein Stolz und sein Selbstbewußtsein wuchsen reißend schnell; im nächsten Augenblicke war er schon ein ganz anderer Mensch als im vorhergehenden. Was war denn aber so Besonderes geschehen, das ihn so umgewandelt hatte? Das wußte er eigentlich selbst nicht; wie jemand, der nach einem Strohalm greift, so glaubte auch er auf einmal, daß er noch weiterleben könne, daß „es noch für ihn ein Leben gebe", daß „sein Leben noch nicht mit dem der alten Frau zusammen zerstört und vernichtet sei". Vielleicht war diese Schlußfolgerung übereilt; aber das kam ihm nicht in den Sinn.

„Und ich habe sie gebeten, den Knecht Gottes Rodion im Gebet zu erwähnen," schoß es ihm durch den Kopf. „Na, das ist für alle Fälle!" fügte er hinzu und lachte selbst über seinen kindlichen Einfall. Er befand sich in ausgezeichnete Gemütsstimmung.

Kasumichins Wohnung fand er leicht; im Potschinkowschen Hause war der neue Mieter bereits hinlänglich bekannt, und der Hausknecht zeigte ihm sogleich den Weg. Kasolnikow war die Treppe erst zur Hälfte hinaufgestiegen, als er schon den Lärm und das Stimmengewirr einer großen Gesellschaft vernahm. Die

nach der Treppe führende Thür stand sperrangelweit auf; man hörte Geschrei und Streiten. Rasumichins Zimmer war ziemlich groß; die Gesellschaft bestand aus etwa fünfzehn Personen. Rasolnikow blieb im Vorzimmer stehen. Hier beschäftigten sich hinter einer spanischen Wand zwei Dienstmädchen der Wirtleute mit zwei großen Samowars, mit Flaschen, Tellern und Schüsseln, auf denen Pasteten und kalter Aufschnitt lagen; all dies war aus der Küche der Wirtleute hierhergeschafft worden. Rasolnikow ließ Rasumichin heraussufen. Dieser kam hocherfreut angelaufen. Es war auf den ersten Blick zu sehen, daß er ein erhebliches Quantum getrunken hatte, und obwohl Rasumichin sich fast niemals wirklich betrank, war ihm diesmal doch deutlich etwas anzumerken.

„Hör mal,“ sagte Rasolnikow eilig, „ich bin bloß hergekommen, um dir zu sagen, daß du die Wette gewonnen hast und daß in der That niemand vorher weiß, was alles auf ihn einwirken wird. Hineinkommen kann ich nicht; ich bin so schwach, daß ich jeden Augenblick umfallen könnte. Darum will ich dich nur begrüßen und dir zugleich Adieu sagen. Komm morgen zu mir . . .“

„Weißt du was? Ich bringe dich nach Hause! Wenn du schon selbst sagst, daß du so schwach bist, dann . . .“

„Und deine Gäste? Was ist denn das für ein Krauskopf, der eben hier hereinkam?“

„Der? Weiß der Kuckuck, wer das ist! Wohl ein Bekannter meines Onkels; vielleicht ist er aber auch ganz von selbst gekommen . . . Ich lasse meinen Onkel hier bei ihnen; das ist ein Staatskerl; schade, daß du jetzt nicht mit ihm Bekanntschaft machen kannst. Übrigens, hol sie alle der Teufel! Sie brauchen mich jetzt nicht, und ich muß ein bißchen an die frische Luft. So kommst du mir gerade zupaf, Brüderchen; hätte es noch zwei Minuten länger gedauert, so hätte ich mich, weiß Gott, noch mit

ihnen geprügelt. Denn einen Blödsinn schwätzen die Kerle zusammen —! Du hast gar keine Vorstellung davon, was solche Menschen alles zusammenschwadronieren können. Übrigens, warum sollst du keine Vorstellung davon haben? Schwadronieren wir nicht auch das Blaue vom Himmel? Mögen sie jetzt schwadronieren, immerzu; im spätern Leben sind sie dann um so gesetzter. Seß dich einen Augenblick; ich will noch Sosimow herholen.“

Sosimow eilte mit großer Lebhaftigkeit auf Kasolnikow zu; es war ihm eine ganz besondere Spannung anzumerken; aber sein Gesicht hellte sich alsbald auf.

„Legen Sie sich sofort schlafen,“ ordnete er an, nachdem er den Patienten nach Möglichkeit untersucht hatte, „und zur Nacht nehmen Sie eine Kleinigkeit ein. Nicht wahr, das tun Sie doch? Ich habe schon vorhin etwas für Sie zurechtgemacht . . . ein Pulverchen.“

„Meinetwegen zwei,“ antwortete Kasolnikow. Er nahm das Pulver sofort ein.

„Es ist sehr gut, daß du ihn selbst nach Hause bringen willst,“ sagte Sosimow zu Kasumichin. „Wir wollen mal sehen, wie es morgen sein wird; heute jedenfalls läßt sich die Sache recht gut an: ein merkwürdiger Umschwung seit vorhin. Man lernt doch nie aus.“

„Weißt du, was mir Sosimow eben zugeflüstert hat, als wir weggingen?“ plakte Kasumichin heraus, sowie sie auf die Straße traten. „Ich will dir nicht alles so geradeheraus sagen, Bruder; denn die Kerle sind doch gar zu dumm. Sosimow beauftragte mich, unterwegs mit dir zu schwätzen und auch dich zum Schwätzen zu bringen und ihm dann alles zu erzählen; denn er hat so die Idee, . . . daß du . . . verrückt wärest oder wenigstens nahe daran. Kannst du dir so etwas vorstellen? Erstens bist du drei-



mal so klug wie er; zweitens können dir seine albernen Ideen ganz schnuppe sein, wenn du nicht wirklich verdreht bist; und drittens hat dieser Fleischloß, der doch eigentlich Chirurg ist, sich jetzt auf Geisteskrankheiten kapriziert, und was dich betrifft, so hat ihm dein heutiges Gespräch mit Sametow völlig den Kopf verdreht."

"Hat dir Sametow alles erzählt?"

"Zarwohl, und daran hat er sehr gut getan. Ich habe jetzt die ganze Sache bis auf das kleinste verstanden, und Sametow auch . . . Na ja, mit einem Worte, Rodion, . . . die Sache ist die . . . Ich bin jetzt ein bißchen angesäuelt, . . . aber das macht nichts, . . . die Sache ist die, daß dieser Gedanke . . . du verstehst wohl? Er hatte sich wirklich bei ihnen festgesetzt, . . . du verstehst wohl? Das heißt, keiner von ihnen wagte es laut auszusprechen, solchen horrenden Blödsinn, und namentlich nachdem dieser Malergeselle festgenommen war, kamen sie ganz davon ab. Aber warum sind sie überhaupt solche Dummköpfe? Ich habe damals Sametow ein bißchen durchgeprügelt (das sage ich aber nur ganz unter uns, Brüderchen; bitte, laß dir ja nicht merken, daß du es weißt; ich habe bemerkt, daß er etwas empfindlich ist; neulich einmal, als wir bei jener Luisa waren); aber heute, heute ist ja nun alles klar geworden. Der Hauptschwerendöter war eigentlich dieser Ilja Petrowitsch! Er stützte damals seine Deduktionen auf deinen Ohnmachtsanfall im Polizeibureau; aber nachher hat er sich selbst dessen geschämt; das weiß ich . . ."

Raskolnikow hörte begierig zu. Rasumichin schwakte in seiner Trunkenheit alles aus.

"Ich fiel damals in Ohnmacht, weil es so beklommene Luft war und so nach Ölfarbe roch," sagte Raskolnikow.

"Bringt der Mensch auch noch Erklärungen vor! Es war übrigens auch nicht allein die Ölfarbe: das Fieber bereitete sich bei

dir schon einen ganzen Monat lang vor, hat Sosimow erklärt. Aber wie dieses Jüngelchen, der Sametow, jetzt geknickt ist, davon kannst du dir gar keine Vorstellung machen! ‚Ich bin nicht so viel wert wie der kleine Finger dieses Menschen,‘ sagt er; er meint deinen kleinen Finger. Er hat manchmal ganz vernünftige Anschauungen, Brüderchen. Aber die Lektion, die du ihm heute im Kristallpalast erteilt hast, das war ein Meisterstück! Zuerst hast du ihm einen Schreck eingejagt, daß er fast Krämpfe bekommen hätte. Du hast ihn ja beinahe genötigt, wieder an all diesen gräßlichen Unsinn zu glauben, und dann auf einmal hast du ihm die Zunge herausgestreckt: ‚Etsch! Auf dem Holzweg!‘ Vorzüglich! Er ist jetzt ganz niedergeschmettert, ganz zerknirscht! Meisterhaft hast du das gemacht, weiß Gott; so muß man die Kerle behandeln! Zammerschade, daß ich nicht dabei war! Er wartete jetzt mit lebhaftem Interesse darauf, ob du nicht auch zu mir kommen würdest. Auch Porfiri wünscht sehr, deine Bekanntschaft zu machen . . .“

„Ah . . . also auch der meint schon . . . Aber warum hatten sie mich denn für verrückt gehalten?“

„Für verrückt hatten sie dich eigentlich nicht gehalten. Ich habe wohl schon zu viel ausgeplaudert, Brüderchen. Siehst du wohl, unserm Sosimow fiel das heute auf, daß dich nur dieser eine Gegenstand interessierte; jetzt ist es ihm ja klar, warum er dich interessierte; jetzt, wo er alle Umstände kennt . . . und weiß, wie dich das damals aufregte und sich mit deiner Krankheit komplizierte . . . Ich bin ein bißchen betrunken, Brüderchen; aber, weiß der Teufel, er hat da so seine eigene Idee . . . Ich kann dir nur sagen: er kapriziert sich auf Geisteskrankheiten. Aber was wirfst du dir daraus machen . . .“

Beide schwiegen eine halbe Minute lang.

„Höre mal, Rasumichin,“ begann dann Rasolnikow, „ich will

dir offen sagen: ich war eben bei einem Sterbenden; es ist da ein Beamter gestorben, . . . ich habe da mein ganzes Geld weggegeben, . . . und außerdem hat mich soeben ein Wesen geküßt, das, selbst wenn ich jemand ermordet hätte, mich trotzdem . . . mit einem Worte, ich habe dort noch ein anderes Wesen gesehen . . . mit einer feuerroten Feder, . . . aber ich rede ohne Sinn und Verstand; ich bin sehr schwach; stütze mich ein bißchen, . . . da ist ja auch gleich die Treppe . . ."

„Was fehlt dir? Was fehlt dir?“ fragte Rasumichin beunruhigt.

„Es ist mir ein bißchen schwindlig; aber das ist das wenigste; vor allem ist mir so traurig zumute, so traurig! Als ob ich ein Weib wäre, . . . wahrhaftig! Sieh mal, was hat das zu bedeuten? Sieh mal, sieh mal!“

„Was ist denn?“

„Siehst du denn nicht? In meinem Zimmer ist Licht, siehst du es? Durch die Ritze . . .“

Sie standen schon vor der letzten Treppe, bei der Tür der Wirtin, und es war wirklich von hier unten zu sehen, daß in Raskolnikows Kämmerchen Licht war.

„Sonderbar! Vielleicht ist Nastasja drin!“ bemerkte Rasumichin.

„Sie kommt nie um diese Zeit in mein Zimmer; auch schläft sie schon längst. Aber . . . nun meinetwegen! Lebewohl!“

„Was hast du denn? Ich bringe dich doch ganz in deine Wohnung; wir gehen noch beide zusammen hinein!“

„Das weiß ich, daß wir beide zusammen hineingehen; aber ich möchte dir hier die Hand drücken und hier von dir Abschied nehmen. Nun also, gib mir die Hand, leb wohl!“

„Was hast du nur, Rodion?“

„Nichts! . . . Komm! . . . Du sollst Zeuge sein . . .“

Sie stiegen die Treppe hinauf, und Rasumichin konnte sich des



Gedankens nicht erwehren, Sostimow möchte doch vielleicht recht gehabt haben. „Ach, ich habe ihn wohl nur durch mein Geschwätz wirr gemacht!“ murmelte er vor sich hin. Als sie an die Tür kamen, hörten sie im Zimmer Stimmen.

„Ja, was ist denn da los?“ rief Kasumichin.

Raskolnikow griff vor dem andern nach der Klinke, riß die Tür weit auf und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

Seine Mutter und seine Schwester saßen auf dem Sofa und warteten schon seit anderthalb Stunden. Wunderlicherweise hatte er gerade sie am allerwenigsten erwartet und gar nicht an sie gedacht, obgleich er heute durch Herrn Luschin gehört hatte, daß sie abgereist seien, sich auf der Fahrt befänden und jeden Augenblick da sein könnten. Diese ganzen anderthalb Stunden lang hatten sie um die Wette Nastassja ausgefragt, die auch jetzt vor ihnen stand und ihnen schon alles bis aufs kleinste erzählt hatte. Sie waren außer sich gewesen vor Entsetzen, als sie gehört hatten, daß er „heute davongelaufen“ sei, und zwar noch krank und, wie sich aus der Erzählung entnehmen ließ, jedenfalls im Fieberwahn. „O Gott, was wird nur mit ihm geschehen sein!“ Beide hatten heftig geweint und in dieser anderthalbstündigen Zeit des Wartens die schrecklichsten Qualen erduldet.

Raskolnikows Erscheinen begrüßten sie mit einem freudigen Schrei des Entzückens. Sie stürzten auf ihn zu. Aber er stand wie erstarrt da; die unerträgliche Vorstellung, die plötzlich vor seiner Seele wieder auftauchte, wirkte auf ihn wie ein Blitzstrahl. Seine Arme hoben sich nicht, um sie an seine Brust zu drücken; sie waren dazu nicht imstande. Die Mutter und die Schwester umschlangen ihn herzlich, küßten ihn, lachten und weinten. Er tat einen Schritt, wankte und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Aufregung, Laute des Schreckens, ängstliches Stöhnen! . . .

Rasumichin, der auf der Schwelle stehen geblieben war, flog ins Zimmer, faßte den Kranken in seine starken Arme, und einen Augenblick darauf lag dieser auf dem Sofa.

„Das hat weiter nichts zu bedeuten!“ rief er der Mutter und der Schwester zu. „Es ist nur eine Ohnmacht, eine Kleinigkeit! Der Arzt hat noch vor ein paar Minuten gesagt, daß es ihm weit besser geht und er schon wieder vollkommen gesund ist! Wasser, bitte! . . . Na, sehen Sie wohl, er kommt schon wieder zu sich, er ist wieder bei Bewußtsein!“

Er faßte Awdotja so kräftig an der Hand, daß er ihr fast den Arm ausrenkte, und zog sie nieder, damit sie sähe, daß er „schon wieder bei Bewußtsein“ sei. Die Mutter und die Schwester blickten mit Rührung und Dankbarkeit auf Rasumichin, wie auf eine Art von himmlischem Retter; sie hatten schon von Nastasja gehört, welch ein unschätzbare Helfer für ihren Rodion während der ganzen Dauer der Krankheit dieser Rasumichin gewesen sei. „Ein gewandter junger Mann!“ sagte von ihm Pulcheria Alexandrowna Rasfoknikowa selbst an diesem Abende, als sie mit Awdotja allein war.

## Dritter Teil

### I

**M**askolnikow richtete sich auf und setzte sich auf dem Sofa aufrecht hin.

Er machte mit einer matten Handbewegung Kasumichin ein Zeichen, daß er mit dem Schwallé unzusammenhängender, eifriger Tröstungen, die er an Mutter und Schwester richtete, aufhören möchte, ergriff die Hände der beiden Frauen und blickte fast zwei Minuten lang schweigend bald die Mutter, bald die Schwester an. Die Mutter erschrak vor seinem Blicke. In diesem Blicke lag ein grenzenloses Gefühl der Liebe, aber zugleich etwas Starres, das an Irrsinn streifte. Pulcheria Alexandrowna brach in Tränen aus.

Awdotja war blaß; ihre Hand zitterte in der des Bruders.

„Geht mit ihm nach eurer Wohnung,“ sagte er abgebrochen und zeigte dabei auf Kasumichin. „Auf Wiedersehen morgen; morgen wird alles . . . Seid ihr schon lange angekommen?“

„Heute abend, lieber Rodion,“ antwortete Pulcheria Alexandrowna. „Der Zug hatte sich stark verspätet. Aber ich verlasse dich jetzt um keinen Preis, Rodion. Ich bleibe die Nacht hier um dich . . .“

„Quält mich nicht!“ sagte er in gereiztem Tone und mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Ich, ich werde bei ihm bleiben!“ rief Kasumichin. „Ich werde ihn keinen Augenblick allein lassen. Meine Gäste bei mir zu Hause kann alle der Kukuck holen! Meinetwegen mögen sie auf mich schimpfen, soviel sie Lust haben! Mein Onkel kann da die Honneurs machen!“

„Wie soll ich Ihnen nur danken . . .“, fing Pulcheria Alexan-



drowna an und drückte Rasumichin von neuem die Hand; aber Rasolnikow unterbrach sie.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ sagte er in nervöser Erregung. „Quält mich nicht! Laßt es nun genug sein, geht weg . . . Ich kann nicht! . . .“

„Wir wollen gehen, Mama; wenigstens für einen Augenblick wollen wir aus dem Zimmer hinausgehen!“ flüsterte die erschrockene Awdotja. „Wir schaden ihm; das ist ja klar.“

„Aber soll ich ihn denn wirklich nicht eine Weile mehr ansehen dürfen, nach drei langen Jahren der Trennung!“ rief Pulcheria Alexandrowna unter Tränen.

Jedoch Rasolnikow hielt sie wieder zurück: „Wartet! Ihr unterbricht mich immer, und dann verwirren sich bei mir die Gedanken . . . Habt ihr Luschin gesehen?“

„Nein, Rodion, aber er weiß schon, daß wir angekommen sind. Wir haben gehört, Rodion, daß Peter Petrowitsch so freundlich war, dich heute zu besuchen,“ fügte Pulcheria Alexandrowna einigermaßen verlegen hinzu.

„Ja, . . . er war so freundlich! . . . Awdotja, ich habe heute zu diesem Luschin gesagt, ich würde ihn die Treppe hinunterwerfen, und habe ihn zum Teufel gejagt . . .“

„Rodion, was redest du! Du willst doch nicht sagen . . .“, fing Pulcheria Alexandrowna erschrocken an; aber ein Blick auf Awdotja ließ sie verstummen.

Awdotja sah ihren Bruder aufmerksam an und wartete, was noch weiter kommen werde. Die beiden Frauen waren bereits durch Nastasja von dem Streite benachrichtigt worden, soweit diese etwas davon hatte begreifen können und wiederzugeben vermochte, und hatten in Ungewißheit und Erwartung die größte Pein erduldet.

„Awdotja,“ sprach Rasolnikow mit Anstrengung weiter, „ich

wünsche diese Heirat nicht, und darum mußt du morgen Herrn Luschin gleich beim ersten Worte eine Absage geben, damit wir von ihm nichts mehr sehen und hören."

"Mein Gott!" rief Pulcheria Alexandrowna.

"Aber Bruder, bedenke doch, was du da sprichst!" begann Awdotja aufbrausend; indes sie beherrschte sich sofort wieder. "Du bist vielleicht jetzt nicht imstande, das ordentlich zu überlegen; du bist müde," sagte sie sanft.

"Du meinst wohl gar, daß ich im Fieber rede? Nein . . . Du willst Luschin um meinetwillen heiraten. Aber ich nehme dieses Opfer nicht an. Und darum schreibe zu morgen einen Brief . . . mit der Absage . . . Gib ihn mir morgen früh zum Durchlesen, und dann ist die Sache zu Ende."

"Das kann ich nicht tun!" rief das junge Mädchen gekränkt. "Mit welchem Rechte . . ."

"Liebe Awdotja, auch du wirst zu heftig; hör auf; morgen . . . Siehst du denn nicht . . .", rief die erschrockene Mutter und stürzte zu Awdotja hin. "Ach, es ist wohl das beste, wir gehen!"

"Er redet im Fieber!" schrie der angetrunkene Rasumichin. "Sonst würde er sich nicht erdreisten, so zu sprechen! Morgen werden all diese dummen Gedanken verflogen sein. Aber daß er ihn heute hinausgejagt hat, ist Tatsache. Das hat sich wirklich so abgespielt. Na, und der wurde schön wütend! . . . Er hat hier große Reden gehalten, wollte uns mit seinen Kenntnissen imponieren; zuletzt mußte er aber doch mit eingekniffenem Schwanz abziehen."

"Also das ist wahr?" rief Pulcheria Alexandrowna.

"Auf Wiedersehen morgen, Bruder," sagte Awdotja mitleidig. "Wir wollen gehen, Mama! . . . Adieu, Rodion!"

"Hörst du wohl, Schwester," rief er ihr nach, indem er seine letzten Kräfte zusammennahm, "ich rede nicht im Fieber; diese

Heirat ist eine Gemeinheit. Und mag ich ein Schuft sein, aber du sollst nicht . . . genug, daß einer . . . und wenn ich auch ein Schuft bin, aber so eine Schwester werde ich nicht als Schwester anerkennen. Entweder ich oder Luschin! Nun geht . . ."

„Du bist wohl verrückt geworden, du Tyrann du!“ brüllte Rasumichin.

Aber Rasolnikow antwortete nicht mehr und hatte vielleicht auch nicht die Kraft dazu. Er streckte sich auf dem Sofa lang aus und wendete sich völlig erschöpft nach der Wand hin. Awdotja blickte mit lebhaftem Interesse Rasumichin an; ihre schwarzen Augen glänzten; Rasumichin zuckte unter diesem Blicke ordentlich zusammen. Pulcheria Alexandrowna stand wie versteinert da.

„Ich kann unter keinen Umständen weggehen!“ flüsterte sie ganz verzweifelt Rasumichin zu. „Ich bleibe hier, es wird sich schon irgendein Plätzchen für mich finden . . . Begleiten Sie meine Tochter nach Hause.“

„Sie werden durch Ihr Hierbleiben alles verderben,“ erwiderte, gleichfalls flüsternd, Rasumichin in größter Erregung. „Kommen Sie wenigstens hinaus auf die Treppe. Nastasja, leuchte uns! Ich versichere Ihnen,“ fuhr er immer noch mit leiser Stimme fort, als sie bereits auf der Treppe waren, „er hätte heute mich und den Arzt beinahe geprügelt! Verstehen Sie wohl? Sogar den Arzt! Und der tat ihm den Willen, um ihn nicht zu reizen, und ging fort; und ich blieb unten, um auf ihn aufzupassen; aber er kleidete sich an und ging mir davon. Er wird uns auch jetzt davongehen, wenn Sie ihn reizen, mitten in der Nacht, und dann tut er sich womöglich etwas an . . .“

„Um Gotteswillen, was sagen Sie da!“

„Ja, und dann kann auch Awdotja Romanowna unmöglich in diesem Hotel garni ohne Sie allein bleiben. Bedenken Sie nur, was das für ein Haus ist, in dem Sie da eingekehrt sind! Dieser



Schust, der Peter Petrowitsch, hätte Ihnen doch auch eine bessere Wohnung . . . Aber, wissen Sie, ich bin ein bißchen betrunken, und darum kam mir ein Schimpfwort in den Mund; lassen Sie es unbeachtet . . ."

„Ich möchte hier zu der Wirtin gehen,“ entgegnete Pulcheria Alexandrowna, die sich von ihrer Absicht noch nicht abbringen ließ, „und sie bitten, mir und meiner Tochter ein Plätzchen für diese Nacht einzuräumen. Aber ihn so verlassen, das kann ich nicht, das kann ich nicht!“

Während dieses Gesprächs standen sie auf dem Treppenflur dicht vor der Thür zur Wohnung der Wirtin. Nastasja stand schon auf einer tieferen Stufe und leuchtete ihnen. Kasumichin befand sich in großer Aufregung. Noch vor einer halben Stunde, als er Kasolnikow nach Hause begleitete, hatte er zwar eine übermäßige Geschwägigkeit bewiesen, deren er sich übrigens selbst bewußt gewesen war, war aber dabei doch völlig frisch und munter gewesen, trotz der gewaltigen Menge Alkohol, die er an diesem Abend zu sich genommen hatte. Jetzt aber war er in eine Art von Verzückung geraten, und gleichzeitig schien der getrunkene Branntwein ihm plötzlich von neuem und mit verdoppelter Kraft in den Kopf gestiegen zu sein. Er stand mit den beiden Damen da, hatte sie beide an den Händen gefaßt, suchte sie eifrig zu überreden und entwickelte ihnen seine Gründe mit erstaunlicher Offenherzigkeit; wahrscheinlich um sie besser zu überzeugen, preßte er ihnen beiden bei jedem Worte die Hände wie in einem Schraubstocke schmerzhaft zusammen; dabei verschlang er Uwdotja geradezu mit den Augen, ohne sich im geringsten Zwang aufzuerlegen. Vor Schmerz versuchten sie ab und zu, ihre Hände aus seinen gewaltigen, knöchigen Fäßen herauszureißen; aber er merkte gar nicht, wie es damit stand, sondern zog sie nur immer fester zu sich heran. Hätten sie ihn aufgefordert, sich ihnen zu Gefallen

Kopf über die Treppe hinabzustürzen, so hätte er es sofort getan, ohne Überlegen und ohne Zaudern. Pulcheria Alexandrowna, die durch die Sorge um ihren Rodion in größter Unruhe war, hatte zwar die Empfindung, daß der junge Mann sich etwas exzentrisch benehme und ihr gar zu schmerzhaft die Hand drücke; aber da er gleichzeitig für sie eine Art von hilfreichem Engel war, so wollte sie all diese kleinen Übertreibungen nicht weiter beachten. Dem jungen Mädchen aber fielen, obgleich sie von derselben Unruhe erfüllt war, die von einem wilden Feuer funkeln- den Blicke des Freundes ihres Bruders gar sehr auf, und obgleich sie nicht von schreckhaftem Charakter war, versetzten sie sie in Verlegenheit, ja fast in Furcht, und nur das unbegrenzte Vertrauen, welches Nastasjas Erzählungen ihr zu diesem sonderbaren Menschen eingefloßt hatten, hielt sie davon ab, wegzulaufen und ihre Mutter mit fortzuziehen. Auch sagte sie sich, daß es augenblicklich vielleicht geradezu unmöglich sei, ihm wegzulaufen. Zehn Minuten darauf hatte sie sich aber bereits erheblich beruhigt. Es war eine Eigenheit Rasumichins, in welchem Zustande er sich auch befinden mochte, sein ganzes Wesen in kürzester Zeit rückhaltlos aufzudecken, so daß ein jeder baldigst wußte, mit wem er es zu tun hatte.

„Zu der Wirtin können Sie unmöglich; das ist ein ganz verdrehter Gedanke!“ rief er in dem eifrigen Bemühen, Pulcheria Alexandrowna zu überzeugen. „Sie sind zwar seine Mutter; aber trotzdem wird ihn Ihr Hierbleiben rasend machen, und was dann daraus wird, das mag der Teufel wissen! Also hören Sie mal, was ich tun will: jetzt bleibt Nastasja bei ihm sitzen, und ich begleite Sie beide nach Ihrer Wohnung; denn allein können Sie nicht auf der Straße gehen; bei uns in Petersburg ist es in dieser Hinsicht . . . Na, schweigen wir davon! . . . Dann laufe ich von Ihnen sofort wieder hierher zurück und bringe Ihnen nach einer Viertelstunde (Ehrenwort!) genauen Bericht: wie er

sich befindet, ob er schläft oder nicht usw. Darauf, hören Sie nur zu, darauf laufe ich von Ihnen flink zu mir nach Hause; da habe ich Gäste sitzen, die sind alle betrunken; da bemächtige ich mich Sosimows, — das ist der Arzt, der ihn behandelt, der sitzt jetzt auch bei mir; der ist aber nicht betrunken, der betrinkt sich nie! Den schleppe ich zu Rodion hin, und dann komme ich sofort wieder zu Ihnen; mithin bekommen Sie binnen einer Stunde zwei Berichte über ihn, und zwar den einen vom Arzte, verstehen Sie wohl! vom Arzte selbst; das ist eine ganz andre Sache als bloß von mir! Sollte es schlimm stehen, so schwöre ich Ihnen, ich bringe Sie wieder hierher; wenn es aber gut geht, nun, dann legen Sie sich ruhig schlafen. Ich für meine Person aber werde die ganze Nacht hier zubringen, auf dem Flur; davon wird Rodion nichts hören; und was Sosimow anlangt, so werde ich anordnen, daß er in der Wohnung der Wirtin übernachtet, damit wir ihn zur Hand haben. Na, was ist für ihn jetzt besser: Sie oder der Arzt? Der Arzt ist doch nützlicher, entschieden nützlicher. Na, also gehen Sie nun nach Hause! Bei der Wirtin können Sie nicht bleiben; ich könnte es wohl; aber Sie können es nicht: sie würde Sie gar nicht hereinlassen, weil sie . . . nun, weil sie eben eine Narrin ist . . . Nämlich, wenn Sie den Grund wissen wollen: sie hat mich sehr in ihr Herz geschlossen und würde sofort auf Awdotja Romanowna eifersüchtig werden, und auf Sie auch . . . Auf Awdotja Romanowna aber ganz bestimmt. Sie hat einen unberechenbaren Charakter, aber auch ganz unberechenbar! Ich bin übrigens auch ein Narr . . . Na, darauf kommt es nicht an. Kommen Sie! Haben Sie zu mir Vertrauen? Na, sagen Sie: ja oder nein?"

„Kommen Sie, Mama,“ sagte Awdotja, „er wird gewiß tun, was er versprochen hat. Er hat unserm Rodion schon einmal das Leben gerettet, und wenn sich der Arzt wirklich bereit



finden läßt, hier zu übernachten, so ist das doch gewiß das allerbeste.“

„Sehen Sie wohl, sehen Sie wohl, . . . Sie, ja Sie verstehen mich, weil Sie ein Engel sind!“ rief Rasumichin in höchstem Entzücken. „Machen wir uns also auf den Weg! Nastasja, geh flink nach oben und sitze da bei ihm, mit dem Lichte; in einer Viertelstunde bin ich auch wieder da . . .“

Obwohl Pulcheria Alexandrowna noch nicht vollständig überzeugt war, so widersehte sie sich doch nicht länger. Rasumichin gab jeder von ihnen einen Arm und zog sie die Treppe hinunter. Indessen hatte die Mutter in bezug auf ihn doch noch eine Sorge: „Er ist ja ein geschickter und braver Mensch; wird er aber auch imstande sein, sein Versprechen auszuführen? Bei dem Zustande, in dem er sich befindet!“

„Ich merke, Sie haben Bedenken wegen meines Zustandes!“ unterbrach Rasumichin ihre Gedanken, die er erraten hatte, und ging dabei mit seinen gewaltigen Schritten auf dem Trottoir so schnell vorwärts, daß die beiden Damen kaum mitkommen konnten, was er übrigens gar nicht beachtete. „Dummes Zeug! Das heißt, ich meine: betrunken bin ich ja wie ein Affe; aber das ist ganz egal; meine Betrunktheit rührt nicht vom Schnaps her. Sondern sowie ich Sie erblickte, da stieg mir auf einmal etwas in den Kopf . . . Aber kümmern Sie sich um mich weiter gar nicht! Achten Sie nicht auf mich: ich schwache lauter Unsinn zusammen; ich bin Ihrer unwürdig . . . Ich bin Ihrer im höchsten Grade unwürdig! Sobald ich Sie werde nach Hause gebracht haben, gieße ich mir sofort gleich hier am Kanal zwei Eimer Wasser über den Kopf; dann bin ich wieder in Ordnung . . . Wenn Sie nur wüßten, wie sehr ich Sie beide liebe! . . . Lachen Sie nicht, und seien Sie nicht böse! . . . Seien Sie auf alle Menschen böse, bloß nicht auf mich! Ich bin Rodions Freund,  
XIX. 10.

folglich bin ich auch Ihr Freund. Ich möchte so gern . . . Ich habe es schon vorher geahnt, . . . schon im vorigen Jahre hatte ich einmal so einen Augenblick . . . Ubrigens habe ich gar nichts geahnt; denn Sie sind ja ganz plötzlich wie vom Himmel heruntergefallen. Ich werde vielleicht die ganze Nacht nicht schlafen können . . . Dieser Sosimow fürchtete heute, Rodion könnte den Verstand verlieren. Darum darf man ihn nicht reizen . . .“

„Was sagen Sie da!“ rief die Mutter.

„Hat der Arzt das wirklich so gesagt?“ fragte Awdotja erschrocken.

„Gesagt hat er es; aber es ist nicht an dem, ganz und gar nicht. Er hat ihm auch so eine Medizin gegeben, ein Pulver; ich habe es selbst gesehen. Und nun sind Sie auf einmal gekommen . . . Ach . . . Sie hätten lieber erst morgen kommen sollen! Nur gut, daß wir weggegangen sind. In einer Stunde wird Ihnen Sosimow selbst über alles Rapport abstaten. Ja, der ist nie betrunken! Und ich werde mich auch nicht mehr betrinken . . . Und wie ist das gekommen, daß ich mich so beduselt habe? Das ist daher gekommen, weil sie mich in eine Debatte hineingezogen haben, die verdammten Kerle! Und ich hatte mir selbst ein eidliches Versprechen gegeben, nie mehr zu debattieren! . . . Aber was schwafelten die Menschen für einen Blödsinn zusammen! Am liebsten hätte ich auf sie losgeprügelt! Ich habe meinen Onkel dagelassen; der kann den Hausherrn spielen . . . Na, können Sie das glauben: sie verlangen, man solle sich seiner persönlichen Eigenheiten völlig entäußern, und darin finden sie ihr Ideal! Nur ja nichts Apartes haben, nur möglichst wenig individuell sein! Und das halten sie für das höchste Ziel fortschrittlicher Entwicklung. Und wenn ihr unsinniges Geschwätz wenigstens etwas Eigenartiges hätte; aber . . .“

„Gestatten Sie . . .“, unterbrach ihn Pulcheria Alexandrowna schüchtern. Aber dadurch kam er nur noch mehr in Harnisch.

„Ja, was meinen Sie denn?“ schrie Rasumichin noch lauter. „Meinen Sie etwa, ich ereifere mich darüber, daß die Kerle Unsinn reden? Dummes Zeug! Ich habe das sogar ganz gern, wenn die Leute Unsinn reden! Das Unsinnreden ist das einzige Privilegium, das der Mensch vor allen übrigen organischen Wesen voraus hat. Wer Unsinn redet, der gelangt zur Wahrheit! Daß ich Unsinn rede, das macht mich erst recht eigentlich zum Menschen. Zu keiner einzigen Wahrheit ist man gelangt, ohne daß man vorher vierzehnmahl, vielleicht auch hundertvierzehnmahl Unsinn geredet hätte, und das ist etwas sehr Achtbares, wenn es in individueller Weise geschieht; na, aber wir verstehen nicht einmal, mit unserm eigenen Verstande Unsinn zu reden. Rede Unsinn, aber tue es auf deine eigene Art, und ich gebe dir einen Kuß dafür. Auf seine eigne Art Unsinn zu reden, das ist sogar beinah besser, als nach allgemeinem Schema und nach fremdem Muster die Wahrheit zu reden; im ersten Falle ist man ein Mensch, im zweiten nur ein Papagei. Die Wahrheit wird uns nicht davonlaufen; wohl aber kann man durch jenen törichtesten Verzicht auf Individualität sich selbst das Leben verderben; dafür fehlt es nicht an Beispielen. Na, was sind wir denn jetzt? In bezug auf Wissenschaft, Fortschritt, Denken, Erfindungsgabe, Ideale, Bestrebungen, Liberalismus, Vernunft, Erfahrung und alles, alles, alles, alles, alles sitzen wir alle ohne Ausnahme gleichsam noch in der untersten Vorbereitungsclassen des Gymnasiums! Wir haben Gefallen daran gefunden, uns mit fremder Weisheit zu behelfen; wir haben uns daran gewöhnt! Ist es nicht so? Habe ich nicht recht?“ rief Rasumichin, indem er die Hände der beiden Damen kräftig schüttelte und drückte. „Habe ich nicht recht?“

„O mein Gott, ich weiß es nicht,“ sagte die arme Pulcheria Alexandrowna.



„Jawohl, jawohl, . . . obgleich ich nicht in allen Punkten mit Ihnen derselben Ansicht bin,“ erwiderte Awdotja ganz ernsthaft, stieß aber gleich darauf einen Schrei aus, so heftig hatte er diesmal ihre Hand zusammengepreßt.

„Ja? Sie sagen ja? Nun, dann . . . dann . . . dann sind Sie . . .“, rief er ganz begeistert, „dann sind Sie ein Ideal von Seelengüte, Reinheit, Vernunft und . . . Vollkommenheit! Geben Sie mir Ihre Hand, ich bitte darum, . . . und geben auch Sie mir die Ihrige; ich möchte Ihnen die Hände küssen, hier, gleich jetzt, auf den Knien!“

Mitten auf dem Trottoir, das zum Glück gerade menschenleer war, fiel er auf die Knie.

„Aber lassen Sie das doch, ich bitte Sie, was tun Sie denn!“ rief Pulcheria Alexandrowna ganz bestürzt.

„Stehen Sie doch auf, stehen Sie doch auf!“ sagte Awdotja lachend, aber gleichfalls beunruhigt.

„Um keinen Preis, ehe Sie mir nicht Ihre Hände gegeben haben! So, so ist es recht, und nun genug, nun stehe ich auf, und wir wollen weitergehen! Ich bin ein unglücklicher Tölpel, ich bin Ihrer unwürdig, und ich bin betrunken und schäme mich . . . Sie zu lieben, bin ich nicht würdig; aber vor Ihnen die Knie zu beugen, das ist die Pflicht eines jeden, der nicht geradezu ein Stück Vieh ist! Und darum habe ich vor Ihnen die Knie gebeugt . . . Da ist auch Ihr Hotel garni, und schon aus diesem Grunde allein war Rodion durchaus im Rechte, als er heute Ihren Peter Petrowitsch hinauswarf! Wie konnte der Mensch es wagen, Sie in einem solchen Hause unterzubringen! Das ist ja ein Skandal! Wissen Sie wohl, an was für Personen da Zimmer abgegeben werden? Und Sie sind doch seine Braut! Sie sind doch seine Braut, nicht wahr? Na, dann sage ich Ihnen also, daß Ihr Bräutigam, wenn er so handelt, ein Schuft ist!“

„Erlauben Sie, Herr Rasumichin, Sie vergessen . . .“, begann Pulcheria Alexandrowna.

„Ja, ja, Sie haben ganz recht, ich habe mich vergessen, ich schäme mich!“ rief Rasumichin, seine Übereilung erkennend. „Aber . . . aber . . . Sie können mir nicht böse deswegen sein, weil ich so rede! Denn ich rede so, weil ich es wirklich so meine, und nicht etwa, weil . . . hm, das wäre ja gemein; mit einem Worte: nicht etwa, weil ich in Sie . . . hm! . . . na, lassen wir das; ich darf nicht; ich will nicht sagen, warum; ich wage es nicht! . . . Aber wir hatten heute, als er zu Rodion kam, alle das Gefühl, daß dieser Mensch nicht in unsern Kreis paßt. Nicht weil er sich das Haar hatte vom Friseur kräuseln lassen, nicht weil er es so eilig hatte, seinen Verstand zur Schau zu stellen, sondern weil er ein Aushorcher und Spekulant ist, ein Jude und Gauner; und das liegt auf der Hand. Meinen Sie, daß er klug ist? Nein, ein Dummkopf ist er, ein Dummkopf! Na, ist das etwa ein Mann für Sie? Ach, du mein Gott! Sehen Sie, meine Damen“ (er blieb plötzlich auf der Treppe zu dem Hotel garni, die sie schon hinaufgingen, stehen), „wenn die Leute da in meiner Wohnung auch alle betrunken sind, aber ehrenhaft sind sie alle; und wenn wir auch Unsinn reden (denn ich rede auch Unsinn), so werden wir durch unser Unsinnreden schließlich doch zur Wahrheit hindurchdringen, weil wir auf einem anständigen Wege gehen; aber Peter Petrowitsch . . . der geht nicht auf einem anständigen Wege. Und obwohl ich eben gehörig auf sie geschimpft habe, so habe ich doch vor ihnen allen Achtung; und sogar was diesen Sametow betrifft, Achtung habe ich allerdings nicht vor ihm, aber ich habe ihn ganz gern, denn er ist noch wie ein junger Hund! Sogar vor diesem Vieh, dem Sotimow, habe ich Achtung, weil er ein ehrenhafter Mensch ist und seine Sache versteht. Aber genug, nun habe ich mir alles vom Herzen ge-

prochen, und ich hoffe, Sie haben mir nichts übelgenommen. Haben Sie mir auch nichts übelgenommen? Wirklich nicht? Nun, dann kommen Sie! Ich kenne diesen Korridor; ich bin schon mal hier gewesen; hier in Nummer drei war eine arge Skandalgeschichte . . . Nun, wo ist Ihr Zimmer? Was haben Sie für eine Nummer? Acht? Na, dann schließen Sie nur für die Nacht zu, und lassen Sie niemand herein. In einer Viertelstunde komme ich wieder und bringe Bericht, und dann wieder nach einer halben Stunde komme ich mit Sosimow, Sie werden sehen! Nun adieu! Ich werde mich beeilen!"

„Mein Gott, liebste Awdotja, was wird das noch alles werden?“ sagte Pulcheria Alexandrowna voll Angst und Unruhe zu ihrer Tochter.

„Beruhigen Sie sich, liebe Mama,“ antwortete Awdotja, während sie Hut und Mantille ablegte. „Diesen Herrn hat uns Gott selbst gesandt, obwohl er geradeswegs von einer Zecherei kommt. Man kann sich auf ihn verlassen; das ist meine feste Überzeugung. Und was er alles schon für Rodion getan hat . . .“

„Ach, liebe Awdotja, Gott weiß, ob er wieder herkommen wird! Wie habe ich es nur fertigbringen können, Rodion allein zu lassen! . . . Daß ich ihn so wiederfinden würde, habe ich mir ja nicht träumen lassen! Wie finster er war, gerade als ob er sich über unsre Ankunft gar nicht freute . . .“

Die Tränen kamen ihr in die Augen.

„Nein, das ist nicht richtig, liebe Mama; Sie haben ihn nur nicht ordentlich sehen können; Sie haben ja immerzu geweint. Die schwere Krankheit hat ihn zu sehr heruntergebracht; das ist der ganze Grund.“

„Ach, diese Krankheit! Was nur daraus noch werden soll! Und wie er mit dir gesprochen hat, Awdotja!“ sagte die Mutter und blickte dabei ihrer Tochter schüchtern ins Gesicht, um ihr ihre Ge-



anken dort abzulesen; indes war sie dadurch, daß Awdotja soeben ihren Bruder in Schutz genommen hatte, schon halb getröstet; denn danach zu urteilen, mußte sie ihm doch verziehen haben. „Ich bin überzeugt, daß er morgen anders darüber denken wird,“ fügte sie hinzu, um die Tochter vollends auszuforschen.

„Ich meinerseits bin überzeugt, daß er morgen ganz ebenso darüber reden wird,“ erwiderte Awdotja.

Hiermit schloß dieses Gespräch, weil das ein Punkt war, vor dessen näherer Erörterung der Mutter jetzt gar zu bange war. Awdotja trat zu ihr hin und küßte sie. Diese schlang, ohne weiter ein Wort zu sagen, ihre Arme innig um die Tochter. Dann setzte sie sich hin, wartete unruhig auf Rasumichins Rückkehr und verfolgte schüchtern mit den Augen die Tochter, die, gleichfalls wartend, die Arme über der Brust verschränkt, tief in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab ging. Dieses nachdenkliche Hin- und Hergehen von einer Ecke nach der andern war schon von jeher Awdotjas Gewohnheit gewesen, und die Mutter scheute sich zu solchen Zeiten immer, sie in ihren Überlegungen zu stören.

Rasumichin machte ja natürlich eine komische Figur mit seiner so plötzlich in der Trunkenheit entbrannten Leidenschaft für Awdotja; aber wer Awdotja ansah, namentlich jetzt, wo sie mit verschränkten Armen traurig und nachdenklich im Zimmer auf und ab ging, der konnte seinen Affekt, auch abgesehen von seinem exaltierten Zustande, recht wohl entschuldbar finden. Awdotja war eine außerordentlich schöne Erscheinung, von hohem Wuchs und wundervoller Figur, kräftig und selbstbewußt, was in jeder ihrer Bewegungen zum Ausdruck kam, ohne jedoch der Weichheit und Anmut derselben im geringsten Eintrag zu tun. Im Gesicht hatte sie mit ihrem Bruder Ähnlichkeit; aber man konnte sie geradezu eine Schönheit nennen. Ihr Haar war dunkelblond, etwas heller als das des Bruders; die Augen waren fast schwarz,

glänzend, stolzblickend, hatten aber dabei doch zeitweilig etwas überaus Freundliches. Sie war blaß, aber diese Blässe hatte nichts Kränkliches; ihr Gesicht strahlte vielmehr von Frische und Gesundheit. Ihr Mund war etwas klein; die frische, rote Unterlippe stand ein ganz klein wenig zu weit vor, ebenso wie das Kinn, — die einzige Unregelmäßigkeit in diesem schönen Gesichte, die ihm aber den Ausdruck besonderer Charakterfestigkeit, ja sogar einen Anschein von Hochmut verlieh. Ihre Mienen waren gewöhnlich mehr nachdenklich und ernst als heiter; aber wie schön stand dafür auch diesem Gesichte ein gelegentliches Lächeln, ein frohes, jugendliches, sorgloses Lachen! Kein Wunder, daß der feurige, offenherzige, schlichte, ehrliche, hünenhafte und betrunkene Kasumichin, der noch nie etwas Ähnliches gesehen hatte, gleich beim ersten Blicke den Kopf verlor. Dazu kam noch, daß ihm der Zufall wie mit besondrer Absicht Awdotja zuerst in dem schönen Augenblicke zeigte, wo sie von der Liebe zum Bruder und von der Freude über das Wiedersehen mit ihm verklärt war. Später sah er dann, wie bei den herrischen, schroffen Forderungen des Bruders ihre Unterlippe vor Unwillen bebte, — und er konnte nicht widerstehen.

Er hatte übrigens die Wahrheit gesagt, als er vorher in seiner Betrunktheit auf der Treppe damit herausgeplakt war, daß Kasolknikows überspannte Wirtin, Praskowja Pawlowna, nicht nur auf Awdotja, sondern womöglich auch auf Pulcheria Alexandrowna eifersüchtig werden würde, in der Besorgnis, eine derselben könne ihr den neuen Verehrer abspenstig machen. Obwohl Pulcheria Alexandrowna bereits dreiundvierzig Jahre alt war, hatte ihr Gesicht immer noch Spuren ihrer früheren Schönheit bewahrt, und außerdem schien sie weit jünger, als sie wirklich war, wie das der Regel nach bei Frauen der Fall ist, die sich die Heiterkeit der Seele, die Frische der Empfindung und die

ehrlische, reine Wärme des Herzens bis ins Alter hinein bewahren. Wir wollen in Parenthese bemerken, daß die Erhaltung all dieser seelischen Eigenschaften eben das einzige Mittel ist, um sich die Schönheit sogar bis ins Alter hinüberzuretten. Ihr Haar fing bereits an zu ergrauen und dünner zu werden; kleine, strahlenförmige Fältchen hatten sich schon längst um die Augen herum gebildet; die Wangen waren infolge von Sorgen und Kummer eingesunken und zusammengetrocknet; aber trotz alledem war dieses Gesicht schön. Es war ein Ebenbild von Awdotjas Gesicht, nur zwanzig Jahre älter und ohne das Charakteristische der Unterlippe, die bei der Mutter nicht so hervorstand. Pulcheria Alexandrowna war feinführend, aber nicht bis zur Süßlichkeit; sie war schüchtern und nachgiebig, aber nur bis zu einer bestimmten Grenze: sie konnte in vielem nachgeben, sich in vieles fügen, sogar wo es gegen ihre Überzeugung ging; aber dabei blieb doch immer eine Grenzlinie der Ehrenhaftigkeit, der moralischen Grundsätze und der innersten Überzeugungen bestehen, zu deren Überschreitung keinerlei Verhältnisse sie veranlassen konnten.

Genau zwanzig Minuten nach Rasumichins Weggehen hörten die Frauen, daß jemand mit dem Finger zweimal leise, aber hastig an die Thür pochte; er war zurückgekehrt.

„Ich komme nicht herein, ich habe keine Zeit!“ sagte er eilig, als ihm geöffnet war. „Er schläft wie ein Bär, fest und ruhig; Gott gebe, daß er ein zehn Stunden so durchschläft. Nastasja ist bei ihm; ich habe ihr befohlen, nicht eher wegzugehen, als bis ich wieder da bin. Jetzt will ich Sosimow hinschleppen; er wird Ihnen Rapport abstaten, und dann legen Sie sich auch schlafen; ich sehe ja, daß Sie vollständig erschöpft sind . . .“

Damit lief er von ihnen weg den Korridor entlang.

„Was für ein gewandter und gefälliger junger Mann!“ rief Pulcheria Alexandrowna hochofrennt.



„Ja, er scheint ein prächtiger Mensch zu sein,“ antwortete Awdotja mit besonderer Wärme und begann wieder im Zimmer hin und her zu gehen.

Fast eine Stunde später wurden Schritte auf dem Korridor vernehmbar, und es wurde wieder an die Thür geklopft. Die beiden Frauen hatten diesmal die Wartezeit in vollem Vertrauen auf Kasumichins Versprechen ausgehalten; und er brachte auch wirklich Sosimow mit herbeigeschleppt. Sosimow hatte sich ohne weiteres bereit finden lassen, das Bechgelage zu verlassen und bei Raskolnikow einen ärztlichen Besuch zu machen; aber zu den Damen war er nur ungern und mit großem Mißtrauen mitgekommen, da er den Angaben des betrunkenen Kasumichin nicht recht geglaubt hatte. Aber er fühlte sich in seiner Eigenliebe sogleich beruhigt und sogar geschmeichelt, als er sah, daß man auf ihn wirklich wie auf einen Orakelgott gewartet hatte. Er blieb nur zehn Minuten sitzen, und es gelang ihm in dieser Zeit, Pulcheria Alexandrowna vollständig von seiner Ansicht zu überzeugen und zu beruhigen. Er sprach mit großer Teilnahme, aber sehr gemessen und in geflüstertem ernstem Tone, ganz wie es sich für einen siebenundzwanzigjährigen Arzt bei einer wichtigen Konsultation schickt; mit keinem Worte schweifte er von dem Gegenstande ab und ließ nicht den leisesten Wunsch durchblicken, mit den beiden Damen in mehr persönliche und private Beziehungen zu treten. Als er gleich beim Eintritt bemerkt hatte, wie blendend schön Awdotja war, gab er sich Mühe, sie während der ganzen Dauer seines Besuchs überhaupt nicht zu beachten, sondern sich ausschließlich an Pulcheria Alexandrowna zu wenden. Dies alles gewährte ihm eine ganz besondere innere Befriedigung. Was den Kranken anlangte, so erklärte er, daß er ihn augenblicklich in sehr befriedigendem Zustande gefunden habe. Nach seinen Beobachtungen habe die Krankheit des Patienten, außer

der üblen materiellen Lage desselben in den letzten Monaten, noch einige seelische Ursachen; sie sei sozusagen das Produkt vieler ineinandergreifender seelischer und materieller Einwirkungen, starker Aufregungen, Befürchtungen, Sorgen, gewisser Ideen usw. Da er so beiläufig wahrnahm, daß Awdotja hier mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zuhörte, verbreitete er sich über dieses Thema etwas ausführlicher. Auf Pulcheria Alexandrownas ängstliche, schüchterne Frage betreffs des früher von ihm geäußerten Verdachtes einer geistigen Störung antwortete er mit ruhigem, offenem Lächeln, man habe da seinen Worten einen übertriebenen Sinn untergelegt; es sei allerdings bei dem Kranken eine Art von fixer Idee wahrnehmbar, eine gewisse Andeutung von Monomanie (er, Sossimow, widme jetzt diesem außerordentlich interessanten Gebiete der Medizin ein besonderes Studium); aber man müsse sich doch den Umstand gegenwärtig halten, daß der Kranke fast bis zum heutigen Tage im Fieber gelegen habe, und . . . und jedenfalls werde nun die Ankunft seiner Angehörigen eine kräftigende Wirkung auf ihn ausüben, ihn zerstreuen und zu seiner Genesung beitragen, vorausgesetzt, daß (wie er bedeutsam hinzufügte) es gelinge, neue außerordentliche Erschütterungen von ihm fernzuhalten. Dann stand er auf und verabschiedete sich ruhig und treuherzig, von den heißen Dankesagungen der beiden Frauen begleitet; Awdotja streckte ihm sogar, ganz ohne sein Zutun, die Hand hin und drückte die seine herzlich. So ging er fort, außerordentlich zufrieden mit seinem Besuche und noch mehr mit sich selbst.

„Morgen reden wir darüber weiter; jetzt legen Sie sich jedenfalls hin!“ fügte Rasumichin, der mit Sossimow zusammen wegging, ermahnend hinzu. „Morgen, so früh wie möglich, bin ich mit einem Rapport bei Ihnen.“

„Aber was ist diese Awdotja Romanowna für ein scharmantest

Mädchen!" bemerkte Sosimow, sich die Lippen leckend, als sie beide auf die Straße traten.

„Scharmant? Du hast gesagt: scharmant!“ brüllte Rasumichin, stürzte sich plötzlich auf Sosimow und packte ihn an der Gurgel. „Wenn du es noch ein einziges Mal wagst . . . Verstehst du mich? Verstehst du mich?“ schrie er, schüttelte ihn am Kragen und drückte ihn gegen die Mauer. „Hast du gehört?“

„Laß mich los, du besoffener Kerl du!“ rief Sosimow, sich wehrend. Dann, als der andre ihn losgelassen hatte, blickte er ihn prüfend an und brach auf einmal in ein helles Gelächter aus. Rasumichin stand mit schlaff herabhängenden Armen vor ihm, in ernstem, finstern Sinnen.

„Natürlich, ich bin ein Esel,“ sagte er finster wie eine Gewitterwolke, „aber du bist auch einer.“

„Aber nein, Bruder, ich ganz und gar nicht. Ich habe keine solchen dummen Gedanken im Kopfe.“

Sie gingen schweigend weiter, und erst als sie sich der Wohnung Rasfoknikows näherten, unterbrach Rasumichin, von Sorge gequält, das Stillschweigen.

„Höre mal,“ sagte er zu Sosimow, „du bist ja ein prächtiger Mensch; aber du bist, selbst abgesehen von deinen sonstigen häßlichen Eigenschaften, auch noch ein Liedrian, das weiß ich, und sogar einer von den allerschlimmsten. Du bist ein nervöser, schwächlicher Laugenichts, hast allerlei Kaprizen, bist fett geworden und kannst dir nichts versagen; und das nenne ich schon unwürdig, denn es führt geradeswegs zur Unwürdigkeit. Du hast dich so verweicht, daß ich, offen gestanden, schlechterdings nicht begreife, wie du dabei doch ein guter und sogar aufopferungsfähiger Arzt sein kannst. Schläft in einem weichen Federbett (ein Hohn auf die ärztliche Wissenschaft!) und steht trotzdem in der Nacht auf, wenn er zu einem Kranken gerufen wird! Nach drei



Jahren wirst du nicht mehr um eines Kranken willen aufstehen . . . Na, zum Kukud, das gehört ja alles nicht hierher, sondern ich wollte sagen: du schläfst heute in der Wohnung der Wirtin (ich habe meine liebe Not gehabt, sie zu überreden), und ich in der Küche; da habt ihr die beste Gelegenheit, miteinander näher bekannt zu werden! Ich meine nicht das, woran du denkst! Davon kann nicht im entferntesten die Rede sein . . ."

„Ich denke ja auch gar nicht daran.“

„Du wirst an ihr eine schamhafte, schweigsame, schüchterne Frauensperson von einer geradezu verstockten Keuschheit kennen lernen; und trotzdem, wenn ihr einer etwas vorseufzt, so zerschmilzt sie wie Wachs, ja, sie zerschmilzt ordentlich! Befreie mich von ihr, nimm sie mir ab, ich bitte dich um des Teufels willen! Sie ist ein ganz famoscs Frauenzimmer! . . . Ich werde es dir vergelten, mit meinem letzten Blutstropfen!“

Sosimow lachte noch toller als vorher.

„Du bist ja ganz aufgereg't! Aber was soll ich denn mit ihr?“

„Ich versichere dich, du wirst nicht viel Umstände davon haben; du brauchst nur irgendeinen beliebigen Quatsch zu reden; du brauchst dich nur neben sie hinzusetzen und zu reden. Und außerdem bist du ja auch Arzt; da kannst du sie ja an einer beliebigen Krankheit behandeln. Ich schwöre dir, du wirst es nicht bereuen. Sie hat ein Klavier in ihrer Wohnung stehen; ich kimpere ja ein bißchen, wie du weißt; und nun habe ich da so ein kleines Lied, das ich spiele, ein echtes russisches Volkslied: ‚Ich vergieße heiße Tränen‘ . . . Sie liebt solche echten Volkslieder, — na also, mit dem Liede hat denn auch unser zartes Verhältniß begonnen; aber du bist ja nun gar ein Virtuose auf dem Klavier, ein wahrer Meister, ein zweiter Rubinstein . . . Ich versichere dich, du wirst es nicht bereuen!“

„Aber hast du ihr denn irgendwelche Versprechungen gemacht,

wie? Hast du eine formelle Unterschrift gegeben? Hast du ihr etwa die Ehe versprochen?"

„Nichts, nichts, absolut nichts von der Art! Und sie ist überhaupt nicht so eine; da wollte sich dieser Tschubarow an sie heranzemachen . . .“

„Na, dann laß sie doch laufen!“

„Ich kann sie nicht so einfach laufen lassen!“

„Warum denn nicht?“

„Na, es geht eben nicht; da ist nicht weiter darüber zu reden! Es liegt da eine Art von elementarer Anziehungskraft vor.“

„Warum hast du sie denn betört?“

„Ich habe sie überhaupt nicht betört; ich habe mich sogar eher selbst betören lassen, in meiner Dummheit; ihr aber wird es sicherlich ganz gleich sein, ob ich ihr Verehrer bin oder du, wenn nur jemand neben ihr sitzt und ihr etwas vorseufzt. Du brauchst nur . . . Ich weiß nicht recht, wie ich dir das klarmachen soll, . . . du brauchst nur . . . Na, ich weiß, du warst doch ein guter Mathematiker und beschäftigst dich noch jetzt damit, . . . na also, fang an, mit ihr die Integralrechnung durchzunehmen; wahrhaftig, ich mache keinen Scherz, ich rede ganz im Ernst, ihr wird das sicherlich ganz gleich sein: sie wird dich ansehen und seufzen, und das wird ihr ein ganzes Jahr hindurch nicht langweilig werden. Ich habe ihr unter anderm sehr lange, mehrere Tage hintereinander, etwas von dem preußischen Herrenhause vorerzählt (denn wovon soll man mit ihr reden?) — sie seufzte nur und schwigte! Nur von Liebe mußt du nicht sprechen (denn sie ist von einer krampfhaften Zimperlichkeit); aber du mußt so tun, als könntest du es gar nicht übers Herz bringen, fortzugehen, — damit ist sie dann ganz zufrieden. Es ist alles bei ihr sehr hübsch eingerichtet; man fühlt sich da ganz wie zu Hause; du kannst da lesen, sitzen, liegen, schreiben . . . Du

kannst sie sogar küssen, — wenn du es einigermaßen vorsichtig anfängst . . .“

„Ja, aber was habe ich von ihr?“

„Ach, wie soll ich dir das nur auseinandersetzen? Sieh mal: ihr beide paßt ganz vortrefflich zueinander! Ich hatte auch schon vorher an dich gedacht . . . Du wirst dich ja schließlich doch einmal so versorgen! Also kann es dir ja ganz gleich sein, ob früher oder später. Hier findest du so schöne, weiche Federbetten, Bruder, — ach! und nicht bloß Federbetten! Hier fühlt sich auch das Herz wohl; hier ist ein wahres Eden, ein ruhiger Ankerplatz, ein stilles Asyl, ein Inbegriff von Pfannkuchen, fetten Fischpasteten, abendlichem Teetrinken, stillen Seufzern und warmen Tassen, behaglichen Plätzen am geheizten Ofen, — na, es ist einem, als ob man gestorben wäre und doch gleichzeitig noch lebte, die Vorzüge beider Zustände vereinigt! Na, Bruder, ich habe dir wohl schon zu lange etwas vorgeschwärmt; es ist Zeit zum Schlafengehen! Hör mal: ich pflege in der Nacht manchmal aufzuwachen; na, da will ich dann hingehen und nach ihm sehen. Aber es hat ja mit ihm nichts zu sagen; dummes Zeug; es ist ja alles gut. Du brauchst dich auch nicht besonders zu inkommodieren; aber wenn du willst, kannst du ja auch gelegentlich einmal nachsehen. Und solltest du etwas bemerken, Fieber zum Beispiel oder Hitze oder so etwas, dann wecke mich gleich. Indes, es ist ja nicht anzunehmen . . .“

## II

Als Rasumichin am andern Tage zwischen sieben und acht Uhr erwachte, war er in recht ernster, sorgenvoller Stimmung. Eine Menge neuer, unvorhergesehener Bedenken drängte sich ihm jetzt am Morgen plötzlich auf. Er hätte früher nie gedacht, daß er jemals so aufwachen würde. Er erinnerte sich aller seiner gestrigen



Erlebnisse bis auf die kleinsten Einzelheiten und war sich bewußt, daß mit ihm etwas Ungewöhnliches vorgegangen war, daß er einen ihm bisher völlig unbekanntem Eindruck empfangen hatte, mit dem sich keiner der früheren vergleichen ließ. Gleichzeitig erkannte er mit voller Klarheit, daß an eine Verwirklichung des Zukunftstraumes, der in seinem Kopfe aufgezucht war, nicht im entferntesten zu denken sei, so wenig zu denken sei, daß er sich dieses Traumes sogar schämte und möglichst schnell zu den andern, mehr der Wirklichkeit angehörenden Sorgen und Aufgaben überging, die „der verfluchte gestrige Tag“ ihm hinterlassen hatte.

Die schauderhafteste Erinnerung war für ihn, wie „niedrig und gemein“ er sich gestern gezeigt habe, nicht allein deswegen weil er betrunken gewesen war, sondern auch weil er, die schwierige Lage der jungen Dame ausnutzend, in ihrer Gegenwart aus Eifersucht und törichter Übereilung auf ihren Bräutigam geschimpft hatte, ohne daß er die gegenseitigen Beziehungen und Verpflichtungen der beiden, ja, ohne daß er diesen Menschen selbst ordentlich kannte. Und welches Recht hatte er überhaupt, so übereilt und vorschnell über ihn zu urteilen? Wer hatte ihn zum Richter berufen? Und war es denn denkbar, daß ein Wesen wie Awdotja Romanowna sich einem Unwürdigen um des Geldes willen hingab? Also mußte er doch auch einen sittlichen Wert besitzen. Das Hotel garni? Woher hätte er denn eigentlich in Erfahrung bringen können, was das für ein Hotel war? Er war doch dabei, eine ordentliche Wohnung einzurichten . . . Pfui, wie gemein er sich da in jeder Hinsicht benommen hatte! Und konnte etwa seine Betrunkenheit als Rechtfertigung gelten? Eine dumme Entschuldigung, durch die er sich nur noch mehr erniedrigte! Durch die Trunkenheit kommt nach dem Sprichwort die Wahrheit an den Tag, und nun war ja auch die ganze Wahr-

heit an den Tag gekommen, nämlich die ganze Gemeinheit seines neidischen, rohen Charakters! Durfte er, Kasumichin, sich eine solche Zukunftsträumerei denn überhaupt erlauben? Was war er im Vergleich mit einem solchen Mädchen, — er, der betrunkene Krakeeler und Prahlschamane von gestern? War denn eine so absurde, lächerliche Zusammenstellung überhaupt möglich? Kasumichin wurde bei diesem Gedanken vor Ärger und Verzweiflung ganz rot, und nun mußte ihm auch gerade jetzt noch einfallen, wie er ihnen gestern, als sie auf der Treppe standen, erzählt hatte, die Wirtin habe eine Zuneigung zu ihm und werde auf Awdotja Romanowna eifersüchtig werden, . . . das war ja nun vollends unerträglich. Wütend schlug er aus voller Kraft mit der Faust auf den Küchenherd, verletzte sich dabei die Hand und schlug einen Mauerstein heraus.

„Natürlich,“ murmelte er nach einer kleinen Weile in dem Gefühle, daß er sich selbst entehrt habe, vor sich hin, „natürlich lassen sich alle diese Gemeinheiten jetzt nie mehr wieder beschönigen und gutmachen, . . . folglich hat es keinen Zweck, daran auch nur noch zu denken; sondern ich habe eine stumme Rolle zu spielen und . . . meine Pflicht zu erfüllen, schweigend, und . . . und ich darf nicht um Verzeihung bitten und darf überhaupt nicht davon reden, und . . . und natürlich ist nun alles für mich verloren!“

Dessenungeachtet musterte er beim Ankleiden seinen Anzug sorgfamer als sonst gewöhnlich. Einen andern Anzug besaß er nicht, und hätte er einen andern gehabt, so hätte er ihn vielleicht doch nicht angezogen, absichtlich nicht. Andererseits mochte er auch nicht wie ein Strolch und Schmutzfink auftreten; er durfte die Gefühle andrer nicht verletzen, um so weniger, da diese andern ihn nötig hatten und ihn selbst zu sich beriefen. Daher reinigte er seine Kleider auf das sorgfältigste mit einer Bürste. Seine

XIX. 21.

Wäsche war immer leidlich; in dieser Hinsicht war er besonders auf Sauberkeit bedacht.

Auch wusch er sich an diesem Morgen gründlicher, — er hatte sich von Nastasja Seife geben lassen —; er wusch sich das Haar, den Hals und namentlich die Hände. Als aber die Frage an ihn herantrat, ob er seine Stoppeln wegrasieren sollte oder nicht (Praskowja Pawlowna besaß vorzügliches Rasierzeug, das noch von ihrem seligen Gatten, Herrn Sarnizun, herrührte), so entschied er diese Frage sogar mit einem gewissen Ingrimme in verneinendem Sinne: „Mag es bleiben, wie es ist! Wenn die etwa denken, ich hätte mich rasirt, um . . . und bestimmt würden sie das denken! Nein, um keinen Preis! — Das schlimmste ist, daß ich so ein ungeschliffener, schmutziger Patron bin und solche Kneipenmanieren an mir habe, . . . ich weiß ja freilich, daß ich wenigstens ein leidlich anständiger Mensch bin; na, aber davon ist nicht viel Ruhmens zu machen, wenn man ein anständiger Mensch ist. Ein anständiger Mensch muß eben jeder sein, und noch ein bißchen mehr, und . . . und ich habe doch auch schon dies und das pekziert, . . . nicht eigentlich etwas Ehrloses, aber doch . . . Und was habe ich manchmal für Gedanken im Kopfe gehabt! Hm! All das mit Awdotja Romanowna in Parallele zu stellen, das ist ja Berrücktheit! Na, hols der Teufel! Mir ganz egal! Nun will ich mich gerade als recht schmutziger, schmieriger Kneipenbruder zeigen und mich um nichts scheren! Nun extra!“

Bei solchen Selbstgesprächen traf ihn Sositimow an, der in Praskowja Pawlownas Bohnstube genächtigt hatte.

Er wollte nun nach Hause gehen, vorher aber noch einmal nach dem Kranken sehen. Kasumichin berichtete ihm, daß dieser wie ein Murmeltier schlafe. Sositimow ordnete an, daß er nicht geweckt werden sollte, ehe er nicht von selbst aufwache; er versprach, selbst nach zehn Uhr wieder mit heranzukommen.



„Wenn ich ihn dann nur zu Hause treffe,“ fügte er hinzu. „Eine tolle Geschichte: so ein Kranker läßt sich von seinem Arzte nichts sagen, und da soll man ihn behandeln! Weißt du vielleicht, ob er zu denen geht oder die hierherkommen?“

„Ich glaube, die kommen hierher,“ erwiderte Rasumichin, der den Zweck der Frage verstand, „und natürlich werden sie über ihre Familienangelegenheiten sprechen. Ich mache mich dann davon. Du, als Arzt, hast selbstverständlich weitergehende Rechte als ich.“

„Ein Weichtvater bin ich auch nicht; ich werde kommen, aber baldigst wieder gehen; ich habe mit meiner sonstigen Praxis genug zu tun.“

„Eines beunruhigt mich,“ unterbrach ihn Rasumichin mit finsternem Gesichte, „ich habe ihm gestern in meiner Trunkenheit unterwegs allerlei Dummheiten hingeschwaht, . . . unter anderm habe ich ihm von deiner Befürchtung gesagt, . . . von deiner Befürchtung, daß sich bei ihm eine Geisteskrankheit entwickeln könnte.“

„Auch zu den Damen hast du gestern davon geplaudert.“

„Ich weiß, daß das dumm von mir war! Meinetwegen prügle mich dafür! Aber sage mal, glaubtest du das im Ernst?“

„Ach, Unsinn! Wie werde ich das denn im Ernst glauben! Du selbst hast ja, als du mich zu ihm holtest, es so dargestellt, als sei er von einer fixen Idee besessen . . . Na, und gestern haben wir die Sache noch verschlimmert, das heißt du, durch deine Erzählungen von dem Malergesellen; ein sehr geeignetes Gespräch, wenn möglicherweise sein Fieber und Irreden sich von diesem Anlaß herschreibt! Hätte ich genau gewußt, was damals im Polizeibureau passiert war, und daß ihn da so eine Kanaille mit diesem Verdachte beleidigt hatte, . . . hm . . ., dann hätte ich gestern ein solches Gespräch nicht geduldet. Leute

mit einer derartigen fixen Idee machen ja aus einer Mücke einen Elefanten und sehen in wachem Zustande die unglaublichsten Dinge leibhaftig vor sich . . . Gestern ist mir aus Sametow's Erzählung die Sache schon so halb und halb verständlich geworden. Es kommen noch seltsamere Dinge vor! Ich kenne einen Fall, wo ein Hypochonder, ein Mann von vierzig Jahren, nicht imstande war es zu ertragen, daß ein achtjähriger Knabe sich täglich bei Tische über ihn lustig machte; er ermordete ihn deswegen! Und nun im vorliegenden Falle: er in Lumpen, ein frecher Polizeibeamter, eine sich entwickelnde Krankheit, und nun dazu so eine Verdächtigung! Bei einem so krassen Hypochonder! Mit einem rasenden, grenzenlosen Ehrgefühl! Da steckt vielleicht der eigentliche Ausgangspunkt der Krankheit. Na, hol die ganze Geschichte der Kuckuck! . . . Apropos, dieser Sametow ist ja wirklich ein ganz netter junger Mensch; aber . . . hm! . . . er hätte das gestern nicht alles zu erzählen brauchen. Ein rechter Schwachmichel!"

„Wem hat er es denn erzählt? Doch nur dir und mir!"

„Und Porfiri.“

„Na, und wenn er es auch dem erzählt hat, was schadet das?"

„Was ich noch sagen wollte: hast du irgendwelchen Einfluß auf die beiden, ich meine auf die Mutter und die Schwester? Sie sollten ihn heute recht vorsichtig behandeln . . .“

„Sie werden sich schon vertragen!" antwortete Kasumichin mißmutig.

„Und warum ist er nur so ergrimmt auf diesen Luschin? Es ist doch ein wohlhabender Mann, und ihr scheint er nicht unangenehm zu sein, . . . und sie stecken ja in arger Geldklemme? Nicht wahr?"

„Wozu fragst du mich aus?" rief Kasumichin gereizt. „Woher soll ich wissen, ob sie sich in Geldklemme befinden oder nicht? Frage sie doch selbst; vielleicht erfährst du es dann . . .“

„Hör mal, was bist du manchmal verdreht! Wohl noch die Nachwirkung der gestrigen Betrunktheit! . . . Auf Wiedersehen! Übermittle deiner Praskowja Pawlowna meinen Dank für das Nachtlager. Sie hatte sich eingeschlossen; ich rief ihr durch die Thür ‚Guten Morgen!‘ zu; aber sie antwortete nicht. Sie war schon um sieben Uhr aufgestanden und ließ sich den Samowar aus der Küche durch den Korridor bringen. Ich bin ihres persönlichen Anblicks nicht gewürdigt worden.“

Punkt neun Uhr stellte sich Rasumichin in dem Bakalejewschen Hotel garni ein. Die beiden Damen warteten auf ihn schon lange mit schmerzlicher Ungeduld. Aufgestanden waren sie schon um sieben Uhr oder noch früher. Er trat mit einem Gesichte finster wie die Nacht ein und machte eine unbeholfene Verbeugung, worüber er sofort auf sich selbst wütend wurde. Aber von ganz anderer Art waren die Empfindungen der Damen: Pulcheria Alexandrowna eilte auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände und hätte sie beinahe geküßt. Er warf einen schüchternen Blick nach Awdotja hin; aber auch dieses stolze Gesicht zeigte in diesem Augenblicke einen solchen Ausdruck von Dankbarkeit und Freundlichkeit und von einer ihm ganz unerwarteten, vollkommenen Achtung (statt spöttischer Blicke und unwillkürlicher, schlecht verhehlter Geringschätzung), daß ihm tatsächlich leichter ums Herz gewesen wäre, wenn man ihn mit Scheltworten empfangen hätte; denn so wurde er gar zu verlegen. Zum Glück lag ein Gesprächsthema sehr nahe, und er ergriff dasselbe unverzüglich.

Als Pulcheria Alexandrowna hörte, daß Rodion noch nicht aufgewacht sei und alles ausgezeichnet stände, erklärte sie, daß ihr dies sehr erwünscht sei, da sie vorher noch dringend, ganz dringend mit ihm zu reden habe. Es folgte zunächst die Frage, ob er schon Tee getrunken habe, und die Einladung, mit ihnen zusammen zu trinken; denn in der Erwartung, daß Rasumichin bald kommen



würde, hatten sie selbst noch nicht getrunken. Awdotja klingelte, worauf ein schmutziges Subjekt in schäbiger Kleidung erschien. Bei diesem wurde Tee bestellt, der denn auch schließlich kam, aber in so unsauberer und unfeiner Ausstattung, daß die Damen sich schämten. Kasumichin setzte schon dazu an, sehr kräftig über dieses Hotel garni zu schimpfen; aber bei dem Gedanken an Luschin verstummte er, wurde verlegen und war heilfroh, als nun endlich Pulcheria Alexandrownas Fragen wie ein Hagelwetter auf ihn losprasselten.

Ihre Beantwortung nahm drei viertel Stunden in Anspruch, da er fortwährend durch neue Fragen unterbrochen wurde. Er teilte den Damen alles mit, was er an wichtigen und wissenswerten Tatsachen aus Rodions letztem Lebensjahre nur irgend wußte, und schloß mit einer ausführlichen Erzählung von seiner Krankheit. Er überging jedoch vieles, dessen Übergehung ihm zweckmäßig schien, unter anderm den Auftritt auf dem Polizeibureau nebst allem, was sich daran angeschlossen hatte. Die Damen hörten gespannt zu; aber als er nun glaubte, er sei fertig und seine Zuhörerinnen seien zufriedengestellt, da zeigte es sich, daß er für ihre Wißbegierde kaum angefangen hatte.

„Bitte, sagen Sie mir doch, was glauben Sie, . . . ach, entschuldigen Sie, ich kenne noch nicht Ihren Vor- und Watersnamen?“ sagte Pulcheria Alexandrowna eifrig.

„Dmitri Prokofjitsch.“

„Also, Dmitri Prokofjitsch, ich möchte sehr, sehr gern wissen, . . . wie er überhaupt . . . wie er jetzt das Leben anschaut, ich meine, verstehen Sie mich recht, wie soll ich mich ausdrücken? ich meine: wohin gehen seine Neigungen und Abneigungen? Ist er immer so reizbar? Was hat er für Wünsche und, um mich so auszudrücken, für Zukunftspläne? Was übt jetzt auf ihn besonderen Einfluß aus? Kurz, ich möchte gern wissen . . .“

„Aber, Mama, diese Fragen lassen sich doch nicht alle so mit einem Male beantworten!“ bemerkte Awdotja.

„Ach, mein Gott, ich hatte ihn ja ganz anders zu finden erwartet, Dmitri Prokofjitsch.“

„Nun, das ist ja ganz natürlich,“ erwiderte Dmitri Prokofjitsch. „Eine Mutter habe ich zwar nicht mehr; aber ein Onkel von mir, der alle Jahre einmal herkommt, findet mich immer so verändert, selbst im Außern, daß er mich gar nicht wiedererkennt, und dabei ist er ein ganz kluger Mann. Na, und die drei Jahre, wo Sie Rodion nicht gesehen haben, das ist doch eine lange, lange Zeit. Ja, was soll ich Ihnen nun über ihn sagen? Ich kenne ihn seit anderthalb Jahren: er ist mürrisch, finster, hochmütig und stolz; in der letzten Zeit (vielleicht aber auch schon erheblich früher) ist er argwöhnisch und hypochondrisch geworden. Er ist hochherzig und brav. Seine Gefühle zu zeigen liebt er nicht und begehrt eher eine Grausamkeit, als daß er mit Worten seine Herzensempfindung zum Ausdruck brächte. Manchmal indessen ist er ganz und gar nicht hypochondrisch, sondern einfach kalt und gefühllos bis zur Unmenschlichkeit, geradezu als ob bei ihm zwei entgegengesetzte Charaktere einander ablösten. Mitunter ist er furchtbar schweigsam. Nie hat er Zeit; immer stört man ihn; aber dabei liegt er nur da, ohne irgend etwas zu tun. Er ist nicht spottlustig, und zwar nicht als ob es ihm an Wiß mangelte, sondern als ob er für solche Possen keine Zeit hätte. Wenn man ihm etwas sagt, so hört er gar nicht bis zu Ende zu. Niemals interessiert er sich für das, wofür sich gerade alle andern interessieren. Er hat von sich selbst eine gewaltig hohe Meinung, und wohl nicht ganz ohne Grund. Nun, was wünschen Sie noch weiter zu wissen? . . . Ich denke, Ihre Ankunft wird auf ihn eine recht wohlthätige Wirkung ausüben.“

„Ach, das gebe Gott!“ rief Pulcheria Alexandrowna; sie fühlte

sich sehr bedrückt durch die Schilderung, die Kasumichin von ihrem Rodion gemacht hatte.

Endlich getraute sich Kasumichin, auch Awdotja etwas mutiger anzusehen. Er hatte ihr während des vorhergehenden Gespräches häufig einen Blick zugeworfen, aber nur flüchtig, nur für eine Sekunde, und hatte dann immer sogleich wieder die Augen weg-gewendet. Awdotja hatte sich bald an den Tisch gesetzt und aufmerksam zugehört, bald wieder war sie aufgestanden und hatte angefangen, nach ihrer Gewohnheit mit verschränkten Armen und zusammengepreßten Lippen von einer Ecke des Zimmers nach der andern zu gehen; ohne ihre Wanderung zu unterbrechen, stellte sie ab und zu ihrerseits eine Frage und versank dann wieder in ihre Gedanken. Auch sie hatte die Gewohnheit, das, was der andre sagte, nicht ganz bis zu Ende zu hören. Sie trug ein leichtes, dunkles Kleid und hatte ein weißes, durchscheinendes Tücheltchen um den Hals geknüpft. Aus vielen Anzeichen hatte Kasumichin sehr schnell erkannt, daß die Verhältnisse der beiden Frauen äußerst dürftige sein mußten. Wäre Awdotja wie eine Königin gekleidet gewesen, so hätte er sich wahrscheinlich gar nicht vor ihr gefürchtet; so aber hatte vielleicht gerade deshalb, weil sie so ärmlich gekleidet war und er die ganze trübe Lage durchschaute, sich seiner eine merkwürdige Scheu bemächtigt, und er war bei jedem seiner Worte, bei jeder seiner Bewegungen in Angst, er könnte einen Verstoß begehen; dies machte natürlich einen Menschen, der ohnehin kein großes Selbstvertrauen besaß, außerordentlich verlegen.

„Sie haben uns viel Interessantes über den Charakter meines Bruders mitgeteilt, . . . und Sie haben dabei unparteiisch geurteilt. Das ist recht; ich hatte gedacht, Sie wären ein blinder Verehrer von ihm,“ bemerkte Awdotja lächelnd. „Ich glaube, auch das ist richtig, daß er ein weibliches Wesen um sich haben muß,“ fügte sie nachdenklich hinzu.



„Davon habe ich nichts gesagt; indessen haben Sie vielleicht auch darin recht, nur . . .“

„Nun?“

„Er liebt ja niemand und wird auch vielleicht nie jemand lieben,“ erwiderte Rasumichin scharf.

„Sie meinen, er ist unfähig, jemand zu lieben?“

„Wissen Sie, Awdotja Romanowna, Sie selbst haben mit Ihrem Bruder eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit, aber auch in allen Stücken!“ plakte er plötzlich unwillkürlich heraus; sofort aber fiel ihm ein, was er ihr soeben über ihren Bruder gesagt hatte, und er wurde rot wie ein Krebs und schrecklich verlegen.

Awdotja mußte laut auflachen, als sie ihn ansah.

„Was Rodion anlangt, so könntet ihr euch doch beide leicht irren,“ mischte sich Pulcheria Alexandrowna etwas empfindlich ein. „Ich rede nicht von der Gegenwart, liebe Awdotja. Was uns Peter Petrowitsch da in diesem Briefe schreibt, und was wir beide, du und ich, vorläufig als wahr angenommen haben, das ist vielleicht gar nicht wahr; aber Sie können sich gar keine Vorstellung davon machen, Dmitri Prokofjitsch, wie phantastisch und, ich möchte sagen, launenhaft er ist. Verlaß war auf seinen Charakter niemals, selbst nicht, als er erst fünfzehn Jahre alt war. Ich bin überzeugt, er ist auch jetzt imstande, auf einmal irgend etwas zu unternehmen, was einem andern Menschen nie in den Sinn kommen würde zu tun . . . Wir haben ja dafür ein ganz naheliegendes Beispiel: ist es Ihnen bekannt, was für einen Todessehred er mir vor anderthalb Jahren einjagte, als er auf den Einfall kam, dieses Fräulein — wie hieß sie doch? — die Tochter der Frau Sarnizuna, seiner Wirtin, zu heiraten?“

„Wissen Sie etwas Genaueres über diese Geschichte?“ fragte Awdotja.

„Meinen Sie etwa,“ fuhr Pulcheria Alexandrowna erregt fort, „daß er sich damals durch meine Tränen, durch meine Bitten, durch den Gedanken an unsere Armut hätte zurückhalten lassen? Und wenn ich vor Gram krank geworden und vielleicht gar gestorben wäre, so hätte er sich dadurch nicht davon abbringen lassen. Seelenruhig wäre er über all diese Hindernisse hinweggeschritten. Aber sollte er uns denn wirklich, wirklich nicht lieben?“

„Er selbst hat mir nie etwas von dieser Geschichte gesagt,“ antwortete Kasumichin vorsichtig, „aber ich habe einiges wenige von Frau Sarnizuna gehört, die sich gleichfalls nicht durch Mittheilbarkeit auszeichnet, und was ich gehört habe, ist vielleicht ein bißchen eigentümlich.“

„Was haben Sie denn gehört?“ fragten die beiden Frauen gleichzeitig.

„Nun, etwas besonders Schlimmes, ganz Abnormes war es ja eigentlich nicht. Ich erfuhr nur, daß diese Heirat, die schon eine völlig abgemachte Sache war und nur wegen des Todes der Braut nicht zur Ausführung kam, der Frau Sarnizuna selbst durchaus nicht recht war . . . Außerdem soll die Braut nicht einmal hübsch gewesen sein, vielmehr sogar geradezu häßlich . . . und kränklich . . . und sonderbar, . . . aber sie wird ja wohl auch ihre guten Eigenschaften gehabt haben. Irgendwelche guten Eigenschaften muß sie jedenfalls besessen haben, sonst könnte man ja die ganze Sache schlechterdings nicht begreifen . . . Mitgift hatte sie auch gar keine; und auf Mitgift hätte er auch nicht gesehen . . . Es ist überhaupt schwer, sich in einer solchen Sache ein Urteil zu bilden.“

„Ich bin überzeugt, daß sie seiner Liebe würdig war,“ bemerkte Awdotja kurz.

„Gott wird es mir verzeihen, aber ich habe mich damals ordentlich über ihren Tod gefreut, obwohl ich nicht weiß, wer von ihnen

beiden den andern zugrunde gerichtet hätte, er sie oder sie ihn," sagte Pulcheria Alexandrowna und schloß damit diesen Gegenstand ab. Dann begann sie, vorsichtig und stoßend, sich wieder nach dem gestrigen Auftritt zwischen Rodion und Luschin zu erkundigen; sie warf dabei fortwährend ihrer Tochter Blicke zu, was dieser offenbar unangenehm war.

Es war ihr anzumerken, daß dieser Vorfall sie ganz besonders beunruhigte; sie zitterte geradezu vor Besorgnis. Rasumichin erzählte alles noch einmal mit allen Einzelheiten, fügte aber diesmal die Meinung, die er sich gebildet hatte, hinzu: er beschuldigte nämlich Rasfoknikow, daß er Peter Petrowitsch mit vollem Vorbedacht beleidigt habe, und wollte diesmal seine Krankheit als Entschuldigung nicht recht gelten lassen.

„Er hat sich das schon vor seiner Krankheit vorgenommen gehabt," fügte er hinzu.

„Das glaube ich auch," sagte Pulcheria Alexandrowna sehr niedergeschlagen.

Sie war aber sehr verwundert, daß Rasumichin diesmal von Peter Petrowitsch so vorsichtig und sogar mit einer gewissen Achtung sprach. Auch Awdotja wunderte sich darüber.

„Das ist also Ihre Meinung über Peter Petrowitsch?" konnte sich Pulcheria Alexandrowna nicht enthalten zu fragen.

„Über den künftigen Gatten Ihrer Tochter kann ich keiner anderen Meinung sein," erwiderte Rasumichin in festem Tone und mit besonderer Wärme, „und ich sage das nicht aus bloßer trivialer Höflichkeit, sondern weil . . . weil . . . nun, schon allein deswegen, weil Awdotja Romanowna selbst nach eigenem Willen diesen Mann für wert erachtet hat, ihr Gatte zu werden. Wenn ich ihn gestern verunglimpft habe, so erklärt sich das daher, weil ich gestern schmähdlich betrunken war und außerdem auch noch von Sinnen; jawohl, von Sinnen war ich, ganz ohne Verstand;



verrückt war ich geworden, vollständig, . . . und heute schäme ich mich darüber!"

Er hatte einen ganz roten Kopf bekommen und verstummte. Auch Awdotja war dunkelrot geworden, unterbrach aber das Schweigen nicht. Von dem Augenblicke an, wo die Rede auf Luschin gekommen war, hatte sie kein Wort gesagt.

Unterdessen fühlte sich Pulcheria Alexandrowna ohne ihre Unterstützung offenbar unsicher. Schließlich sagte sie stockend, und indem sie fortwährend ihre Tochter fragend anblickte, daß ein Umstand ihr jetzt große Sorge mache.

„Sehen Sie, Dmitri Prokofjitsch,“ fing sie an. „Nicht wahr, Awdotja, ich kann doch gegen Dmitri Prokofjitsch ganz offenerzig sein?“

„Aber natürlich, Mama!“ erwiderte Awdotja mit nachdrücklicher Betonung.

„Die Sache ist nämlich die,“ begann sie nun eilig ihre Auseinandersetzung, als ob ihr durch die Erlaubnis, ihren Kummer mitzuteilen, eine schwere Last von der Seele genommen wäre. „Heute in aller Frühe erhielten wir von Peter Petrowitsch einen Brief als Antwort auf unsere gestrige Anzeige von unserer Ankunft. Sehen Sie, er hätte uns eigentlich gestern, wie er uns das auch versprochen hatte, gleich auf dem Bahnhof in Empfang nehmen sollen. Statt dessen schickte er zu unserm Empfange nach dem Bahnhofe einen Kellner, der uns die Adresse dieses Hotels geben und uns den Weg zeigen sollte, und ließ uns sagen, er würde uns heute früh hier persönlich auffuchen. Aber statt seiner kam heute früh von ihm dieser Brief hier . . . Das beste ist, wenn Sie ihn selbst lesen; es ist eine Sache darin, die mich sehr beunruhigt . . . Sie werden sofort selbst sehen, welche Sache ich meine, und . . . ich bitte Sie, Dmitri Prokofjitsch, mir ganz offenerzig Ihre Meinung zu sagen! Sie kennen Rodions Cha-

rakter besser als jeder andere und können uns daher am besten Rat geben. Ich will nur noch vorher bemerken, daß Awdotja sich sofort eine bestimmte Meinung darüber gebildet hat, was wir nun zu tun haben, daß ich für meine Person aber noch nicht weiß, wie wir uns verhalten sollen; ich habe auf Sie gewartet."

Masumichin entfaltete den Brief, der vom vorhergehenden Tage datiert war, und las folgendes:

„Gnädige Frau, Pulcheria Alexandrowna! Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß es mir wegen eingetretener plötzlicher Abhaltungen nicht möglich war, Sie auf dem Bahnsteige zu empfangen, und ich Ihnen daher zu diesem Zwecke einen sehr gewandten Menschen hinsandte. Desgleichen werde ich auch morgen früh nicht die Ehre haben können, Sie wiederzusehen, sowohl wegen unaufschiebbarer Geschäfte beim Appellationsgerichte, als auch um nicht bei dem Wiedersehen der Mutter mit dem Sohne und der Schwester mit dem Bruder zu stören. Ich werde also die Ehre, Sie in Ihrer Wohnung zu besuchen und zu begrüßen, erst etwas später haben, und zwar pünktlich morgen um acht Uhr abends, wobei ich mir die Freiheit nehme, die inständige und — wie ich hinzufügen möchte — dringende Bitte anzuschließen, daß bei unserem gemeinsamen Wiedersehen Rodion Romanowitsch nicht zugegen sein möge, weil er, als ich ihm heute einen Krankenbesuch abstattete, mich in einer unerhört unhöflichen Weise beleidigt hat, und weil ich außerdem mit Ihnen eine notwendige, eingehende persönliche Aussprache über einen bestimmten Punkt haben möchte, hinsichtlich dessen ich Ihre eigene Auffassung zu erfahren wünsche. Dabei beehre ich mich, im voraus mitzuteilen, daß, wenn ich meiner Bitte zuwider Rodion Romanowitsch bei Ihnen antreffen sollte, ich mich genötigt sehen würde, mich sofort zu entfernen; Sie würden sich dann die Schuld selbst zuzuschreiben haben. Ich schreibe dies in

der Voraussetzung, daß sein Gesundheitszustand Ihren Sohn nicht hindern würde, zu Ihnen zu kommen; denn obwohl er bei meinem Besuche so schwer krank zu sein schien, wurde er zwei Stunden darauf plötzlich gesund und ging aus. Davon habe ich mich mit eigenen Augen überzeugen können, und zwar in der Wohnung eines von einem Wagen überfahrenen Trunkenboldes, der an den Folgen dieses Unfalls gestorben ist. Der Tochter dieses Menschen, einem Mädchen von notorisch schlechtem Lebenswandel, hat er heute etwa fünfundzwanzig Rubel geschenkt, unter dem Vorwande, daß sie zur Bestreitung der Begräbniskosten dienen sollten. Ich habe mich darüber sehr gewundert, da ich weiß, wieviel Mühe und Not es Ihnen gemacht hat, diese Summe aufzubringen. Indem ich auch der verehrten Awdotja Romanowna meine besondere Hochachtung ausspreche, bitte ich Sie, den Ausdruck meiner ehrerbietigen Ergebenheit entgegennehmen zu wollen.

Ihr gehorsamster Diener  
P. Luschin."

„Was soll ich nun tun, Dmitri Prokofjitsch?“ fragte Pulcheria Alexandrowna beinahe weinend. „Wie kann ich an Rodion das Ansinnen stellen, nicht zu uns zu kommen? Er verlangte gestern so hartnäckig, wir sollten an Peter Petrowitsch einen Absagebrief schreiben, und nun soll ich seinen eigenen Besuch nicht annehmen! Wenn er es erfährt, wird er gerade erst recht kommen, und . . . was wird dann daraus werden?“

„Handeln Sie so, wie Awdotja Romanowna es für richtig erachtet hat,“ erwiderte Nasumichin sofort mit ruhiger Bestimmtheit.

„Ach, mein Gott! Sie sagt . . . sie sagt etwas ganz Wunderliches und erklärt mir nicht, was das für einen Zweck haben soll! Sie sagt, das Beste würde sein, das heißt nicht eigentlich das



Beste, sondern es sei, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, unbedingt erforderlich, daß auch Modion heute um acht Uhr herkäme und die beiden sich hier träfen . . . Und ich wollte ihm gar nicht einmal den Brief zeigen, sondern es durch Ihre Vermittlung, ohne daß er etwas merkte, so einrichten, daß er nicht herkäme, . . . er ist ja so reizbar . . . Und ich verstehe auch gar nicht, was da für ein Trunkenbold gestorben ist, und was das für eine Tochter ist, und wie er dieser Tochter sein ganzes letztes Geld hingeben konnte, . . . dieses Geld, das . . .“

„Das für Sie ein so schweres Opfer bedeutet, liebe Mama,“ fügte Awdotja hinzu.

„Er war gestern nicht im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte,“ sagte Rasumichin nachdenklich. „Wenn Sie erst wüßten, was er da gestern in einem Restaurant für eine Geschichte gemacht hat; es war ja allerdings ganz klug . . . hm! Von einem Gestorbenen und von einem Mädchen hat er mir gestern tatsächlich etwas gesagt, als wir nach seiner Wohnung gingen; aber ich habe kein Wort davon verstanden . . . Übrigens war ich auch selbst gestern . . .“

„Liebe Mama, das Beste ist wohl, wir gehen selbst zu ihm hin; ich glaube bestimmt, wir werden uns dort ohne weiteres darüber klar werden, was zu tun ist. Und es wird auch wohl schon Zeit sein. Herr Gott! Schon zehn durch!“ rief sie nach einem Blicke auf ihre prachtvolle goldene, emaillierte Uhr, die sie an einer feinen venezianischen Kette um den Hals trug und die mit ihrem Anzuge gar nicht harmonierte.

„Ein Geschenk des Bräutigams,“ dachte Rasumichin.

„Ach ja, es ist Zeit, . . . hohe Zeit, liebe Awdotja!“ stimmte ihr Pulcheria Alexandrowna bei und geriet in unruhige Hast. „Er wird am Ende denken, wir sind ihm noch von gestern her böse, wenn wir so lange ausbleiben. Ach, mein Gott!“

Bei diesen Worten legte sie eifertig ihre Mantille um und

setzte den Hut auf; Awdotja machte sich gleichfalls zurecht. Ihre Handschuhe waren nicht nur stark abgenutzt, sondern sogar zerrissen, was Kasumichin bemerkte; indessen verlieh diese augenfällige Armlichkeit der Kleidung den beiden Damen sogar ein besonders achtungswertes Aussehen, wie das stets bei Leuten der Fall ist, die es verstehen, ärmliche Kleidung zu tragen. Kasumichin blickte das junge Mädchen in stiller Verehrung an und war stolz darauf, sie begleiten zu dürfen. „Jene Königin,“ dachte er bei sich, „die im Gefängnis ihre Strümpfe ausbesserte, sah gewiß in jenem Augenblicke wie eine echte Königin aus, ja, wohl noch in höherem Grade als bei den prachtvollsten Hoffesten und Galaempfangen.“

„Mein Gott!“ rief Pulcheria Alexandrowna, „hätte ich wohl je gedacht, daß ich mich vor einem Wiedersehen mit meinem Sohne, mit meinem lieben, lieben Rodion fürchten würde, wie ich es jetzt wirklich tue! . . . Ich fürchte mich davor, Dmitri Prokofjitsch,“ fügte sie hinzu und blickte ihn schüchtern an.

„Fürchten Sie sich nicht, liebe Mama,“ sagte Awdotja und küßte sie. „Haben Sie lieber Vertrauen zu ihm, wie ich.“

„Ach, mein Gott! Vertrauen habe ich ja auch; aber ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen!“ rief die arme Frau.

Sie traten auf die Straße hinaus.

„Weißt du, liebe Awdotja, als ich heute morgen ein bißchen eingeschlafen war, träumte mir von der verstorbenen Marfa Petrowna, . . . sie war ganz in Weiß, . . . sie trat auf mich zu, ergriff meine Hand und schüttelte den Kopf mit so ernster, strenger Miene, als wollte sie mir einen schweren Vorwurf machen . . . Ob das auch etwas Gutes zu bedeuten hat? Ach, mein Gott, Sie wissen wohl noch gar nicht, Dmitri Prokofjitsch: Marfa Petrowna ist gestorben!“

„Nein, ich wußte es nicht; wer ist das, Marfa Petrowna?“

„Ganz urplötzlich! Und denken Sie sich nur . . .“

„Erzählen Sie es ein andermal, liebe Mama!“ unterbrach Awdotja sie. „Dmitri Prokofjitsch weiß ja auch noch gar nicht, wer Marfa Petrowna ist.“

„Ach, Sie wissen nicht von ihr? Und ich glaubte, es wäre Ihnen bereits alles bekannt. Verzeihen Sie mir, Dmitri Prokofjitsch; ich weiß in diesen Tagen gar nicht, wo mir der Kopf steht. Ich sehe Sie wirklich geradezu für unsern Schutzengel an, und darum war ich auch so sicher, daß Ihnen alles schon bekannt wäre. Ich betrachte Sie wie einen lieben Verwandten . . . Seien Sie nicht böse, daß ich so offen rede. Ach du mein Gott, was ist denn mit Ihrer rechten Hand? Haben Sie sich verletzt?“

„Ja, ich habe mich verletzt,“ murmelte Kasumichin ganz glücklich.

„Ich rede manchmal gar zu offenherzig, so daß Awdotja mich schilt . . . Aber, mein Gott, in was für einem elenden Kämmerchen wohnt er! Ob er jetzt wohl schon aufgewacht ist? Und diese Frau, seine Wirtin, rechnet ihm das als Zimmer an! Noch eins: Sie sagten, er liebe es nicht, sein Herz zu zeigen; da werde ich ihm vielleicht mit dieser meiner Schwäche mißfallen? . . . Möchten Sie mich nicht belehren, Dmitri Prokofjitsch, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll? Wissen Sie, ich bin ganz rat- und hilflos!“

„Hören Sie auf, nach etwas zu fragen, wenn Sie sehen, daß er ein finsternes Gesicht macht; fragen Sie ihn namentlich nicht zuviel nach seiner Gesundheit; das mag er nicht.“

„Ach, Dmitri Prokofjitsch, wie schwer ist es, Mutter zu sein! Aber da sind wir ja schon an der Treppe! . . . Was für eine gräßliche Treppe das ist!“

„Sie sind so blaß, liebe Mama, beruhigen Sie sich doch!“ sagte Awdotja und streichelte sie lieblosend. „Er muß doch glücklich



darüber sein, Sie zu sehen, und Sie martern sich mit solchen Sorgen!" fügte sie mit blitzenden Augen hinzu.

„Warten Sie einen Augenblick; ich möchte erst einmal nachsehen, ob er schon aufgewacht ist.“

Die Damen gingen langsam hinter Rasumichin her, der vor ihnen voran die Treppe hinaufstieg, und als sie im vierten Stock an der Wohnung der Wirtin vorbeikamen, bemerkten sie, daß die Thür eine kleine Spalte weit geöffnet war und daß zwei sich lebhaft bewegende schwarze Augen aus dem dunklen Raume sie beide beobachteten. Als ihre Blicke sich trafen, wurde die Thür plötzlich zugeschlagen, und zwar mit einem solchen Knall, daß Pulcheria Alexandrowna beinahe vor Schrecken aufgeschrien hätte.

### III

„Er ist gesund! Er ist gesund!“ rief Sossimow den Eintretenden fröhlich entgegen.

Er war schon vor etwa zehn Minuten gekommen und saß in derselben Sofaecke wie gestern. Rastolnikow saß ihm gegenüber in der andern Ecke, vollständig angekleidet und sogar sauber gewaschen und sorgfältig gekämmt, was bei ihm schon recht lange nicht mehr dagewesen war. Das Zimmer war auf einmal voll Menschen geworden; aber Nastasja hatte es doch fertig gebracht, hinter den Besuchern mit hereinzuschlüpfen, um zuzuhören.

Rastolnikow war wirklich fast gesund, namentlich im Vergleich mit gestern; nur war er sehr blaß, zerstreut und finster. Außerlich sah er aus wie ein Verwundeter oder wie jemand, der einen starken, physischen Schmerz erduldet: die Augenbrauen waren zusammengezogen, die Lippen aufeinandergepreßt, der Blick hatte etwas Glackerndes. Er sprach nur wenig und widerwillig, als wenn es ihn übermäßige Anstrengung kostete, oder als wenn

er lediglich eine Pflicht erfüllte, und in seinen Bewegungen machte sich mitunter eine gewisse Unruhe bemerkbar.

Es fehlte nur ein Verband an der Hand oder ein tastener Überzug am Finger, um die Ähnlichkeit mit einem Patienten vollständig zu machen, der etwa ein böses Geschwür am Finger oder eine Verletzung an der Hand oder sonst dergleichen hat.

Aber über dieses blasse, finstere Gesicht flog es für einen Augenblick wie ein heller Strahl, als die Mutter und die Schwester eintraten; zugleich jedoch ging die bisherige melancholische Zerstreuung in den Ausdruck qualvollen Leidens über. Der helle Strahl verschwand schnell wieder; aber der Ausdruck des Leidens blieb, und Sosimow, der seinen Patienten mit dem ganzen jugendlichen Eifer eines erst kürzlich in die Praxis eingetretenen Arztes beobachtete und studierte, bemerkte zu seinem Staunen, daß sich auf dessen Gesichte nach der Ankunft seiner Angehörigen nicht etwa Freude abspiegelte, sondern der heimliche, schwere Entschluß, nun ein bis zwei Stunden lang eine Folter auszuhalten, der eben nicht mehr zu entgehen sei. Später sah er dann, wie fast jedes Wort des nun folgenden Gespräches gleichsam an eine Wunde seines Patienten rührte und sie wieder schmerzhaft machte; gleichzeitig war er aber manchmal erstaunt, wie der Mensch, der gestern noch an seiner fixen Idee gelitten hatte und sich durch das harmloseste Wort hatte in Raserei versetzen lassen, es heute verstand, sich zu beherrschen und seine Gefühle zu verbergen.

„Ja, ich sehe jetzt selbst, daß ich beinahe gesund bin,“ sagte Rasolnikow und küßte die Mutter und die Schwester freundlich, worüber Pulcheria Alexandrownas Gesicht vor Freude strahlte, „und das ist nicht so eine leere Behauptung von mir wie gestern,“ fügte er, zu Rasumichin gewendet, hinzu und drückte ihm freundschaftlich die Hand.

„Ich bin heute ordentlich erstaunt über ihn gewesen,“ begann Sofimow, der sich über das Kommen der Eingetretenen außerordentlich freute, weil ihm in den zehn Minuten das Gespräch mit seinem Patienten schon völlig ins Stoßen geraten war. „Wenn es so weiter geht, so wird er in drei bis vier Tagen ganz wie früher sein, das heißt wie er vor einem Monat oder vor zweien . . . oder vielleicht auch vor dreien war. Denn diese Geschichte datiert in ihren Anfängen weit zurück und hat sich so ganz allmählich herausgebildet. Sie müssen wohl zugeben, daß Sie vielleicht selbst mit daran schuld sind,“ fügte er mit vorsichtigem Lächeln hinzu, als ob er noch immer fürchtete, ihn durch irgend etwas zu reizen.

„Sehr leicht möglich,“ antwortete Rasfoknikow kühl.

„Ich sage das deswegen,“ fuhr Sofimow, der nun ins Neben hineinkam, fort, „weil Ihre vollständige Wiederherstellung, wenigstens in der Hauptsache, jetzt von Ihnen allein abhängen wird. Jetzt, wo man wieder mit Ihnen ein vernünftiges Wort reden kann, möchte ich Ihnen dringend ans Herz legen, daß es notwendig ist, die Grundursachen zu beseitigen, die auf die Entstehung Ihres krankhaften Zustandes von Einfluß gewesen sind, sozusagen die Wurzeln des Übels; dann werden Sie auch wieder vollständig gesund werden; andernfalls kann es sich leicht sogar noch schlimmer gestalten. Diese Grundursachen kenne ich nicht; aber Ihnen müssen sie ja bekannt sein. Sie sind ein verständiger Mensch und haben sich gewiß selbst beobachtet. Mir scheint, der Beginn Ihres Leidens fällt so ziemlich mit dem Verlassen der Universität zusammen. Sie dürfen nicht ohne Beschäftigung bleiben, und daher könnten Ihnen Arbeit und ein fest vorgestecktes Ziel meiner Ansicht nach sehr nützlich sein.“

„Ja, ja, Sie haben ganz recht, . . . ich will sobald wie möglich auf der Universität wieder eintreten, und dann wird alles wieder wunderschön gehen . . .“



Sosimow, der bei seinen klugen Ratschlägen zum Teil auch den Zweck verfolgt hatte, auf die Damen Eindruck zu machen, war natürlich einigermaßen betroffen, als er nun nach Beendigung seiner Rede seinen Zuhörer anblickte und auf dessen Gesicht einen entschiedenen spöttischen Ausdruck wahrnahm. Indessen dauerte das nur einen Augenblick. Pulcheria Alexandrowna begann sogleich, sich bei Sosimow zu bedanken, besonders auch für seinen nächtlichen Besuch im Hotel.

„Wie? Ist er auch noch in der Nacht bei euch gewesen?“ fragte Rasolnikow anscheinend aufgeregt. „Da habt ihr wohl nach der Reise gar nicht geschlafen?“

„Ach, Rodion, das war ja alles noch vor zwei Uhr. Awdotja und ich haben uns auch zu Hause nie vor zwei hingelegt.“

„Ich weiß auch nicht, wie ich ihm danken soll,“ fuhr Rasolnikow mit finsterner Miene und gesenktem Kopfe fort. „Da ein Honorar nicht in Frage kommt, — Sie entschuldigen, daß ich das überhaupt erwähne,“ sagte er, sich zu Sosimow wendend, — „so weiß ich gar nicht, wodurch ich eine so besondere Aufmerksamkeit von Ihrer Seite verdient habe. Ich verstehe es schlechterdings nicht, . . . und . . . und es ist mir sogar drückend, weil es mir eben so ganz unbegreiflich ist; ich rede zu Ihnen ganz offen.“

„Regen Sie sich nur darüber nicht auf!“ erwiderte Sosimow mit gekünsteltem Lachen. „Nehmen Sie an, Sie wären mein erster Patient; na, und wenn unsereiner eben erst seine Praxis beginnt, dann liebt er seine ersten Patienten wie seine eigenen Kinder, und mancher ist in sie tatsächlich verliebt. Und ich bin ja gerade nicht reich an Patienten.“

„Von dem da will ich erst gar nicht reden,“ fügte Rasolnikow hinzu, indem er auf Rasumichin wies, „der hat auch von mir nichts gehabt als Kränkungen und Mühe.“

„Dummes Zeug! Du bist wohl heute in rührseliger Stimmung?“ rief Rasumichin.

Wäre er scharfblickender gewesen, so hätte er bemerkt, daß eine rührselige Stimmung absolut nicht vorlag, sondern eher das gerade Gegenteil. Aber Awdotja hatte dies erkannt; aufmerksam und voll Unruhe beobachtete sie ihren Bruder.

„Von Ihnen, Mama, wage ich gar nicht zu sprechen,“ fuhr er fort, wie wenn er eine am Morgen auswendig gelernte Lektion aussagte. „Erst heute ist es mir einigermaßen zum Bewußtsein gekommen, wie Sie sich gestern hier geängstigt haben müssen, als Sie auf meine Heimkehr warteten.“

Nach diesen Worten streckte er auf einmal schweigend und lächelnd seiner Schwester die Hand hin. Aber aus diesem Lächeln leuchtete dieses Mal eine wahre, unverstellte Empfindung hervor. Awdotja ergriff sofort, erfreut und dankbar, die ihr hingestreckte Hand und drückte sie warm und herzlich. Zum ersten Male hatte er sich nach dem gestrigen Zerwürfniß an sie gewandt. Das Gesicht der Mutter strahlte vor Entzücken und Glückseligkeit beim Anblick dieser völligen, wortlosen Ausöhnung zwischen Bruder und Schwester.

„Deswegen habe ich ihn auch so gern!“ flüsterte der leicht zu enthusiasmierende Rasumichin und rückte kräftig auf seinem Stuhle hin und her. „Ich kenne diese schönen Regungen an ihm.“

„Und wie prächtig das alles bei ihm herauskommt!“ dachte die Mutter bei sich. „Was hat er für ein edles Herz, und wie schlicht und zartfühlend hat er dieses ganze gestrige Mißverständnis mit der Schwester erledigt, einfach dadurch, daß er ihr im rechten Augenblicke die Hand reichte und sie freundlich anblickte . . . Und was er für schöne Augen hat, und wie schön sein ganzes Gesicht ist! . . . Er ist sogar schöner als Awdotja . . . Aber, mein

Gott, was hat er für einen Anzug an, wie jämmerlich ist er gekleidet! . . . Der Austräger Wasja in Afanasi Iwanowitschs Geschäft ist besser angezogen! . . . Und ich möchte am liebsten zu ihm hinstürzen und ihn umarmen . . . und weinen, — aber ich fürchte mich, . . . er ist ja so seltsam, o Gott! Jetzt redet er ja so freundlich, und doch fürchte ich mich. Warum denn eigentlich?"

„Ach, Robion,“ antwortete sie nun eilig auf das, was er zu ihr gesagt hatte, „du kannst dir gar nicht vorstellen, wie unglücklich wir gestern waren, ich und Awdotja. Jetzt, wo alles vorbei und erledigt ist und wir alle wieder glücklich sind, darf ich ja davon reden. Denke dir nur, wir kommen in größter Eile hierher, fast direkt von der Bahn, um dich zu umarmen, und da sagt uns auf einmal das Dienstmädchen, — ach, da ist sie ja! Guten Tag, Nastasja! — da sagt sie uns, du hättest das Delirium und siehst soeben ohne Wissen des Arztes im Fieber auf die Straße gelaufen und würdest nun überall gesucht. Du glaubst gar nicht, wie uns zumute war! Ich mußte gleich an das tragische Ende des Leutnants Potantschikow denken; es war ein Bekannter von uns, ein Freund deines Vaters, du kannst dich seiner nicht erinnern, Robion; der hatte auch das Delirium und war ebenso weggelaufen und auf dem Hofe in einen Brunnen gestürzt; erst am andern Tage konnte er herausgezogen werden. Wir stellten uns natürlich alles mit dir noch schlimmer vor, als es war. Wir dachten schon daran, Peter Petrowitsch aufzusuchen, um wenigstens mit seiner Hilfe . . . denn wir waren ja allein, ganz allein,“ jammerte sie in kläglichem Tone, verstummte aber plötzlich ganz, weil ihr einfiel, daß es noch recht gefährlich sei, über Peter Petrowitsch zu sprechen, obwohl sie „alle wieder vollkommen glücklich“ waren.

„Ja, ja, das war alles gewiß sehr verdrießlich . . .“, murmelte Raskolnikow als Antwort, aber mit so zerstreuter und unaufmerksamer Miene, daß Awdotja ihn ganz verwundert ansah.



„Was wollte ich denn noch sagen,“ fuhr er, mühsam seine Gedanken sammelnd, fort. „Ja: seid versichert, Mama und Awdotja, daß ich vorhatte, euch heute meinerseits zuerst zu besuchen und euch nicht etwa hier erwarten wollte.“

„Aber was redest du nur, Robion!“ rief Pulcheria Alexandrowna, gleichfalls höchst erstaunt.

„Was hat er denn?“ dachte Awdotja. „Er spricht ja mit uns so förmlich und pflichtmäßig! Er versöhnt sich und bittet um Verzeihung, ungefähr in der Art, wie ein Beamter eine amtliche Verrichtung vornimmt oder ein Schüler seine Lektion auf sagt.“

„Ich wollte gleich, sowie ich aufgewacht war, zu euch hingehen; aber ich konnte nicht wegen meiner Kleider; ich hatte gestern vergessen, ihr . . . Nastasja . . . zu sagen, sie möchte das Blut aus den Kleidern auswaschen . . . Ich bin eben erst mit dem Anziehen fertig geworden.“

„Blut? Was für Blut?“ fragte Pulcheria Alexandrowna erschrocken.

„Es ist nichts Schlimmes, . . . beunruhigen Sie sich nicht. Das Blut war daher gekommen: als ich gestern im Fieber umherirrte, kam ich dazu, wie ein Mensch überfahren war, ein Beamter . . .“

„Im Fieber? Aber du erinnerst dich doch an alles?“ unterbrach ihn Kasumichin.

„Das ist richtig,“ antwortete Raskolnikow überlegend, „ich erinnere mich an alles, sogar bis auf die geringsten Kleinigkeiten; aber merkwürdig: warum ich dies oder das getan habe und hierhin oder dahin gegangen bin und dies oder das gesprochen habe, davon kann ich mir keine Rechenschaft ablegen.“

„Das ist eine sehr bekannte Erscheinung,“ fiel Sosimow ein. „Die Ausführung einer Handlung ist manchmal meisterhaft,

außerordentlich schlau; aber das treibende Motiv, der Beweggrund zu dem ganzen Vorgehen, bleibt unklar und hängt mit allerlei krankhaften Empfindungen zusammen. Das Ganze hat mit einem Traum Ähnlichkeit."

"Das ist am Ende ganz gut, daß er mich beinahe für irrsinnig hält," dachte Raskolnikow.

"Aber das ist doch wohl manchmal auch bei Gesunden der Fall?" bemerkte Awdotja und sah Sossimow beunruhigt an.

"Eine sehr richtige Bemerkung," antwortete dieser. "In dieser Hinsicht sind wir tatsächlich alle, und zwar sehr häufig, fast wie Verrückte, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die 'Kranken' ein bißchen verrückter sind als wir; man muß da eben auf die Grenzlinie achten. Vollständig normale Menschen aber gibt es so gut wie gar nicht, das ist richtig; unter zehntausend Menschen, vielleicht sogar erst unter vielen hunderttausenden, mag man einen antreffen . . ."

Bei dem Worte „verrückt“, das Sossimow sich unvorsichtigerweise hatte entschlüpfen lassen, da er bei seinem Lieblingsthema in Redeeifer geraten war, machten alle Anwesenden finstere Gesichtser. Raskolnikow saß in Gedanken versunken und mit einem eigentümlichen Lächeln auf den blassen Lippen da, als ob er auf nichts achtete. Er verharrte in seinen Überlegungen.

"Nun, wie war das also mit dem Überfahrenen? Ich habe dich unterbrochen!" rief Rasumichin schnell.

"Was?" fragte der, als ob er aus dem Schlafe erwachte. "Ja, . . . nun, da habe ich mich blutig gemacht, als ich dabei behilflich war, ihn in seine Wohnung zu tragen. Und dabei fällt mir ein, Mama: ich habe gestern einen unverzeihlichen Streich begangen; ich hatte wirklich nicht meinen Verstand. Das ganze Geld, das Sie mir geschickt hatten, habe ich gestern weggegeben . . . an seine Frau . . . zur Beerdigung. Sie ist jetzt Witwe, schwind-

süchtig, ein bedauernswertes Weib, . . . drei kleine, hungrige Waisen sind da, . . . im Hause kein Geld, keine Sachen, . . . eine Tochter ist noch da . . . Vielleicht hätten Sie selbst das Geld hingegeben, wenn Sie das alles gesehen hätten . . . Ich gestehe übrigens ein, daß ich ganz und gar kein Recht dazu hatte, so zu handeln, besonders da ich wußte, auf welche Weise Sie dieses Geld beschafft hatten. Um zu helfen, muß man zu allererst ein Recht dazu haben; sonst mag man sagen: *Crevez, chiens, si vous n'êtes pas contents!*" Er lachte auf. „Hab ich recht, Awdotja?“

„Nein, du hast nicht recht,“ antwortete Awdotja fest und bestimmt.

„Pah! Du hast eben auch gerade jetzt solche Absichten, jemandem hilfreich zu sein!“ murmelte er, blickte sie dabei fast mit einem Gefühl des Hasses an und lächelte spöttisch. „Das hätte ich in Betracht ziehen sollen! Na, nur zu! Es ist ja auch ganz löblich; und für dich eine Verbesserung, . . . und wenn du an eine bestimmte Grenze gelangst und sie nicht überschreitest, so wirst du unglücklich sein, und wenn du sie überschreitest, vielleicht noch unglücklicher . . . Aber das ist ja alles Unsinn!“ fügte er gereizt hinzu; er ärgerte sich darüber, daß er sich unwillkürlich zu solchen Äußerungen hatte hinreißen lassen. „Ich wollte nur sagen, daß ich Sie, liebe Mama, um Verzeihung bitte,“ schloß er in scharfem, schroffem Tone.

„Laß doch gut sein, Rodion, ich bin überzeugt, daß alles, was du tust, gut ist!“ sagte die Mutter erfreut.

„Davon sollten Sie nicht so überzeugt sein,“ antwortete er und verzog den Mund zu einem Lächeln.

Es folgte ein Stillschweigen. Es lag etwas Gezwungenes in diesem ganzen Gespräche und in dem Stillschweigen und in der Versöhnung und in der Verzeihung, und alle empfanden das.



„Gerade als ob sie sich vor mir fürchteten,“ dachte Raskolnikow bei sich und warf der Mutter und der Schwester einen mißtrauischen Blick zu. Pulcheria Alexandrowna wurde in der That, je länger sie schwieg, um so ängstlicher.

„Und ich liebte sie beide doch so sehr, als sie fern von mir waren,“ mußte er plötzlich denken.

„Weißt du, Rodion, Marfa Petrowna ist gestorben!“ unterbrach Pulcheria Alexandrowna das Schweigen.

„Was für eine Marfa Petrowna?“

„Ach, mein Gott, Marfa Petrowna Swidrigailowa! Ich habe dir doch noch so viel über sie geschrieben.“

„Ah, ja, ich erinnere mich . . . Also die ist gestorben? Wirklich?“ fuhr er plötzlich auf, wie wenn er eben aufwachte. „Ist sie wirklich gestorben? Woran denn?“

„Denk nur mal, ganz urplötzlich!“ begann Pulcheria Alexandrowna eilfertig, ermutigt durch das Interesse, das er bekundete. „Und gerade zu der Zeit, als ich dir damals den Brief schickte, an demselben Tage! Denk nur, dieser schreckliche Mensch scheint sogar an ihrem Tode schuld zu sein. Er soll sie so furchtbar geschlagen haben!“

„Standen sie denn so miteinander?“ fragte er, sich an die Schwester wendend.

„Nein, ganz im Gegenteil. Er benahm sich ihr gegenüber immer sehr rücksichtsvoll, sogar artig. Bei vielen Gelegenheiten bewies er sogar allzu große Nachsicht mit ihrem Charakter, ganze sieben Jahre lang . . . Nun mochte er auf einmal die Geduld verloren haben.“

„Dann ist er also gar nicht so schrecklich, wenn er es sieben Jahre lang ertragen hat? Du scheinst ihn in Schutz zu nehmen, Awdotja?“

„Nein, nein, er ist ein schrecklicher Mensch! Ich kann mir übers-

haupt gar nichts Schrecklicheres vorstellen," antwortete Awdotja beinahe mit einem Schauder, zog die Augenbrauen zusammen und gab sich ihren Gedanken hin.

„Das war bei ihnen am Vormittag vorgefallen," fuhr Pulcheria Alexandrowna eifrig fort. „Darauf gab sie sofort Befehl, die Pferde anzuspannen, um gleich nach dem Mittagessen nach der Stadt zu fahren; denn sie fuhr, wenn sie irgendeine Aufregung hatte, immer nach der Stadt. Sie soll noch mit gutem Appetite Mittagbrot gegessen haben . . ."

„Trotz der Schläge, die sie bekommen hatte?"

„Ja, sie war immer gewohnt, stark zu essen, und gleich nachdem sie gegessen hatte, ging sie, um ihre Fahrt nicht zu lange hinauszuschieben, ins Badehäuschen . . . Weißt du, sie machte so eine Art Badekur durch; sie haben nämlich da eine sehr kalte Quelle, und sie badete regelmäßig alle Tage darin. Und sowie sie nur ins Wasser gegangen war, rührte sie sogleich der Schlag!"

„Ganz natürlich!" sagte Sosimow.

„Hatte er sie denn sehr geschlagen?"

„Darauf kommt es doch nicht an," entgegnete Awdotja.

„Hm! Übrigens, Mama, was kann Ihnen das nur für Spaß machen, solch Zeug zu erzählen," sagte Kasolnikow auf einmal in gereiztem Tone; es schien ihm unwillkürlich zu entfahren.

„Ach, lieber Sohn, ich wußte gar nicht mehr, wovon ich noch sprechen sollte," erwiderte Pulcheria Alexandrowna ohne zu überlegen.

„Ja, was ist denn? Sie fürchten sich wohl gar vor mir?" fragte er mit einem verzerren Lächeln.

„Das ist wirklich der Fall," sagte Awdotja und sah ihrem Bruder mit ernstem, strengem Blicke gerade ins Gesicht. „Als Mama die Treppe hinauffstieg, hat sie sich sogar vor Angst bekreuzt."

Sein Gesicht verzog sich krampfhaft.

„Ach, Awdotja, was du nur redest! Bitte, sei nur nicht böse, Rodion! Warum sagst du denn das, Awdotja!“ fiel Pulcheria Alexandrowna in größter Verlegenheit ein. „Ich habe ja doch, als wir hierherfuhrten, während der ganzen Reise es mir ausgemalt, wie wir uns wiedersehen würden, wie wir einander alles erzählen würden, . . . und ich war so glücklich, daß mir die Reise gar nicht lang vorkam! Aber was rede ich! Ich bin ja auch jetzt glücklich! . . . Torheit, was du da redest, Awdotja! . . . Schon daß ich dich sehe, macht mich glücklich, Rodion!“

„Laß gut sein, Mama,“ murmelte er verlegen, ohne sie anzublicken, und drückte ihr die Hand. „Wir können uns ja noch genug aussprechen.“

Nach diesen Worten wurde er plötzlich wieder ganz verstört und blaß; wieder durchzog, wie schon unlängst einmal, ein schreckliches Gefühl wie Todeskälte seine Seele; wieder wurde es ihm auf einmal völlig klar und deutlich, daß er soeben eine furchtbare Lüge gesagt hatte, daß er nie mehr dazu kommen werde, sich frei auszusprechen, ja, daß er über nichts, niemals und mit niemand überhaupt nur werde unbefangen reden können. Der Eindruck dieses qualvollen Gedankens war so stark, daß er für einen Augenblick beinahe sich und alles um sich ganz vergaß, von seinem Plaze aufstand und, ohne jemand anzusehen, nach der Thür ging, um das Zimmer zu verlassen.

„Was ist dir?“ rief Masumichin und ergriff ihn bei der Hand.

Er setzte sich wieder hin und blickte schweigend um sich her; alle sahen ihn bestürzt an.

„Ja, warum seid ihr denn alle so langweilig?“ rief er plötzlich zur Verwunderung aller. „So redet doch etwas! Wozu sitzen wir denn eigentlich so stumm da? Na, so sprecht doch! Wir wollen uns unterhalten! . . . Nun sind wir hier zusammengekommen und schweigen! . . . Na, sagt doch irgend etwas!“



„Gott sei Dank! Ich dachte schon, es stieße ihm etwas Ähnliches zu wie gestern!“ sagte Pulcheria Alexandrowna und bekreuzte sich.

„Was hast du nur, Rodion?“ fragte Awdotja unsicher.

„Ich? Gar nichts, es fiel mir nur eine komische Geschichte ein,“ erwiderte er und lachte auf.

„Nun, wenns das ist, dann ist ja gut! Sonst dachte ich selbst schon . . .“, murmelte Sosimow und erhob sich vom Sofa. „Ich muß aber nun gehen; ich komme vielleicht noch einmal mit heran, . . . wenn ich Sie zu Hause treffe . . .“

Er verabschiedete sich und ging hinaus.

„Was für ein prächtiger Mensch!“ bemerkte Pulcheria Alexandrowna.

„Ja, er ist ein prächtiger, ausgezeichnet, gebildeter, kluger Mensch,“ begann Rasolnikow; er redete auf einmal ungewöhnlich schnell und mit einer Lebhaftigkeit, die er bisher nicht gezeigt hatte. „Ich kann mich gar nicht besinnen, wo ich ihn vor meiner Krankheit getroffen haben sollte . . . Mir ist so, als hätte ich ihn irgendwo getroffen . . . Der da ist auch ein guter Mensch!“ fuhr er, mit einer Kopfbewegung nach Rasumichin hin, fort. „Gefällt er dir, Awdotja?“ fragte er und brach in ein unmotiviertes Lachen aus.

„Gewiß, sehr!“ antwortete Awdotja.

„Was du für dumme Späße machst!“ rief Rasumichin, der ganz rot geworden war, in furchtbarer Verlegenheit und stand von seinem Stuhle auf.

Pulcheria Alexandrowna lächelte leise; Rasolnikow aber lachte laut los.

„Wo willst du denn hin?“

„Ich will auch . . . ich muß fort.“

„Du mußt ganz und gar nicht, bleib nur hier! Du denkst,

Sosimow ist fortgegangen, also mußt du es auch tun. Geh noch nicht! . . . Was ist denn die Uhr? Schon zwölf? Was du für eine hübsche Uhr hast, Awdotja! Aber warum seid ihr denn wieder so stumm geworden? Ich bin immer nur der einzige, der redet!"

„Es ist ein Geschenk von Marfa Petrowna,“ antwortete Awdotja.

„Und es ist eine sehr wertvolle Uhr,“ setzte Pulcheria Alexandrowna hinzu.

„Ei! Sie ist ja so groß; man kann sie kaum noch als Damenuhr betrachten.“

„Ich habe gern eine so große,“ entgegnete Awdotja.

„Also kein Geschenk von ihrem Bräutigam,“ dachte Rasumichin und freute sich unwillkürlich.

„Ich glaubte, es wäre ein Geschenk von Luschin,“ bemerkte Raffolnikow.

„Nein, er hat Awdotja noch nichts geschenkt.“

„So, so! Erinnern Sie sich noch, Mama, ich war einmal verliebt und wollte heiraten,“ sagte er unvermittelt und blickte die Mutter an, die durch diese unerwartete Wendung des Gespräches und den Ton, in dem er von diesem Gegenstande sprach, sehr überrascht war.

„Ach ja, lieber Sohn, ich erinnere mich!“

Pulcheria Alexandrowna wechselte Blicke mit Awdotja und Rasumichin.

„Hm! . . . Ja! Aber was soll ich euch davon erzählen? Ich kann mich gar nicht mehr recht auf alles besinnen. Sie war immer so krank,“ fuhr er fort, indem er den Kopf senkte, als ob er sich wieder ganz in seine Gedanken vertiefte, „ganz hinfällig war sie; ihre größte Freude war, den Bettlern Almosen zu geben, und immer sehnte sie sich nach dem Kloster und zer-

floß einmal ganz in Tränen, als sie mit mir davon sprach; ja, ja, . . . ich erinnere mich, . . . ganz genau erinnere ich mich. Sie war unschön . . . in ihrer äußeren Erscheinung. Ich weiß wirklich nicht, warum ich damals so an ihr hing, vielleicht weil sie immer krank war . . . Wenn sie dazu noch lahm oder buckelig gewesen wäre, ich glaube, ich hätte sie nur noch lieber gehabt . . ." (Er lächelte melancholisch.) „Es war so eine Jugendeseele . . ."

„Nein, die war es nicht," sagte Awdotja lebhaft und mit Wärme.

Er blickte seine Schwester starr und anscheinend aufmerksam an, hatte aber ihre Worte nicht verstanden und wohl gar nicht gehört. Dann stand er tief in Gedanken auf, trat zu seiner Mutter, küßte sie, kehrte zu seinem Plaze zurück und setzte sich wieder hin.

„Du liebst sie wohl auch jetzt noch?" fragte Pulcheria Alexandrowna gerührt.

„Sie? Jetzt? Ach so . . . Sie meinen die Verstorbene! Nein. Das ist, wie wenns in einer andern Welt geschehen wäre, . . . es liegt so unendlich weit zurück. Ja, auch alles um mich herum, . . . mir ist, als ob es gar nicht hier geschähe . . ."

Er sah die beiden aufmerksam an.

„Und auch euch selbst . . . wenn ich euch ansehe, so kommt mirs vor, als wäret ihr tausend Werst weit von mir entfernt . . . Weiß der Kukud, warum wir über solche Dinge hier reden! Und wozu fragt ihr mich so aus?" fügte er ärgerlich hinzu; dann schwieg er, biß sich auf die Nägel und versank wieder in seine Gedanken.

„Was du für ein schlechtes Zimmer hast, Rodion; es sieht ordentlich wie ein Sarg aus," sagte Pulcheria Alexandrowna, um das bedrückende Schweigen zu unterbrechen. „Ich bin überzeugt, daß diese Wohnung zu einem großen Teil mit daran schuld ist, daß du so melancholisch geworden bist."



„Die Wohnung?“ antwortete er zerstreut. „Ja, die Wohnung hat sehr dazu mitgewirkt, . . . das habe ich mir auch schon gesagt . . . Wenn Sie aber wüßten, was für einen interessanten Gedanken Sie da eben ausgesprochen haben, Mama,“ fügte er mit einem eigentümlichen Lächeln hinzu.

Es war ganz nahe daran, daß diese Gesellschaft, diese seine nächsten Angehörigen, die er nach dreijähriger Trennung wieder sah, dieser vertrauliche Gesprächston neben der vollständigen Unmöglichkeit, über irgendeinen Gegenstand zu sprechen, — daß dies alles ihm schließlich geradezu unerträglich wurde. Indes, da war noch eine unausschiebbare Angelegenheit, die auf die eine oder andre Weise, aber unbedingt heute noch entschieden werden mußte, — darüber hatte er sich schon vorhin, gleich nachdem er aufgewacht war, schlüssig gemacht. Jetzt freute er sich über diese Angelegenheit wie über einen Ausweg aus der peinlichen Lage.

„Was ich noch sagen wollte, Avdotja,“ begann er in ernstem, trockenem Tone, „ich bitte dich natürlich wegen meines gestrigen Benehmens um Verzeihung; aber ich halte es für meine Pflicht, dich nochmals daran zu erinnern, daß ich von dem, was mir der Hauptpunkt war, nicht abgehe. Entweder ich oder Luschin. Mag ich immerhin ein Schuft sein, aber du darfst es nicht werden. Es ist genug an einem von uns. Wenn du Luschin heiratest, betrachte ich dich sofort nicht mehr als meine Schwester.“

„Nobion, Nobion! Das ist ja aber ganz dasselbe wie gestern!“ rief Pulcheria Alexandrowna bekümmert. „Und warum nennst du dich denn immer einen Schuft? Ich kann das nicht ertragen! Das hast du auch gestern getan!“

„Bruder,“ antwortete Avdotja fest und in ebenso trockenem Tone, „in alledem liegt ein Irrtum deinerseits vor. Ich habe heute nacht darüber nachgedacht und den Irrtum herausgefunden. Er besteht darin, daß du anscheinend annimmst, ich brächte mich

jemandem und für jemand zum Opfer. So steht es keineswegs. Ich heirate einfach um meiner selbst willen, weil mir mein jetziges Leben gar zu drückend ist; natürlich werde ich mich aber auch freuen, wenn es mir möglich werden sollte, meinen Angehörigen nützlich zu sein; aber das Hauptmotiv zu meinem Entschlusse ist das nicht . . .“

„Sie lügt!“ dachte er bei sich und biß sich ingrimmig auf die Nägel. „Sie ist stolz und möchte nicht zugestehen, daß sie einem eine Wohlthat erweisen will! Welch ein Hochmut! O diese kleinlich denkenden Menschen! Sie maskieren ihre Liebe als Gleichgültigkeit . . . O, wie ich sie alle hasse!“

„Mit einem Worte, ich werde Peter Petrowitsch heiraten,“ fuhr Awdotja fort, „weil ich von zwei Übeln das kleinere wählen möchte. Ich habe den Vorsatz, ehrlich alles zu erfüllen, was er von mir erwartet; also täusche ich ihn nicht . . . Warum hast du jetzt eben so gelächelt?“

Sie wurde rot, und in ihren Augen funkelte der Zorn.

„Du wirst alles erfüllen?“ fragte er boshaft lächelnd.

„Bis zu einer bestimmten Grenze. Peter Petrowitschs ganzes Verhalten und die Art seiner Werbung haben mich sofort erkennen lassen, was er nötig hat. Er ist ja gewiß von seinem eigenen Werte überzeugt, vielleicht zu sehr; aber ich hoffe, daß er auch mich zu schätzen weiß . . . Warum lachst du wieder?“

„Und du, warum wirst du wieder rot? Du lügst, Schwester, du lügst absichtlich, nur aus weiblichem Eigensinn, lediglich um mir gegenüber deine Behauptung aufrechtzuerhalten . . . Du kannst Luschin nicht achten: ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen. Folglich verkaufft du dich für Geld, und folglich handelst du unter allen Umständen unwürdig, und ich freue mich, daß du wenigstens noch darüber erröten kannst!“

„Das ist nicht wahr, ich lüge nicht!“ rief Awdotja, die nun ihre

Kaltblütigkeit völlig verlor. „Ich würde ihn nicht heiraten, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er mich achtet und schätzt; ich würde ihn nicht heiraten, wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß auch ich ihn achten kann. Zum Glück kann ich mich zuverlässig davon überzeugen, und sogar heute noch. Und eine solche Heirat ist nicht, wie du dich ausdrückst, eine Schuftigkeit! Und selbst wenn du recht hättest, wenn ich mich wirklich zu einer Schuftigkeit entschlossen hätte, — ist es dann nicht eine Unbarmherzigkeit von dir, so mit mir zu sprechen? Warum verlangst du von mir einen Heroismus, der vielleicht in dir selbst nicht steckt? Das ist Despotismus, das ist Vergewaltigung! Wenn ich jemand zugrunde richte, so doch nur mich allein . . . Ich habe noch keinen Menschen gemordet! . . . Was siehst du mich denn so an? Warum bist du so blaß geworden? Rodion, was fehlt dir? Liebster Rodion!“

„Herrgott! Sie hat ihn bis zur Ohnmacht gebracht!“ schrie Pulcheria Alexandrowna auf.

„Nein, nein . . . Dummes Zeug . . . Es ist nichts . . . Mir wurde nur ein bißchen schwindlig. Von Ohnmacht ist nicht die Rede! . . . Ihr immer mit euren Ohnmachten! . . . Hm! ja, . . . was wollte ich doch noch sagen? Ja: wie willst du dich denn heute noch davon überzeugen, daß du ihn achten kannst und daß er dich schätzt, wie du sagtest? Du sagtest ja wohl: heute? Oder habe ich mich verhört?“

„Mama, zeigen Sie ihm doch Peter Petrowitschs Brief,“ sagte Awdotja.

Pulcheria Alexandrowna reichte mit zitternden Händen den Brief hin. Er ergriff ihn höchst gespannt. Aber ehe er ihn entfaltete, blickte er auf einmal seine Schwester wie verwundert an.

„Sonderbar,“ sagte er langsam, wie von einem neuen Gedanken überrascht, „warum ereifere ich mich eigentlich so? Wozu dieser ganze Lärm? Mag sie doch heiraten, wen sie will!“



Er sagte das scheinbar nur für sich, sprach aber dabei ganz laut und blickte eine Weile seine Schwester an, als ob er ganz erstaunt wäre.

Endlich faltete er den Brief auseinander, immer noch mit derselben Miene einer eigentümlichen Verwunderung; dann begann er ihn langsam und aufmerksam zu lesen und las ihn zweimal durch. Pulcheria Alexandrowna befand sich in heftiger Unruhe; alle erwarteten sie etwas Besonderes.

„Eines setzt mich in Verwunderung,“ begann er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, und reichte den Brief der Mutter wieder hin, wandte sich aber mit seinen Worten an niemand insbesondere, „er führt doch Prozesse, ist Rechtsanwalt, und auch seine Art zu reden zeigte so eine geschäftliche Routine, — aber was schreibt er für einen ungebildeten Stil!“

Alle gerieten in Bewegung; sie hatten etwas ganz anderes erwartet.

„So schreiben ja aber diese Leute alle!“ warf Kasumichin kurz hin.

„Hast du den Brief gelesen?“

„Ja.“

„Wir haben ihn ihm gezeigt, Rodion; wir haben ihn vorhin um Rat gefragt,“ fügte Pulcheria Alexandrowna verlegen zur Erklärung hinzu.

„Es ist im Grunde der übliche Gerichtsstil,“ unterbrach Kasumichin sie. „Gerichtliche Schriftstücke werden noch heutzutage so abgefaßt.“

„Gerichtsstil? Ja, ganz richtig, Gerichtsstil, Geschäftsstil, das ist. Nicht gerade sehr ungebildet, aber auch nicht gerade sehr geschmackvoll; Geschäftsstil!“

„Peter Petrowitsch macht auch gar kein Geheimnis daraus, daß er für seine Bildung nicht viel Geld ausgeben konnte, und

er ist sogar stolz darauf, daß er sich seinen Weg selbst gebahnt hat," bemerkte Awdotja, die sich durch den neuen Ton, in dem ihr Bruder sprach, einigermaßen gekränkt fühlte.

„Nun, wenn er stolz ist, so wird er auch seinen Anlaß dazu haben, — ich widerspreche nicht. Du fühlst dich wohl dadurch verletzt, liebe Schwester, daß ich über den ganzen Brief nur diese spöttische Bemerkung gemacht habe, und glaubst, ich spräche absichtlich über solche Kleinigkeiten, weil ich ärgerlich wäre und mich über dich lustig machen wollte. Aber dem ist nicht so; sondern gerade anlässlich des Stils hat sich mir eine für den vorliegenden Fall ganz und gar nicht nebensächliche Beobachtung aufgedrängt. Da findet sich in dem Briefe eine Wendung: ‚Sie würden sich dann die Schuld selbst zuzuschreiben haben‘; das ist recht bedeutsam und verständlich gesagt. Und außerdem kommt die Drohung vor, er werde sofort weggehen, wenn ich zu euch hinkäme; diese Drohung fortzugehen bedeutet einfach, daß er sich von euch beiden lossagen will, falls ihr euch ungehorsam zeigt, und daß er sich von euch jetzt lossagen will, wo er euch schon hat nach Petersburg kommen lassen. Nun, was meinst du, kann man einem solchen Manne wie Luschin einen solchen Ausdruck in gleichem Grade übelnehmen, wie wenn ihn der hier“ (er zeigte auf Masumichin) „oder Sotimow oder sonst jemand aus unserm Kreise gebraucht hätte?“

„N—nein,“ erwiderte Awdotja eifrig, „ich habe recht wohl gefühlt, daß der Ausdruck etwas zu plump gewählt war und daß Luschin wohl die Feder nicht ganz in seiner Gewalt hat . . . Dein Urtheil ist durchaus zutreffend, lieber Bruder. Ich bin geradezu überrascht . . .“

„Das ist im Gerichtsstil ausgedrückt, und im Gerichtsstil kann man eben nicht anders schreiben, und es ist gröber herausgekommen, als es vielleicht in seiner eigenen Absicht gelegen

hat. Übrigens muß ich dich noch über einen Punkt aufklären; in diesem Briefe ist noch so ein Ausdruck enthalten, eine gegen mich gerichtete Verleumdung, und zwar eine recht nichtswürdige. Ich habe das Geld gestern der Witwe gegeben, einer schwind-  
süchtigen, tiefgebeugten Frau, und nicht ‚unter dem Vorwande, daß es zur Bestreitung der Begräbniskosten dienen solle‘, sondern tatsächlich zur Bestreitung der Begräbniskosten, auch nicht der Tochter, die er als ‚ein Mädchen von notorisch schlechtem Lebenswandel‘ bezeichnet (ich habe sie gestern zum ersten Male in meinem Leben gesehen), sondern wirklich der Witwe. In alledem erkenne ich das übereifrige Bestreben, mich mit Rot zu bewerfen und mit euch zu entzweien. Es ist wieder im Gerichtsstil ausgedrückt, das heißt mit gar zu deutlicher Klarlegung der Absicht und mit sehr naiver Eilfertigkeit. Er ist ein kluger Mann; aber um nun auch klug zu handeln, dazu ist der bloße Verstand nicht ausreichend. Dies alles ist für den Menschen charakteristisch, und . . . ich glaube nicht, daß er dich sehr schätzt. Ich teile dir das nur zur Erwägung mit, weil ich aufrichtig dein Bestes wünsche . . .“

Awdotja antwortete nicht; sie hatte ihren Entschluß schon vorhin gefaßt und erwartete nur noch den Abend.

„Wofür entscheidest du dich denn also, Rodion?“ fragte Pulcheria Alexandrowna, die sich durch den neuen, geschäftsmäßigen Ton, den er jetzt angeschlagen hatte, noch mehr beunruhigt fühlte als vorher.

„Was meinst du damit?“

„Nun, Peter Petrowitsch schreibt doch, du solltest heute abend nicht bei uns sein, und er würde fortgehen, . . . wenn du hinkäme. Also was hast du vor? . . . Wirßt du kommen?“

„Das habe natürlich nicht ich zu entscheiden, sondern in erster Linie Sie, wenn Sie sich durch eine solche Forderung Peter Petrowitschs nicht beleidigt fühlen, und in zweiter Linie Aw-



dotja, wenn sie sich gleichfalls nicht beleidigt fühlt. Ich werde tun, was euch am besten scheint," fügte er trocken hinzu.

"Awdotja ist sich bereits darüber schlüssig geworden, und ich bin vollständig mit ihr einverstanden," beeilte sich Pulcheria Alexandrowna zu erklären.

"Ich habe mich dafür entschieden, dich zu bitten, Rodion, dich dringend zu bitten, daß du an dieser Zusammenkunft bei uns unter allen Umständen teilnehmen möchtest," sagte Awdotja. „Birst du kommen?"

"Ja."

"Ich bitte auch Sie, um acht Uhr bei uns zu sein," wandte sie sich an Kasumichin. „Mama, ich möchte den Herrn gleichfalls auffordern."

"Bortrefflich, liebe Awdotja. Nun, mag es geschehen, wie ihr bestimmt habt," fügte Pulcheria Alexandrowna hinzu. „Auch mir ist dabei leichter ums Herz; Verstellung und Lüge liegen nicht in meiner Art; wir wollen lieber die volle Wahrheit sagen . . . Dann mag sich Peter Petrowitsch ärgern oder nicht."

#### IV

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür, und ein Mädchen trat, sich schüchtern umblickend, ins Zimmer. Alle wandten sich erstaunt und neugierig nach ihr hin. Kasolnikow erkannte sie nicht sogleich auf den ersten Blick. Es war Sofja Semjonowna Marmeladowa. Gestern hatte er sie zum ersten Male gesehen, aber in einem solchen Augenblicke, in einer solchen Umgebung und in einer solchen Tracht, daß sein Gedächtnis das Bild ihrer Persönlichkeit in ganz anderer Form aufgenommen hatte. Jetzt war sie ein bescheiden, ja ärmlich gekleidetes Mädchen, noch sehr jung, beinahe kindlich, mit bescheidenem, anständigem Benehmen, mit offenem, aber anscheinend recht ängstlichem Gesichtsausdruck.

Sie trug ein sehr schlichtes Hauskleid und auf dem Kopfe einen alten, unmodernen Hut; nur hatte sie, wie gestern, einen Sonnenschirm in der Hand. Als sie unerwartet das Zimmer voll Menschen fand, wurde sie nicht etwa nur verlegen, sondern sie verlor vollständig die Fassung, bekam Furcht wie ein kleines Kind und machte sogar eine Bewegung, als ob sie wieder zurücktreten wollte.

„Ach . . . Sie sind es!“ sagte Raskolnikow äußerst erstaunt und wurde auf einmal selbst verlegen.

Es fiel ihm sofort ein, daß seine Mutter und seine Schwester bereits so nebenbei aus Luschins Briefe etwas über ein „Mädchen von notorisch schlechtem Lebenswandel“ erfahren hatten. Eben erst hatte er gegen Luschins Verleumdung protestiert und dabei erwähnt, daß er dieses Mädchen zum ersten Male gesehen habe, und nun trat sie auf einmal selbst herein. Er erinnerte sich auch, daß er gar nicht gegen den Ausdruck „von notorisch schlechtem Lebenswandel“ protestiert hatte. Diese Gedanken huschten ihm unklar und blitzschnell durch den Kopf. Aber als er Sofja aufmerkamer ansah, bemerkte er, wie demütig dieses erniedrigte Geschöpf war, und fühlte Mitleid mit ihr. Und als sie eine Bewegung machte, als wollte sie vor Furcht wieder fortlaufen, tat ihm geradezu das Herz weh.

„Ich habe gar nicht erwartet, daß Sie herkommen würden,“ sagte er hastig und hielt sie durch seinen Blick zurück. „Bitte, nehmen Sie Platz. Sie kommen gewiß von Katerina Iwanowna. Wenn es Ihnen gefällig ist, nicht dorthin; bitte, setzen Sie sich hierher . . .“

Bei Sofjas Eintritt war Rasumichin, der auf einem von Raskolnikows drei Stühlen dicht neben der Tür gesessen hatte, aufgestanden, um ihr Raum zum Hereinkommen zu geben. Zuerst war Raskolnikow schon im Begriff, ihr den Platz in der Sofa-

ede anzuweisen, auf dem Sosimow gefessen hatte; aber er sagte sich doch, daß dieses Sofa, das ihm als Bett diente, ein gar zu familiärer Platz sei, und wies ihr daher schnell Rasumichins Stuhl an.

„Und du, setz dich hierher,“ sagte er zu Rasumichin und schob ihn in die Ecke, wo Sosimow gefessen hatte.

Sofja setzte sich fast zitternd vor Angst hin und blickte schüchtern nach den beiden Damen. Man sah ihr an, daß sie selbst nicht begriff, wie sie es fertiggebracht hatte, sich neben sie hinzusetzen. Als ihr die Lage zum Bewußtsein gekommen war, erschrak sie so, daß sie schnell wieder aufstand und sich in größter Verwirrung an Rasolnikow wandte.

„Ich . . . ich . . . bin nur auf einen Augenblick herangekommen; verzeihen Sie, daß ich Sie gestört habe,“ sagte sie stockend. „Ich komme von Katerina Iwanowna; sie hatte sonst niemand zum Schicken. Katerina Iwanowna läßt Sie sehr bitten, doch morgen zum Totenamt zu kommen, . . . bei der Mittagsmesse . . . auf dem Mitrosan-Kirchhof, . . . und dann bei uns . . . bei ihr . . . am Gedächtnismahl teilzunehmen. Sie möchten ihr doch die Ehre erweisen . . . Sie läßt sehr bitten.“

Sie stockte und schwieg.

„Wenn es irgend möglich ist, werde ich bestimmt, . . . ganz bestimmt . . .“, antwortete Rasolnikow, indem er gleichfalls aufstand und gleichfalls stockte und nicht zu Ende redete. „Tun Sie mir den Gefallen und setzen Sie sich,“ sagte er dann. „Ich möchte noch mit Ihnen reden. Wenn Sie es nicht zu eilig haben, so tun Sie mir, bitte, den Gefallen und schenken Sie mir zwei Minuten . . .“

Er rückte ihr den Stuhl hin. Sofja setzte sich wieder, blickte dann wieder schüchtern und ängstlich nach den beiden Damen hin und schlug die Augen nieder.



Rasolnikows blaßes Gesicht rötete sich; sein ganzes Wesen schien gleichsam einen Ruck zu bekommen; seine Augen flammten auf.

„Mama,“ sagte er fest und nachdrücklich, „dies ist Sofja Semjonowna Marmeladowa, die Tochter eben jenes unglücklichen Herrn Marmeladow, der gestern vor meinen Augen überfahren wurde und von dem ich Ihnen schon erzählt habe . . .“

Pulcheria Alexandrowna blickte Sofja an und kniff dabei die Augen ein wenig zusammen. Obwohl Rodions energischer, herausfordernder Blick sie einschüchterte, konnte sie sich dieses Vergnügens doch nicht versagen. Awdotja sah ernst und forschend dem armen Mädchen gerade ins Gesicht und betrachtete sie mit Erstaunen. Als Sofja hörte, daß sie vorgestellt wurde, versuchte sie wieder aufzublicken, wurde aber noch verlegener als vorher.

„Ich wollte Sie fragen,“ wandte sich Rasolnikow schnell zu ihr, „wie hat sich heute alles bei Ihnen gestaltet? Sind Ihnen keine Ungelegenheiten gemacht worden? . . . zum Beispiel von seiten der Polizei?“

„Nein, es ist alles ohne Störung gegangen . . . Die Todesursache war ja doch ganz klar; man hat uns keine Ungelegenheiten gemacht; nur die andern Mieter sind aufgebracht.“

„Warum?“

„Weil die Leiche so lange dasteht . . . Es ist doch jetzt heiß, da entsteht Geruch . . . Darum soll sie auch heute abend nach dem Kirchhof gebracht werden und bis morgen in der Kapelle bleiben. Katerina Iwanowna wollte es zuerst nicht; aber jetzt sieht sie selbst ein, daß es nicht anders geht . . .“

„Also heute?“

„Sie bittet Sie, uns die Ehre zu erweisen, morgen dem Totenamte in der Kirche beizuwohnen und dann nach ihrer Wohnung zu kommen, zum Gedächtnismahl.“

„Also ein Gedächtnismahl veranstaltet sie?“

„Ja, nur kalte Speisen; sie läßt Ihnen sehr danken, daß Sie uns gestern unterstützt haben, . . . ohne Ihre Beihilfe hätten uns die Mittel zur Beerdigung gefehlt.“

Lippen und Kinn begannen ihr krampfhaft zu zucken; aber sie nahm sich zusammen und beherrschte sich; sogleich schlug sie wieder die Augen nieder.

Während des Gespräches betrachtete Kasolnikow sie aufmerksam. Sie hatte ein außerordentlich mageres, blasses, etwas spitzes Gesichtchen, mit kleinem, spitzem Näschen und Kinn und ziemlich unregelmäßigen Zügen. Hübsch konnte man sie eigentlich nicht nennen; aber dafür waren ihre blauen Augen so klar und verliehen, wenn sie sich belebten, dem Gesichte einen so guten, treuherzigen Ausdruck, daß man sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Außerdem lag in ihrem Gesichte und in ihrer ganzen Gestalt noch eine besonders charakteristische Eigenheit: trotz ihrer achtzehn Jahre sah sie weit jünger aus, als sie wirklich war, beinahe wie ein Kind, und das trat manchmal bei gewissen Bewegungen in einer geradezu komisch wirkenden Weise hervor.

„Hat denn Katerina Iwanowna mit einer so kleinen Summe alles bestreiten können, wenn sie sogar noch einen Imbiß zu geben beabsichtigt?“ fragte Kasolnikow, eifrig bemüht, das Gespräch im Gange zu erhalten.

„Der Sarg ist ganz einfach, . . . und auch alles andere ist ganz einfach, so daß es nicht allzuviel kostet . . . Ich habe vorhin mit Katerina Iwanowna alles berechnet; es bleibt noch so viel übrig, um ein Gedächtnismahl zu veranstalten, . . . und Katerina Iwanowna wünscht so sehr, daß ein solches stattfinden möchte . . . Da müssen wir wohl . . . Ihr ist es ein Trost, . . . das liegt nun einmal so in ihrem Wesen, Sie wissen wohl . . .“

„Ich verstehe, ich verstehe . . . Gewiß . . . Warum mustern

Sie denn mein Zimmer so? Meine Mama hier sagt auch, es sehe aus wie ein Sarg.“

„Sie haben uns gestern Ihr ganzes Geld gegeben!“ sagte plötzlich, statt auf die Frage zu antworten, Sofja hastig in einem eigenartigen, lauten Flüstertone und beugte dann wieder den Kopf tief nieder.

Lippen und Kinn zuckten ihr wieder. Rasolnikows ärmliche Behausung war ihr schon längst aufgefallen, und nun waren ihr diese Worte ganz unwillkürlich entschlüpft. Es folgte ein Stillschweigen. Awdotjas Augen hatten einen merkwürdigen Glanz gewonnen, und Pulcheria Alexandrowna blickte Sofja ganz freundlich an.

„Rodion,“ sagte sie aufstehend, „wir essen selbstverständlich zusammen zu Mittag. Komm, Awdotja . . . Und du, Rodion, solltest ausgehen, einen kleinen Spaziergang machen und dich dann hinlegen und ein bißchen ausruhen; und dann komm recht früh . . . Ich fürchte, das Gespräch mit uns hat dich doch angegriffen . . .“

„Ja, ja, ich werde kommen,“ antwortete er eilig und stand auf. „Aber ich habe allerdings noch etwas Notwendiges vorher zu besorgen . . .“

„Na, ihr werdet doch nicht der eine hier, der andre da Mittag essen?“ rief Rasumichin und sah Rasolnikow verwundert an. „Was hast du denn?“

„Ich sage ja, ich werde kommen, gewiß, gewiß . . . Aber bleib du noch einen Augenblick hier. Sie brauchen ihn ja doch wohl im Augenblick nicht, Mama? Oder entziehe ich ihn euch vielleicht?“

„O nicht doch, nicht doch! Kommen Sie doch auch mit zum Mittagessen, Dmitri Prokofjitsch, wollen Sie so gut sein?“

„Bitte, kommen Sie!“ bat auch Awdotja.



Rasumichin verbeugte sich zusagend und strahlte über das ganze Gesicht. Eine wunderliche Verlegenheit überkam alle für einen Augenblick.

„Adieu, Rodion, oder lieber: Auf Wiedersehen! Ich sage nicht gern ‚Adieu‘. Adieu, Nastassja . . . Ach, da habe ich ja doch wieder ‚Adieu‘ gesagt!“ sagte Pulcheria Alexandrowna.

Sie war nahe daran, auch Sofja eine Verbeugung zu machen; aber sie brachte es doch nicht fertig und ging eilig aus dem Zimmer.

Aber Awdotja wartete, bis die Reihe, herauszugehen, an sie kam, und als sie hinter der Mutter an Sofja vorbeiging, machte sie ihr eine freundliche, höfliche und ordnungsmäßige Verbeugung. Die arme Sofja wurde verlegen und verbeugte sich hastig und erschrocken; auf ihrem Gesichte spiegelte sich sogar eine Art von schmerzlicher Empfindung wieder, als ob Awdotjas Höflichkeit und Freundlichkeit ihr drückend und peinlich wären.

„Adieu, Awdotja!“ rief Raskolnikow, als diese schon auf dem Flur war. „Gib mir doch die Hand!“

„Ich habe sie dir doch gegeben; hast du das schon vergessen?“ antwortete Awdotja freundlich und drehte sich mit dem Oberkörper noch einmal nach ihm um.

„Nun, das tut ja nichts; so gib sie mir noch einmal!“

Er drückte kräftig ihre feinen Fingerchen. Awdotja lächelte ihm zu, errötete, riß ihm schnell ihre Hand weg und lief der Mutter nach; auch sie war nun ganz glücklich.

„Nun schön!“ sagte er zu Sofja, als er in sein Zimmer zurücktrat, und blickte sie mit klaren Augen an. „Gott gebe den Toten eine sanfte Ruhe; aber die Lebenden mögen leben! Nicht wahr? Nicht wahr? Das ist doch das Richtige!“

Mit Erstaunen sah Sofja, wie sein Gesicht plötzlich hell geworden war; er schaute sie einige Augenblicke schweigend und

unverwandt an; alles, was ihr verstorbener Vater über sie erzählt hatte, kam ihm wieder ins Gedächtnis.

„Herrgott, Awdotja!“ begann Pulcheria Alexandrowna, sowie sie auf die Straße hinaustraten. „Ich bin ordentlich froh, daß wir weggegangen sind; es ist mir gleich leichter ums Herz. Hätte ich wohl gestern auf der Eisenbahn gedacht, daß ich mich darüber freuen würde!“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, liebe Mama: er ist noch sehr krank. Sehen Sie das denn nicht? Vielleicht haben gerade die Sorgen, die er sich um uns gemacht hat, seine Gesundheit zerrüttet. Man muß mit ihm Nachsicht haben und kann ihm vieles, vieles verzeihen.“

„Aber du hast keine Nachsicht mit ihm gehabt!“ unterbrach Pulcheria Alexandrowna sie hitzig und mit einer Art von Eifersucht. „Weißt du, Awdotja, ich habe euch beide vorhin angesehen: du bist sein vollständiges Ebenbild, und noch nicht einmal so sehr am Gesicht als an der Seele; beide habt ihr so etwas Melancholisches, Finsternes und Aufbrausendes; beide seid ihr hochmütig und beide hochherzig . . . Das ist doch gar nicht denkbar, daß er ein Egoist sein sollte, Awdotja, nicht wahr? . . . Aber wenn ich daran denke, was uns heute abend noch bevorsteht, dann wird mir himmelangst!“

„Beunruhigen Sie sich nicht, Mama; es wird geschehen, was eben geschehen muß.“

„Aber bedenke nur, Awdotja, in welcher Lage wir jetzt sind! Was sollen wir anfangen, wenn Peter Petrowitsch sich von uns losagt?“ rief die arme Pulcheria Alexandrowna mit unüberlegter Offenheit.

„Wenn er das wirklich tut, dann haben wir an ihm nichts verloren!“ antwortete Awdotja scharf und geringschätzig.

„Wir haben ganz gut daran getan, daß wir jetzt weggegangen

sind," fuhr Pulcheria Alexandrowna, sie unterbrechend, hastig fort, um abzulenken. „Er hat einen eiligen Gang vor, um etwas zu besorgen; da mag er sich ein bißchen Bewegung machen und wenigstens ein bißchen Luft schöpfen, . . . bei ihm ist es ja schrecklich dumpf, . . . aber wo kann man wohl hier in Petersburg frische Luft atmen? Hier ist es auch auf den Straßen gerade wie in einem Zimmer, das nie gelüftet wird. Herrgott, was ist das nur für eine Stadt! . . . Halt, halt! Tritt auf die Seite, du wirst dich noch totquetschen lassen; da wird etwas getragen! Ein Klavier tragen sie, wahrhaftig, . . . wie sie sich drängen . . . Vor diesem jungen Mädchen habe ich auch große Bange.“

„Vor was für einem jungen Mädchen, Mama?“

„Nun, ich meine diese Sofja Semjonowna, die eben zu Modion kam . . .“

„Warum haben Sie denn Bange vor der?“

„Es ahnt mir so etwas, Awdotja. Magst du es mir nun glauben oder nicht, gleich wie sie hereinkam, in demselben Augenblick dachte ich: Uha, da sitzt der Hauptknoten . . .“

„Gar nichts sitzt da!“ rief Awdotja ärgerlich. „Was Sie auch immer für Ahnungen haben, Mama! Er ist erst seit gestern mit ihr bekannt, und als sie jetzt hereinkam, erkannte er sie nicht einmal sogleich.“

„Na, du wirst ja sehen! . . . Sie beunruhigt mich; du wirst ja sehen, du wirst ja sehen! Und ich habe einen ordentlichen Schreck vor ihr bekommen: sie sah mich an und sah mich an; was hat sie für Augen; ich konnte kaum auf meinem Stuhle stillsitzen; erinnerst du dich, als er sie vorstellte? Und das kommt mir doch auch ganz merkwürdig vor: Peter Petrowitsch schreibt solche Dinge von ihr, und er stellt sie uns vor, und noch dazu dir! Also muß er sie doch wohl sehr gern haben!“

„Was der nicht alles schreibt! Über uns ist doch auch allerlei



geredet und geschrieben worden; haben Sie das vergessen? Und ich bin überzeugt, daß sie ein prächtiges Mädchen ist und daß das alles dummes Gerede ist."

"Gott gebe es!"

"Und Peter Petrowitsch ist ein häßlicher Zwischenträger!" schloß Awdotja kurz und bestimmt.

Pulcheria Alexandrowna duckte sich unwillkürlich. Das Gespräch brach ab.

"Hör mal, ich wollte dich da etwas fragen . . .", begann Rasolnikow und führte Rasumichin zum Fenster.

"Ich darf also an Katerina Iwanowna bestellen, daß Sie kommen werden . . .", sagte Sofja schnell und wollte sich verabschieden.

"Sogleich, Sofja Semjonowna! Wir haben keine Geheimnisse; Sie stören uns nicht. Ich möchte Ihnen gern noch ein paar Worte . . . Hör mal," wandte er sich, ohne zu Ende zu sprechen, wieder an Rasumichin. "Du kennst doch diesen . . . na, wie heißt er gleich! . . . Porfiri Petrowitsch?"

"Na und ob! Er ist ja ein Verwandter von mir. Wieso denn?" fügte er neugierig hinzu.

"Er hat doch jetzt diese Sache in Händen, . . . na, diese Mord=sache, von der ihr gestern sprach?"

"Ja, . . . nun?" Rasumichin riß die Augen weit auf.

"Er hat die Verpfänder befragt; nun, es liegen von mir auch ein paar Pfänder da, nur so Kleinigkeiten; aber das eine ist ein Ring von meiner Schwester, den sie mir zum Andenken schenkte, als ich hierherzog, und dann die silberne Uhr meines Vaters. Es hat zusammen nur einen Wert von fünf bis sechs Rubeln; aber für mich sind diese Gegenstände kostbar, als Andenken. Also, was soll ich jetzt tun? Ich möchte nicht, daß mir die Sachen ver-

loren gehen, namentlich nicht die Uhr. Ich schwebte vorhin in der größten Angst, meine Mutter könnte die Uhr zu sehen wünschen, als von Avdotjas Uhr die Rede war. Es ist das einzige Stück, das noch von meinem Vater übrig ist. Sie würde krank werden, wenn wir diese Uhr verlören. Wie die Weiber nun einmal sind! Also nun gib mir einen Rat, wie ich mich zu verhalten habe. Ich weiß, daß ich eigentlich auf dem Polizeibureau Anzeige machen müßte. Aber wäre es nicht besser, wenn ich mich an Porfiri persönlich wendete? Wie denkst du darüber? Ich möchte die Sache möglichst schnell erledigen. Du wirst sehen, daß meine Mutter mich noch vor dem Mittagessen danach fragt!"

„Wende dich nicht an das Polizeibureau, sondern jedenfalls an Porfiri!" rief Kasumichin in lebhaftem Eifer. „Das freut mich aber! Da ist nichts weiter zu überlegen; wir können sofort hingehen; es sind nur ein paar Schritte; wir treffen ihn gewiß zu Hause!"

„Mir recht! Gehen wir!"

„Er wird sich sehr freuen, ganz außerordentlich wird er sich freuen, dich kennen zu lernen! Ich habe ihm viel von dir erzählt, bei verschiedenen Gelegenheiten . . . Auch gestern habe ich von dir gesprochen. Gehen wir hin! Also du hast die alte Frau gekannt? So, so! . . . Das hat ja alles eine ganz ausgezeichnete Wendung genommen! . . . Ach ja . . . Sofja Iwanowna . . ."

„Sofja Semjonowna," verbesserte Rasolnikow. „Sofja Semjonowna, das ist mein Freund Kasumichin, ein sehr guter Mensch . . ."

„Wenn Sie jetzt gehen müssen . . .", begann Sofja; sie hatte Kasumichin gar nicht angesehen und war durch die Vorstellung noch schüchterner geworden.

„Nun, dann wollen wir gehen!" sagte Rasolnikow entschlossen.

„Ich komme zu Ihnen heute noch heran, Sofja Semjonowna; sagen Sie mir nur, wo Sie wohnen.“

Er war nicht eigentlich verlegen, aber er tat eilig und vermied ihren Blick. Sofja gab ihm ihre Adresse und errötete dabei. Sie gingen alle drei gleichzeitig hinaus.

„Schließt du denn nicht zu?“ fragte Kasumichin, der hinter den beiden andern die Treppe hinabstieg.

„Das tue ich nie! . . . Schon seit zwei Jahren will ich immer ein Schloß kaufen,“ fügte er nachlässig hinzu. „Glücklich, wer nichts zu verschließen hat, nicht wahr?“ wandte er sich lachend an Sofja.

Auf der Straße blieben sie im Torweg stehen.

„Sie gehen nach rechts, Sofja Semjonowna? Dabei fällt mir ein: wie haben Sie es denn möglich gemacht, mich zu finden?“ fragte er; aber es klang, als möchte er ihr etwas ganz anderes sagen. Er hätte gar zu gern noch einmal in ihre stillen, klaren Augen geblickt; aber es wollte ihm nicht so recht glücken . . .

„Sie haben doch gestern unsrer Polenka Ihre Adresse angegeben.“

„Polenka? Ach ja . . . Polenka! Das war die Kleine . . . Das ist Ihre Schwester? Also der habe ich meine Adresse gegeben?“

„Wissen Sie das denn nicht mehr?“

„Doch . . . doch, . . . ich erinnere mich.“

„Und von Ihnen hat mir der Verstorbene noch zu seinen Lebzeiten erzählt . . . Ich kannte nur damals Ihren Namen nicht, und er selbst kannte ihn auch nicht . . . Aber gestern erfuhr ich nun Ihren Namen und Ihre Adresse, und als ich heute herkam, da fragte ich: wo wohnt hier Herr Kasolnikow? . . . Ich wußte gar nicht, daß Sie auch in einem möblierten Zimmer wohnen . . . Adieu! Ich werde alles an Katerina Iwanowna bestellen . . .“

Sie war sehr froh, endlich loszukommen; sie ging mit gesenktem



Kopfe eilig dahin, um ihnen nur recht schnell aus dem Gesichtskreis zu kommen, um nur recht schnell diese zwanzig Schritte bis zu der Straßenecke, wo sie nach rechts einbiegen mußte, zurückzulegen und endlich allein zu sein und dann im eiligen Dahinschreiten, achtlos und unbekümmert um die Begegnenden und alles ringsumher, nachzudenken, sich zu erinnern und sich jedes gesprochene Wort, jeden Umstand noch einmal zu vergegenwärtigen. Noch niemals hatte sie etwas Ähnliches empfunden gehabt. Ihre Seele hatte in eine große, neue Welt, die ihr noch ganz unbekannt gewesen war, einen ob auch undeutlichen Blick geworfen. Da fiel ihr auf einmal ein, daß Rasolnikow selbst noch heute zu ihr herankommen wollte, vielleicht noch am Vormittag, vielleicht sogar jetzt gleich!

„Nur nicht heute schon, bitte, nicht heute!“ murmelte sie mit heftiger Herzbeklemmung, als ob sie jemanden anslehte, wie ein geängstigtes Kind. „O Gott! Zu mir . . . in dieses Zimmer, . . . er wird alles sehen . . . o Gott!“

Sie war in diesem Augenblicke natürlich nicht imstande, einen ihr unbekanntem Herrn zu beachten, der sie angelegentlich beobachtete und ihr auf dem Fuße folgte. Er begleitete sie schon, seit sie aus dem Torwege herausgetreten war. In dem Augenblicke, als alle drei, Rasumichin, Rasolnikow und sie, auf dem Trottoir standen und noch ein paar Worte miteinander redeten, war dieser Passant plötzlich zusammengezuckt, als er, um die Gruppe herumgehend, zufällig Sofjas Worte auffing: „Da fragte ich: wo wohnt hier Herr Rasolnikow?“ Er hatte schnell, aber aufmerksam alle drei gemustert und besonders Rasolnikow, zu dem Sofja sprach; darauf hatte er sich das Haus angesehen und gemerkt. Alles dies hatte sich in einem Augenblicke, während er vorbeiging, abgespielt, und der Fremde war, ohne sich etwas merken zu lassen, weitergegangen, jedoch in etwas langsamerem

Schritte, wie wenn er auf jemand wartete. Er hatte auf Sofja gewartet; denn er hatte gesehen, daß sie sich verabschiedete, und vermutet, daß sie nun wohl irgendwohin gehen würde, wo sie ihre Wohnung hätte.

„Wo mag sie wohnen? Ich habe dieses Gesicht doch schon irgendwo gesehen,“ hatte er gedacht und sich zu erinnern gesucht. „Das muß ich herausbekommen.“

Als er die Straßenecke erreicht hatte, war er nach der gegenüberliegenden Seite der Straße hinübergewandert, hatte sich umgedreht und gesehen, daß Sofja, ohne auf irgend etwas zu achten, bereits hinter ihm ging, denselben Weg; denn als sie an die Straßenecke gekommen war, war auch sie in die Seitenstraße eingebogen. Er hatte sie nun auf dem gegenüberliegenden Trottoir begleitet, allmählich zurückbleibend, ohne sie aus den Augen zu lassen; nach etwa fünfzig Schritten war er wieder nach demjenigen Trottoir hinübergewandert, auf welchem Sofja ging, hatte sie eingeholt und ging nun in einem Abstände von ungefähr fünf Schritten hinter ihr her.

Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, etwas über Mittelgröße, wohlbeleibt, mit breiten, dicken Schultern, was seine Haltung etwas gebückt erscheinen ließ. Er war elegant und bequem gekleidet und machte einen recht stattlichen Eindruck. In der Hand hatte er einen hübschen Spazierstock, den er bei jedem Schritte auf das Trottoir aufschlagen ließ; seine Hände steckten in neuen Handschuhen. Sein breites Gesicht mit den starken Backenknochen wirkte ganz angenehm, und die Gesichtsfarbe war frisch und gesund, wie es bei einheimischen Petersburgerern nicht der Fall zu sein pflegt. Sein noch sehr dichtes Haar war ganz hellblond und nur äußerst wenig mit Grau meliert, und der breite, dicke Bart, der schaufelförmig herabhing, war noch heller als das Kopshaar. Seine Augen waren von blauer Farbe; ihr

Blick hatte etwas Kaltes, Starres, Überlegendes; die Lippen zeigten eine frische Röthe. Überhaupt hatte er sich vorzüglich konservirt und sah viel jünger aus, als er wirklich war.

Als Sofja auf die Kanalstraße hinausgelangte, waren sie die beiden einzigen Passanten auf dem Trottoir. Bei seinen Beobachtungen hatte er bereits ihre Nachdenklichkeit und Zerstreutheit bemerkt. Als Sofja ihr Haus erreicht hatte, bog sie in den Lornweg ein; er folgte ihr und schien einigermaßen erstaunt zu sein. Auf dem Hofe wandte sie sich rechts, nach derjenigen Ecke, wo sich die zu ihrer Wohnung hinaufführende Treppe befand. „Na, so was!“ murmelte der unbekannte Herr und begann hinter ihr her die Stufen hinaanzusteigen. Erst jetzt bemerkte ihn Sofja. Sie ging bis zum dritten Stockwerk in die Höhe, bog in eine Außengalerie ein, die sich auf der Hofseite entlangzog, und klingelte an der Wohnung Nr. 9, an deren Thür mit Kreide angeschrieben stand: „Kapernaumow, Schneider.“ „Na, so was!“ sagte der Unbekannte noch einmal, verwundert über dieses eigentümliche Zusammentreffen, und klingelte daneben, bei Nr. 8. Die beiden Thüren waren nur etwa sechs Schritt voneinander entfernt.

„Sie wohnen bei Kapernaumow,“ sagte er und sah Sofja lachend an. „Er hat mir gestern eine Weste umgeändert. Und ich wohne hier neben Ihnen, bei Madam Gertruda Karlowna Möglich. Wie sich das trifft!“

Sofja blickte ihn aufmerksam an.

„Wir sind also Nachbarn,“ fuhr er in sehr heiterem Tone fort. „Ich bin erst seit vorgestern in der Stadt. Nun, vorläufig adieu, auf Wiedersehen!“

Sofja antwortete nicht; die Thür wurde geöffnet; sie schlüpfte hinein und ging in ihre Stube. Sie schämte sich, und ein seltsames Angstgefühl überkam sie.



Rasumichin befand sich, während sie zu Porfiri gingen, in einem Zustande besonderer Aufregung.

„Das ist prächtig, Bruder!“ wiederholte er einmal über das andre. „Und ich freue mich, ich freue mich!“

„Worüber freust du dich denn nur?“ fragte sich Raskolnikow im stillen.

„Das habe ich ja gar nicht gewußt, daß du auch etwas bei der alten Frau versezt hattest. Und . . . und . . . ist das schon lange her? Ich meine: wann bist du zuletzt dagewesen?“

„Ist das eine naiver Tropf!“ dachte Raskolnikow.

„Wann ich zuletzt da war?“ antwortete er, indem er stehen blieb und sich besann. „Zwei Tage vor ihrem Tode mag es gewesen sein, daß ich da war. Übrigens, die Sachen auszulösen, ist jetzt bei diesem Gange nicht meine Absicht,“ fügte er hastig und mit einer geflissentlich herausgekehrten Besorgtheit um die Sachen hinzu. „Ich habe ja wieder nur einen einzigen Rubel in meinem Besitze . . . infolge des Streiches, den ich gestern im Fieber begangen habe.“

Das Wort „Fieber“ sprach er mit besonderem Nachdruck.

„Nun ja, ja, ja!“ stimmte ihm Rasumichin eilig zu, wobei aber unklar blieb, worauf sich seine Zustimmung eigentlich bezog. „Also das ist der Grund, weshalb damals . . . das Gespräch von dem Morde so auf dich wirkte, . . . und weißt du, auch im Fieber hast du immer von Ringen und Ketten phantasiert! . . . Na ja, ja . . . Das ist ja klar, nun ist alles klar.“

„Holla!“ dachte Raskolnikow. „Dieser Gedanke hat sich bei ihnen also doch festgesetzt! Der gute Mensch hier würde sich für meine Unschuld ans Kreuz schlagen lassen, und doch ist er froh, daß es sich, wie er meint, aufgeklärt hat, warum ich im Fieber von Ringen geredet habe! Wie fest sich dieser Gedanke bei ihnen allen eingenistet hat!“

„Werden wir ihn auch zu Hause treffen?“ fragte er laut.

„Ganz bestimmt, ganz bestimmt,“ erwiderte Rasumichin. „Du wirst sehen, Bruder, er ist ein prächtiger Mensch. Ein bißchen plump; das heißt, er hat gewandte Formen, aber ich meine plump in anderer Hinsicht. Ein gescheiter Kerl, sogar sehr klug und gescheit, nur hat seine ganze Art zu denken etwas Eigentümliches. Mißtrauisch, skeptisch, prosaisch ist er, . . . er betrügt einen gern, das heißt, er betrügt einen nicht eigentlich, sondern führt einen an. Na, und in seinem Amte verwendet er die alte Methode der Beweisführung aus materiellen Gründen . . . Aber er versteht seine Sache, gründlich versteht er sie. Er hat im vorigen Jahre in eine Mordsache Licht gebracht, wo fast alle Spuren schon verloren waren. Er wünscht sehr, aber sehr, dich kennen zu lernen!“

„Ja, weshalb wünscht er denn das so sehr?“

„Das heißt, nicht etwa als ob . . . Siehst du, in der letzten Zeit, als du krank warst, hat es sich so gemacht, daß ich oft und viel mit ihm über dich sprach . . . Na, er hörte zu, . . . und als er erfuhr, daß du Jura studierst und äußerer Umstände halber das Studium nicht zu Ende führen könntest, da sagte er: ‚Wie schade!‘ Daraus schloß ich, . . . das heißt aus allem zusammen, nicht daraus allein; und gestern hat Sametow . . . Siehst du, Rodion, ich habe dir gestern in meiner Betrunktheit, als wir zusammen nach deiner Wohnung gingen, allerlei hingeschwätzt, . . . und da fürchte ich, Bruder, daß du dem zuviel Bedeutung beimißt, siehst du wohl . . .“

„Was meinst du denn? Daß sie mich für verrückt halten? Da haben sie vielleicht recht.“

Er lächelte gezwungen.

„Ja, ja . . . oder vielmehr: nein, wollte ich sagen . . . Na, alles, was ich gesagt habe, . . . (auch über etwas andres), das

war alles dummes Zeug, wie es einem so die Trunkenheit ein-  
gibt."

"Warum entschuldigst du dich denn noch? Die ganze Geschichte ist mir zum Ekel geworden!" rief Rasolnikow mit übermäßiger Gereiztheit, die zum Teil erkünstelt war.

"Ich weiß, ich weiß, ich kann dir das nachfühlen. Sei überzeugt, daß ich dir das nachfühlen kann. Ich schäme mich, darüber auch nur ein Wort zu verlieren . . ."

"Wenn du dich schämst, dann sprich nicht davon!"

Beide schwiegen. Rasumichin war höchst vergnügt, und Rasolnikow fühlte das mit Widerwillen. Auch beunruhigte ihn das, was Rasumichin soeben über Porfiri erzählt hatte.

"Vor dem muß ich auch den kranken Bettler spielen," dachte er erblassend und mit starkem Herzklopfen, "und zwar recht natürlich. Das Natürlichste wäre allerdings, wenn ich gar keine solche Rolle spielte, mir fest vornähme, es nicht zu tun! Nein, fest vornehmen . . . das würde wieder nicht natürlich herauskommen . . . Nun, wir wollen sehen, wie der Hase läuft, . . . wir werden es ja bald sehen . . . Ob es wohl gut oder schlecht ist, daß ich hingehe? Die Motte fliegt von selbst in die Kerze hinein. Das Herz klopft mir so stark; das ist nicht gut!"

"Hier in diesem grauen Hause wohnt er," sagte Rasumichin.

"Das Wichtigste ist," überlegte Rasolnikow weiter, "ob Porfiri es weiß oder nicht weiß, daß ich gestern in der Wohnung dieser Hexe war . . . und nach dem Blute gefragt habe. Darüber muß ich gleich sofort ins Klare kommen; beim ersten Schritte, wenn ich hereinkomme, muß ich das aus seiner Miene entnehmen; sonst . . . Erfahren will ich das, und wenn ich darüber ins Unglück stürze!"

"Weißt du was?" wandte er sich auf einmal mit schlauem Lächeln an Rasumichin. "Ich habe heute die Beobachtung ge-



macht, daß du dich schon vom Morgen an in einer außerordentlichen Aufregung befindest. Habe ich recht?"

„Wieso in Aufregung? Ich bin in gar keiner Aufregung!“ rief Kasumichin mit einer Grimasse.

„Nein, Bruder, es ist dir wirklich anzumerken. Auf deinem Stuhle sahest du vorhin in einer Weise, wie du es sonst nie tust, nur so auf einer Ecke, und dann zucktest du immer so wunderbar. Fortwährend sprangst du ohne jeden Anlaß auf. Bald sahst du ärgerlich aus, und dann machtest du auf einmal wieder ein Gesicht so süß wie der süßeste Bonbon. Sogar rot wurdest du; namentlich als du zum Mittagessen eingeladen wurdest, da wurdest du furchtbar rot.“

„Ach, bewahre! Was redest du für Unsinn! Was willst du denn damit sagen?“

„Und warum wendest und drehst du dich denn so verlegen hin und her wie ein Schuljunge? Ei, ei, er ist schon wieder rot geworden!“

„Ach, du Dummrian du!“

„Aber warum wirfst du denn so verlegen? Du Romeo! Warte nur, das erzähle ich heute noch anderswo weiter, ha-ha-ha! Da wird meine Mama drüber lachen . . . und noch jemand anders . . .“

„Hör mal, hör mal, aber im Ernst, das ist ja . . . Was soll denn das vorstellen?“ rief Kasumichin; er war völlig verwirrt geworden, und es überlief ihn vor Schreck ganz kalt. „Was willst du ihnen erzählen, Bruder? Ich habe . . . Ach, was bist du für ein Dummrian!“

„Wie eine Pfingstrose siehst du aus! Und wenn du wüßtest, wie gut dir das steht; ein baumlanger Romeo! Und wie du dich heute gewaschen hast, und die Nägel gereinigt, was? Wann ist das sonst je dagewesen? Und wahrhaftig, pomadisiert hast du dich auch! Wück dich mal!“

„Dummrian!“

Raskolnikow lachte so, daß er sich anscheinend gar nicht mehr beherrschen konnte; so betraten sie denn noch lachend Porfiris Wohnung. Gerade das hatte Raskolnikow beabsichtigt: von den Zimmern aus mußte man es hören können, daß sie lachend eintraten und auch im Vorzimmer immer noch weiterlachten.

„Kein Wort hier davon, oder ich zermalme dich!“ flüsterte Rasumichin wütend und packte Raskolnikow an der Schulter.

## V

Dieser trat bereits in das Zimmer hinein und machte dabei ein Gesicht, als mußte er mit aller Gewalt an sich halten, um nicht vor Lachen loszuplazen. Ihm folgte mit verdrießlicher, grimmiger Miene der lange, ungelente Rasumichin, vor Verlegenheit rot wie eine Páonie. Sein Gesicht und seine ganze Figur waren wirklich in diesem Augenblicke lächerlich und rechtfertigten Raskolnikows Heiterkeit. Ohne noch vorgestellt zu sein, verbeugte sich Raskolnikow vor dem Hausherrn, der mitten im Zimmer stand und sie fragend anblickte, und wechselte mit ihm einen Händedruck, wobei er immer noch durchblicken ließ, welche Anstrengung es ihm mache, seine Lustigkeit zu unterdrücken und auch nur die wenigen zur Vorstellung erforderlichen Worte zu sprechen. Aber kaum war es ihm gelungen, eine ernste Miene anzunehmen und etwas Unverständliches zu murmeln, da blickte er auf einmal wieder, wie unwillkürlich, Rasumichin an und konnte sich nun nicht mehr beherrschen: das unterdrückte Lachen brach um so unaufhaltsamer heraus, je stärker es bis dahin zurückgedrängt war. Der gewaltige Ingrim, mit welchem Rasumichin dieses anscheinend von Herzen kommende Lachen aufnahm, verlieh dieser ganzen Szene das Aussehen einer durchaus echten Lustigkeit und, was das Wichtigste war, der Natürlich-

leit. Rasumichin erhöhte, als ob er es darauf angelegt gehabt hätte, diesen Eindruck noch durch sein Benehmen; er schrie: „Hols der Teufel!“ schwenkte dabei mit dem Arm und traf ein kleines, rundes Tischchen, auf dem ein ausgetrunkenes Leeglas stand. Alles fiel zu Boden; das Glas ging klirrend in Scherben.

„Recht so, meine Herren! Immer heiter und vergnügt!“ rief Porfiri Petrowitsch fröhlich.

Es bot sich jetzt folgender Anblick dar. Rasolnikow lachte und lachte und vergaß darüber ganz, daß seine Hand noch in der des Hausherrn lag; aber er verstand, das richtige Maß innezuhalten, und wartete nur auf den passenden Augenblick, um möglichst bald und möglichst natürlich damit aufzuhören. Rasumichin, der durch das Umfallen des Tischchens und das Zerbrechen des Glases ganz und gar aus der Fassung gekommen war, blickte finster auf die Scherben, spuckte aus, drehte sich kurz um und trat ans Fenster, wo er sich mit dem Rücken nach den andern zu hinstellte, ein furchtbar ärgerliches Gesicht schnitt und durchs Fenster schaute, ohne etwas zu sehen. Porfiri Petrowitsch lachte und war gern bereit, weiter mitzulachen, bedurfte aber offenbar einer Aufklärung. In einer Ecke hatte auf einem Stuhle Sametow gesessen; beim Eintritt der Besucher hatte er sich erhoben und stand nun erwartungsvoll da. Den Mund hatte er zu einem Lächeln auseinandergezogen; aber er betrachtete den ganzen Auftritt mit Erstaunen und einer Art von Mißtrauen; Rasolnikow gegenüber zeigte er sogar eine gewisse Verlegenheit. Durch Sametows unerwartete Anwesenheit fühlte sich Rasolnikow unangenehm überrascht.

„Das muß ich auch noch mit in Berechnung ziehen!“ dachte er.

„Ich muß um Entschuldigung bitten,“ begann er mit gekünstelter Verlegenheit, „mein Name ist Rasolnikow.“

„O bitte, bitte, sehr angenehm, und Sie kamen in so ange-



nehmer Weise herein . . . Aber will denn der da nicht einmal Guten Tag sagen?" erwiderte Porfiri Petrowitsch und wies mit einer Kopfbewegung auf Kasumichin hin.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, warum er auf mich so wütend ist. Ich habe ihm nur unterwegs gesagt, er sehe aus wie ein Romeo, und habe ihm die Beweisgründe dafür angeführt; weiter ist meines Wissens nichts gewesen.“

„Dummrian!“ rief Kasumichin, ohne sich umzudrehen.

„Es müssen also doch wohl sehr ernste Ursachen vorhanden gewesen sein, wenn er wegen dieses einen Wörtchens so böse wurde!“ meinte Porfiri lachend.

„Na ja, nun fängst du auch noch an, du Untersuchungskommissar du! Hol euch alle der Ruckuck!“ rief Kasumichin ärgerlich, fing dann aber auf einmal selbst an zu lachen und trat mit wieder ganz vergnügtem Gesichte, als sei gar nichts vorgefallen, auf Porfiri Petrowitsch zu.

„Nun, abgetan! Ihr seid allesamt Narren. Also zur Sache: das hier ist mein Freund Rodion Romanowitsch Raskolnikow; erstens wünscht er deine Bekanntschaft zu machen, da er schon viel von dir gehört hat, und zweitens führt ihn eine kleine geschäftliche Angelegenheit zu dir. Ah, Sametow! Wie kommst du denn hierher? Seid ihr denn miteinander bekannt? Berkehrt ihr schon lange?“

„Was hat denn das nun wieder zu bedeuten?“ fragte sich Raskolnikow beunruhigt.

Sametow wurde anscheinend verlegen, jedoch nur ein Klein wenig.

„Wir haben uns ja doch gestern bei dir kennen gelernt,“ antwortete er in ungezwungenem Tone.

„Na, da bleibt mir ja eine Mühe erspart: in der vorigen Woche hat er mir fortwährend zugeseht, ich möchte ihn irgendwie mit

dir, Porfiri, bekannt machen; und nun habt ihr einander auch ohne meine Beihilfe gründlich berochen . . . Wo ist denn dein Tabak?"

Porfiri Petrowitsch war im Hausanzuge: er trug einen Schlafrock, sehr saubere Wäsche und ausgetretene Pantoffeln. Er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, etwas unter Mittelgröße, wohlgenährt und sogar mit einem kleinen Embonpoint ausgestattet, vollständig glattrasiert, mit kurzgeschorenem Haar auf dem großen, runden Kopfe, der hinten eine besonders hervortretende Wölbung zeigte. Sein dickes, rundes, etwas stumpfnasiges Gesicht hatte eine kränkliche, dunkelgelbe Farbe, dabei aber doch etwas Energisches und sogar Spöttisches. Dieses Gesicht wäre selbst gutmütig zu nennen gewesen, wenn dem nicht der Ausdruck der Augen widersprochen hätte; diese hatten einen feuchten, wässerigen Glanz und waren von fast weißen Wimpern bedeckt, die fortwährend zuckten, als ob sie jemandem zuzwinkerten. Der Blick dieser Augen stand in einem eigentümlichen Gegensatz zu der ganzen Figur, die etwas Weibisches an sich hatte; sie erhielt dadurch einen weit ernsteren Charakter, als ihn der erste Anblick hatte annehmen lassen.

Sobald Porfiri Petrowitsch hörte, daß der Besucher ein kleines geschäftliches Anliegen an ihn habe, bat er ihn sogleich, auf dem Sofa Platz zu nehmen, setzte sich selbst in die andre Ecke und wendete sich dem Besucher zu, mit dem Ausdrucke der Erwartung, daß nun unverzüglich die Darlegung des Anliegens erfolgen werde. Er bekundete dabei jene Art von forciertem und übermäßig ernster Aufmerksamkeit, die den andern zu bedrücken und zu verwirren geeignet ist, namentlich wenn er diese Eigenheit noch nicht kennt, und namentlich wenn das, was er auseinandersetzen will, nach seinem eigenen Urtheile in gar keinem Verhältnisse zu der außerordentlich gespannten Aufmerksamkeit steht,

mit der er beehrt wird. Aber Raskolnikow trug in kurzer, bündiger Darlegung klar und bestimmt sein Anliegen vor und war mit sich selbst so zufrieden, daß er die Zeit auch noch dazu benutzte, Porfiri recht genau zu betrachten. Auch Porfiri Petrowitsch verwandte die ganze Zeit über kein Auge von ihm. Rasmichin hatte an demselben Tische ihnen gegenüber Platz genommen und folgte mit eifrigem Interesse und starker Ungeduld der Auseinandersetzung der Angelegenheit, wobei er fortwährend seine Augen von dem einen zum andern hin und her wandern ließ, was sich etwas wunderbarlich ausnahm.

„Du Esel!“ schimpfte Raskolnikow ihn im stillen.

„Sie müssen eine Eingabe an die Polizei machen,“ antwortete Porfiri in rein geschäftlichem Tone, „dieses Inhalts: Sie hätten von dem und dem Vorfall gehört, also von diesem Morde, und bäten nun Ihrerseits, man möge den Untersuchungskommissar, in dessen Händen die Sache liege, davon benachrichtigen, daß die und die Gegenstände Ihr Eigentum seien und Sie den Wunsch hätten, sie einzulösen, . . . oder so ähnlich . . . Man wird Ihnen das übrigens aufsetzen.“

„Das ist ja eben die Sache,“ erwiderte Raskolnikow, möglichst bemüht, verlegen zu scheinen, „daß ich augenblicklich gar keine Geldmittel besitze . . . und nicht einmal imstande bin eine solche Kleinigkeit . . . Sehen Sie, ich möchte jetzt nur die Erklärung abgeben, daß diese Gegenstände mir gehören und daß ich, sowie ich wieder Geld habe . . .“

„Nun, das macht ja keinen Unterschied,“ antwortete Porfiri Petrowitsch, der Raskolnikows Eröffnung über seine pekuniäre Lage sehr kühl aufnahm. „Übrigens können Sie, wenn Sie wollen, in demselben Sinne auch direkt an mich schreiben, so: ‚Nachdem ich das und das erfahren habe, bezeichne ich die und die Sachen als mein Eigentum und bitte . . .‘“



„Doch auf gewöhnlichem Papier? Nicht etwa auf Stempelpapier?“ unterbrach ihn Kasolnikow hastig, um wieder sein Interesse für die pekuniäre Seite der Angelegenheit hervorzulehren.

„O, auf ganz gewöhnlichem!“

Plötzlich sah ihn Porfiri Petrowitsch anscheinend mit unverhohlenem Spotte an; denn er kniff die Augen zusammen, und es machte den Eindruck, als ob er ihm zuzwinkerte. Indessen war es Kasolnikow doch vielleicht nur so vorgekommen, da es nur einen Augenblick dauerte. Jedenfalls: etwas Derartiges war geschehen. Kasolnikow hätte darauf schwören mögen, daß er ihm — mochte der Teufel wissen, warum — zugezwinkert habe.

„Er weiß es!“ Dieser Gedanke durchzuckte ihn wie ein Blitz.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit solchen Lappalien belästigt habe,“ fuhr er, etwas aus der Fassung gebracht, fort.

„Meine Sachen sind höchstens fünf Rubel wert; aber sie sind mir besonders teuer als Andenken an die Personen, von denen ich sie bekommen habe, und ich muß gestehen, als ich davon hörte, bekam ich einen großen Schreck . . .“

„Darum fuhrst du also auch gestern so auf, als ich zu Sosimow sagte, Porfiri nähme die Verpfänder ins Verhör?“ warf Kasumichin mit unverkennbarer Absicht dazwischen.

Das war nicht mehr zu ertragen. Kasolnikow konnte sich nicht beherrschen und bligte ihn mit seinen zornfunkelnden schwarzen Augen böse an. Aber sogleich kam er wieder zur Besinnung.

„Du machst dich wohl über mich lustig, Bruder?“ wandte er sich an ihn mit geschickt gespielter Empfindlichkeit. „Ich gebe zu, daß ich in meiner Besorgnis um diese Sachen, die in deinen Augen nur Schund sind, vielleicht zu weit gehe; aber darum braucht man mich noch nicht für egoistisch oder habgierig zu halten; in meinen Augen sind diese beiden geringwertigen Gegenstände eben durchaus kein Schund. Ich habe dir schon vorhin gesagt,

daß diese silberne Uhr, die allerdings nur einen sehr geringen materiellen Wert hat, das einzige Stück ist, das aus der Hinterlassenschaft meines Vaters übrig ist. Über mich kannst du meinetwegen lachen; aber meine Mutter ist jetzt bei mir angekommen,“ hier wandte er sich auf einmal an Porfiri, „und wenn sie erführe,“ er drehte sich schnell wieder zu Kasumichin und gab sich besondere Mühe, seiner Stimme einen zitternden Klang zu geben, „daß diese Uhr verloren gegangen wäre, so würde sie rein in Verzweiflung sein, kann ich dir sagen! Das ist bei Frauen nun einmal so!“

„Aber nein, nein! So habe ich es ja gar nicht gemeint! Ganz im Gegenteil!“ rief Kasumichin tief gekränkt.

„Habe ich das auch gut gemacht?“ überlegte Kasolnikow ängstlich im stillen. „Kam es auch natürlich heraus? Habe ich auch nicht zu stark aufgetragen? Warum habe ich das von den Frauen gesagt?“

„Ah, Ihre Frau Mutter ist hergekommen?“ erkundigte sich Porfiri Petrowitsch.

„Ja.“

„Wann denn?“

„Gestern abend.“

Porfiri schwieg und schien etwas zu überlegen.

„Verloren gehen konnten Ihre Pfandstücke in keinem Falle,“ fuhr er kühl und ruhig fort. „Ich habe schon lange erwartet, daß Sie zu mir kommen würden.“

Und als hätte er nichts Besonderes gesagt, stellte er bedächtig den Aschbecher vor Kasumichin hin, der die Asche von seiner Zigarette achtlos hatte auf den Teppich fallen lassen. Kasolnikow fuhr zusammen; aber Porfiri schien es nicht zu bemerken, sondern immer noch mit Kasumichins Zigarette seine Sorge zu haben.

„Was? Was? Erwartet hast du ihn? Hast du denn gewußt, daß auch er da etwas versezt hatte?“

Porfiri Petrowitsch wandte sich direkt an Rasfoknikow:

„Ihre beiden Sachen, der Ring und die Uhr, waren bei ihr in ein und dasselbe Stück Papier eingewickelt, und auf dem Papier stand deutlich mit Bleistift geschrieben Ihr Name sowie auch das Datum, wann sie sie von Ihnen erhalten hatte . . .“

„Das ist ja aber eine außerordentliche Achtsamkeit von Ihnen!“ erwiderte Rasfoknikow mit ungeschicktem Lächeln, wobei er sich große Mühe gab, ihm gerade in die Augen zu sehen; ohne genau zu überlegen, fuhr er fort: „Ich meine, weil es sich doch gewiß um sehr viele Verpfänder handelte, so daß es Ihnen schwer werden mußte, alle einzelnen im Gedächtnis zu behalten . . . Aber trotzdem erinnern Sie sich so genau an alle, und . . . und . . .“

„Das war dumm von mir! Sehr schwach! Warum habe ich das nur noch hinzugefügt?“ dachte er.

„Beinahe alle Verpfänder haben sich jetzt schon gemeldet, so daß nur Sie allein noch nicht gekommen waren,“ antwortete Porfiri mit einem kaum bemerkbaren Anflug von Spott.

„Ich war nicht recht gesund.“

„Auch davon habe ich gehört. Ich habe auch gehört, daß Sie aus irgendwelchem Anlaß mit Ihren Nerven in Unordnung gekommen seien. Sehen Sie nicht auch heute etwas blaß aus?“

„Ich bin gar nicht blaß, . . . im Gegenteil, ich bin vollkommen gesund!“ entgegnete mit plötzlich verändertem Tone Rasfoknikow unhöflich und ärgerlich.

Die Wut kochte in ihm, und er konnte ihrer nicht mehr Herr werden.

„In der Wut werde ich unbedacht reden!“ fuhr es ihm wieder durch den Kopf. „Warum martern sie mich denn eigentlich?“



„Nicht recht gesund, sagt er, wäre er gewesen!“ mischte sich Nasumichin ein. „Na, das ist denn aber doch eine Verdrehung! Bis gestern war er ohne Besinnung und phantasierte . . . Denk dir mal, Porfiri, er konnte sich kaum auf den Füßen halten; aber sowie wir, ich und Sofimow, gestern den Rücken gewandt hatten, zog er sich an, lief heimlich fort und trieb sich fast bis Mitternacht umher, und zwar in vollständigem Fieberzustande, sage ich dir; kannst du dir so etwas vorstellen? Ein ganz merkwürdiger Fall!“

„Wirklich in vollständigem Fieberzustande? Sagen Sie mal, ist das möglich?“ rief Porfiri und schüttelte in einer Art, wie man das sonst bei Weibern sieht, den Kopf.

„Ach, dummes Zeug! Glauben Sie doch so etwas nicht! Übrigens glauben Sie es ja sowieso nicht!“ Die letzten Worte ließ sich Nasokolnikow in seiner Wut entschlüpfen.

Jedoch Porfiri Petrowitsch schien diese sonderbare Bemerkung gar nicht gehört zu haben.

„Aber dein Weggehen läßt sich doch überhaupt nur aus deinem Fieberzustande erklären!“ ereiferte sich Nasumichin. „Warum bist du ausgegangen? Zu welchem Zwecke? Und warum gerade heimlich? Hattest du etwa damals deinen gesunden Verstand? Jetzt, wo alle Gefahr geschwunden ist, kann ich ja offen mit dir darüber reden!“

„Ich konnte die beiden gestern schlechterdings nicht mehr ausstehen,“ wandte sich Nasokolnikow an Porfiri und lächelte dabei dreist und herausfordernd, „darum lief ich ihnen davon, um mir eine andre Wohnung zu mieten, damit sie mich nicht auffinden könnten, und nahm eine beträchtliche Geldsumme mit. Herr Sametow hier hat das Geld gesehen. Nun, Herr Sametow, war ich gestern bei Verstande, oder hatte ich Fieber? Entscheiden Sie den Streit!“

Er hätte in diesem Augenblicke Sametow am liebsten erwürgt. Die Art, wie dieser ihn bisher schweigend angesehen hatte, brachte ihn auf.

„Meiner Ansicht nach redeten Sie sehr verständig und sogar schlau; nur waren Sie von einer übermäßigen Reizbarkeit,“ erwiderte Sametow trocken.

„Und heute erzählte mir Nikodim Fomitsch,“ sagte Porfiri Petrowitsch, „er habe Sie gestern zu sehr später Stunde in der Wohnung eines überfahrenen Beamten getroffen . . .“

„Na ja! Also die Geschichte mit diesem Beamten!“ fiel Rasumichin ein. „Hast du dich dabei etwa nicht verrückt benommen? Sein letztes Geld hat er der Witwe zum Begräbnis geschenkt. Wenn du ihr beispringen wolltest, so hättest du ihr fünfzehn, meinetwegen zwanzig Rubel geben sollen; na, und wenn du nur drei Rubel für dich behalten hättest; aber nein, alle fünfundzwanzig hast du ihr hingegeben.“

„Vielleicht habe ich irgendwo einen Schatz gefunden, von dem du nichts weißt, und das war dann der Grund für meine Freigebigkeit gestern . . . Herr Sametow hier weiß, daß ich einen Schatz gefunden habe! . . . Verzeihen Sie nur,“ wandte er sich mit zitternden Lippen an Porfiri, „daß wir Sie mit solchem gleichgültigen Gerede eine halbe Stunde lang belästigen. Sie möchten uns gewiß gern loswerden, nicht wahr?“

„Aber ich bitte Sie, ganz im Gegenteil, ganz — im — Gegenteil! Wenn Sie wüßten, wie lebhaft ich mich für Sie interessiere! Sie zu sehen und reden zu hören, hat für mich einen ganz besonderen Reiz, . . . und ich gestehe, es ist mir eine Freude, daß Sie endlich einmal haben zu mir kommen mögen . . .“

„Na, dann setze uns doch wenigstens Tee vor; die Kehle ist einem ja ganz trocken geworden!“ rief Rasumichin.

„Ein sehr guter Gedanke! Ich hoffe, daß die Herren alle teil-

nehmen. Willst du aber nicht etwas Substantielleres vor dem Tee haben?"

„Damit bleib mir vom Leibe!“

Porfiri Petrowitsch ging hinaus, um Tee zu bestellen.

In Kasolnikows Kopfe wirbelten die Gedanken wild durcheinander. Er war im höchsten Grade gereizt.

„Das Großartigste ist, daß sie nicht einmal heimlich tun und nicht einmal die äußere Form wahren mögen! Was hattest du denn für Anlaß, wenn du mich gar nicht kennst, mit Nikodim Tomitsch über mich zu sprechen? Folglich wollen sie es gar nicht mehr verhehlen, daß sie wie eine Hundemeute hinter mir her sind! Sie speien mir ganz offen ins Gesicht!“ Er zitterte vor Wut. „Nun, so schlägt doch einfach zu und spielt nicht erst lange mit mir wie die Katze mit der Maus! Das ist doch keine Manier, Porfiri Petrowitsch; das werde ich mir denn doch wohl von dir nicht gefallen lassen! Ich stehe auf und schleudere euch allen die volle Wahrheit ins Gesicht; dann könnt ihr sehen, wie ich euch verachte!“ Er atmete nur mühsam. „Wie aber, wenn mir das alles nur so vorkäme? Wenn das lediglich von mir ein Wahngelbilde wäre und ich mich ganz und gar im Irrtum befände, mich nur aus Unerfahrenheit ärgerte und es nicht verstände, meine unwürdige Rolle durchzuführen? Vielleicht steckt gar keine Absicht hinter alledem? Alle ihre Worte klingen ganz gewöhnlich; aber es liegt doch noch etwas Besonderes darin . . . All das kann man in jeder Situation sagen; aber es hat doch einen Beigeschmack. Warum sagte er einfach: ‚bei ihr‘? Warum setzte Sametow hinzu, ich hätte ‚schlau‘ geredet? Warum reden sie in einem solchen Tone? Ja, . . . dieser Ton . . . Kasumichin hat doch auch mit dabei gegessen; warum ist denn dem nichts auffällig erschienen? Diesem harmlosen Tölpel fällt eben nie etwas auf. Ich fiebere wieder ordentlich! . . . Hat mir Porfiri vorhin



zugezwinkert oder nicht? Es ist gewiß Unsinn; wozu hätte er das tun sollen? Wollen sie meine Nerven reizen oder mich händeln? Entweder ist alles ein Wahngewilde, oder sie wissen davon! Sogar Sametow ist frech . . . Ob Sametow wirklich frech ist? Sametow hat die Sache die Nacht über durchdacht. Das habe ich gleich geahnt, daß er das tun würde! Er benimmt sich hier wie zu Hause, und doch ist er zum erstenmal da. Porfiri behandelt ihn gar nicht wie einen Gast, sondern sitzt so, daß er ihm den Rücken zuwendet. Sie haben einander gründlich be-rochen, wie sich Rasumichin ausdrückt! Gewiß hat meine An-gelegenheit dazu den Anlaß gegeben! Sie haben zweifellos, ehe wir kamen, von mir gesprochen! . . . Ob sie wohl von meinem gestrigen Besuche in der Wohnung wissen? Wenn sich nur alles recht schnell abspielte! . . . Als ich sagte, ich wäre gestern weg-gelaufen, um mir eine Wohnung zu mieten, ließ er diese Be-merkung vorbeigehen und knüpfte nicht daran an . . . Was ich da vom Wohnungsuchen gesagt habe, das war ganz geschickt ge-macht: das kann mir später noch zustatten kommen! . . . Im Fieberzustande, wird es dann heißen! . . . Ha=ha=ha! Er weiß über den ganzen gestrigen Abend Bescheid! Nur von der An-kunft meiner Mutter wußte er nichts! . . . Und auch das Datum hat die alte Hexe mit Bleistift daraufgeschrieben! . . . Aber ihr irrt euch, ich ergebe mich nicht! Das sind ja noch keine Tatsachen; das sind nur leere Vermutungen! Nein, liefert mal erst Tat-sachen! Auch mein Besuch in der Wohnung ist keine beweis-kräftige Tatsache; der erklärt sich aus dem Fieberzustande; ich weiß schon, was ich ihnen zu sagen habe . . . Wissen sie das von der Wohnung? Ich gehe nicht fort, ehe ich das nicht erfahren habe! Weshalb bin ich nur hergekommen? Daß ich mich jetzt so ärgere, das könnte möglicherweise als ein tatsächlicher Schuld-beweis dienen! Scheußlich, daß ich so reizbar bin! Vielleicht ist

es aber auch gerade gut; ich spiele ja die Rolle eines Kranken . . . Er tastet an mir herum. Er wird mich noch aus der Fassung bringen. Weshalb bin ich nur hergekommen?"

Alles das fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf.

Porfiri Petrowitsch kam in einem Augenblick wieder zurück. Er schien auf einmal ganz vergnügt geworden zu sein.

„Den gestrigen Abend bei dir spüre ich noch im Kopfe, Bruder, . . . das hat mich völlig kaputt gemacht!“ sagte er in ganz anderm Tone als vorher zu Rasumichin.

„Nun, war es interessant? Ich verließ euch ja gestern gerade bei dem interessantesten Punkte. Wer hat denn gesiegt?“ fragte dieser.

„Selbstverständlich niemand. Wir gerieten auf die uralten Streitfragen und schwebten in den Wolken.“

„Stelle dir mal vor, Rodion, auf was für ein Thema die gestern zu sprechen kamen: gibt es Verbrechen oder nicht? Ich sagte ihnen, sie wären verrückt geworden mit ihrem Debattieren!“

„Was ist dabei Verwunderliches? Das ist ja eine ganz gewöhnliche soziale Streitfrage,“ antwortete Raskolnikow zerstreut.

„Die Frage war nicht in dieser Weise formuliert,“ bemerkte Porfiri.

„Nicht ganz so, das ist richtig,“ bestätigte ihm Rasumichin schnell, der nach seiner Gewohnheit in Eifer und Hitze geriet. „Höre mal zu, Rodion, und sage mir deine Meinung; du tust mir einen Gefallen damit. Ich wollte gestern bei demerede der Kerle aus der Haut fahren und wartete ungeduldig auf dich; ich hatte ihnen gesagt, daß du kommen würdest . . . Zuerst wurde die Ansicht der Sozialisten vorgebracht. Diese Ansicht ist ja bekannt: das Verbrechen ist ein Protest gegen die Abnormität der sozialen Einrichtungen, — basta, weiter nichts; andre Ursachen werden nicht anerkannt, basta! . . .“

„Das stellst du doch ganz falsch dar!“ rief Porfiri Petrowitsch. Er wurde sichtlich lebhafter und lachte fortwährend bei Rasumichins Anblicke, wodurch dieser immer noch mehr in Rage geriet.

„Andre Ursachen werden von den Sozialisten nicht anerkannt!“ unterbrach ihn Rasumichin erregt. „Ich stelle es nicht falsch dar! Ich will dir Bücher zeigen, die sie darüber geschrieben haben; immer heißt es bei ihnen: ‚die Gesellschaft ist daran schuld‘, weiter nichts. Das ist ihr beliebtes Schlagwort! Daraus folgt dann ohne weiteres, daß, wenn es gelingt, die Gesellschaft normal einzurichten, mit dem Wegfall jedes Anlasses zu einem Proteste sofort auch alle Verbrechen verschwinden und alle Menschen im Nu gerecht werden. Aber die Natur wird von den Sozialisten nicht in Betracht gezogen; die wird in diesen Erwägungen ignoriert, die wird nicht als Faktor in die Rechnung eingestellt. Nach Ansicht der Sozialisten verhält es sich nicht so, daß die Menschheit auf historischem, organischem Wege sich weiterentwickelt und schließlich zum Normalzustande gelangt, sondern ein soziales System, das Produkt eines mathematischen Kopfes, wird sofort die ganze Menschheit in Ordnung bringen und sie im Nu gerecht und sündlos machen, schneller als jeder organische Prozeß, ohne jede historische und organische Entwicklung! Daher haben sie auch eine solche instinktive Abneigung gegen die Geschichte; ‚die Geschichte‘, sagen sie, ‚ist ein Gemenge von Schändlichkeiten und Dummheiten‘, und erklären alles nur aus der Dummheit. Darum haben sie auch eine solche Abneigung gegen den organischen Lebensprozeß: eine lebendige Seele können sie in ihrem System nicht brauchen! Eine lebendige Seele verlangt zu leben; eine lebendige Seele fügt sich nicht in einen Mechanismus; eine lebendige Seele ist mißtrauisch; eine lebendige Seele opponiert! Aber den Menschen, der in ihr System paßt, den



kann man aus Kautschuk machen; und wenn er auch einen Kadavergeruch hat, — dafür ist er auch nicht lebendig, dafür ist er auch willenlos, dafür ist er auch sklavisch und rebelliert nicht. Kurz, sie denken an nichts als an die Aufführung der Mauern und die Anordnung der Korridore und Zimmer in ihrer großen kommunistischen Wohn- und Arbeitsanstalt! Die Anstalt ist fertig; aber die menschliche Natur für die Anstalt passend zu machen, damit sind sie noch nicht fertig. Die menschliche Natur will leben; sie hat ihren organischen Entwicklungsprozeß noch nicht abgeschlossen; sie auf den Kirchhof zu bringen, damit ist es noch zu früh! Mit der kahlen Logik kann man sich über die Natur nicht hinwegsetzen! Die Logik sieht vielleicht drei mögliche Arten voraus, wo es ihrer eine Million gibt! Diese ganze Million beiseite zu schieben lediglich mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit beim Aufbau des Systems, das ist allerdings die leichteste Lösung der Aufgabe. Das ist von einer verführerischen Übersichtlichkeit, und das Denken spart man dabei ganz. Und das ist die Hauptsache: man spart dabei das Denken! Das ganze geheimnisvolle Problem des Lebens läßt sich dann auf zwei Druckseiten abtun!"

„Na, nun ist er aber gut in Zug gekommen; jetzt schlägt er gehörig die Trommel! Wenn er nun aufhören soll, muß man ihm die Hände festhalten!“ rief Porfiri lachend. „Stellen Sie sich das nur vor,“ wandte er sich an Raskolnikow, „ebenso ging es gestern abend zu, und immer sechs Stimmen zugleich, und überdies hatte er die Streitenden vorher mit Punsch bewirtet, — können Sie sich davon eine Vorstellung machen? — Nein, Bruder, du irrst dich: ‚die Gesellschaft‘ ist bei den Verbrechen allerdings ein sehr wesentlicher Faktor; das kannst du mir glauben.“

„Das weiß ich selbst, daß sie ein wesentlicher Faktor ist; aber beantworte mir mal diese Frage: wenn ein Mann von vierzig

Fahren ein zehnjähriges Mädchen mißbraucht, hat ihn dann ‚die Gesellschaft‘ dazu gendtigt?“

„Nun, wenn man es genau nimmt, trägt vielleicht auch daran ‚die Gesellschaft‘ mit die Schuld,“ bemerkte Porfiri mit auf-fälligem Ernste. „Ein Verbrechen an einem kleinen Mädchen läßt sich sehr wohl auf ‚die Gesellschaft‘ als Ursache zurückführen.“

Rasumichin wurde ordentlich wütend.

„Na,“ schrie er, „wenn du willst, so werde ich dir sofort be-weisen, daß die weiße Farbe deiner Wimpern einzig und allein davon herkommt, daß der Moskauer Glockenturm Iwan Weliki zweihundertfünfzig Fuß hoch ist, und ich will dir das klar, genau und vollständig nach der Methode der modernen Fortschrittler und Reformer beweisen. Dazu mache ich mich anheischig. Nun, willst du wetten?“

„Ich nehme die Wette an! Wir wollen doch mal hören, wie er das beweisen wird!“

„Ach, er tut ja immer nur so, der Kerl!“ rief Rasumichin, vom Stuhle aufspringend, mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Es lohnt sich gar nicht, mit dir über etwas zu reden! Das ist alles bei ihm Verstellung; du kennst ihn bloß noch nicht, Rodion! Auch gestern nahm er für die Verfechter jener törichtten Ansicht Partei, nur um sie alle zum Narren zu halten. Und was er gestern für Zeug zusammengeredet hat, o Gott, o Gott! Und die hatten ihre helle Freude über ihn! . . . Solche Verstellung ist er imstande vierzehn Tage lang durchzuführen. Im vorigen Jahre — ich weiß nicht, wie er dazu kam, — redete er uns ein, er wolle Mönch werden; zwei Monate lang blieb er bei dieser Behauptung! Vor kurzem wollte er uns weismachen, er würde sich verheiraten; es wäre alles schon zur Hochzeit bereit. Sogar einen neuen Anzug ließ er sich machen. Wir gratulierten ihm schon. Keine Braut, nichts war da; alles Flunkerei!“

„Das ist wieder eine Verdrehung von dir! Den Anzug hatte ich mir schon vorher machen lassen. Ebendieser neue Anzug brachte mich erst auf den Gedanken, euch alle hinters Licht zu führen.“

„Sind Sie wirklich ein solcher Meister in der Kunst, sich zu verstellen?“ fragte Raskolnikow in lässigem Tone.

„Sie glauben es wohl nicht? Warten Sie nur, ich werde Sie auch noch einmal anführen, — ha-ha-ha! Nein, wissen Sie, ich wollte Ihnen noch etwas im Ernste sagen. Wir reden hier über Streitfragen, Verbrechen, Gesellschaft, kleine Mädchen usw.: dabei ist mir jetzt ein Aufsatz von Ihnen eingefallen, der mich übrigens schon immer interessiert hat. ‚Über das Verbrechen‘, oder wie Sie ihn betitelt haben; ich habe die Überschrift vergessen, ich besinne mich nicht darauf. Vor zwei Monaten hatte ich das Vergnügen, ihn in der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst zu lesen.“

„Meinen Aufsatz? In der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst?“ fragte Raskolnikow erstaunt. „Ich habe allerdings vor einem halben Jahre, als ich die Universität verließ, durch die Lektüre eines Buches angeregt, einen solchen Aufsatz geschrieben; aber ich habe ihn damals der Wissenschaftlichen Wochenschrift und nicht der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst eingereicht.“

„Aber erschienen ist er in der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst.“

„Die Wissenschaftliche Wochenschrift ging ein; darum wurde er nicht gedruckt . . .“

„Ganz richtig; aber die Wissenschaftliche Wochenschrift wurde bei ihrem Eingehen mit der Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst verschmolzen, und darum erschien auch Ihr Aufsatz vor zwei Monaten in der letzteren. Haben Sie das nicht gewußt?“

Raskolnikow wußte wirklich nichts davon.

„Aber ich bitte Sie! Sie können doch von der Zeitschrift ein



Honorar für Ihren Aufsatz verlangen! Was sind Sie nur für ein Mensch! Sie leben so zurückgezogen, daß Ihnen nicht einmal Dinge, die Sie direkt angehen, bekannt sind. Was ich Ihnen gesagt habe, ist eine Tatsache!"

"Hurra, Robion! Ich habe auch nichts davon gewußt!" rief Rasumichin. "Ich gehe noch heute in den Lesesaal und lasse mir die Nummer geben! Vor zwei Monaten ist es gewesen? Weißt du das Datum, Porfiri? Nun, das tut nichts; ich werde den Aufsatz schon finden. Das ist ja famos! Und davon sagt er einem nichts!"

"Woher haben Sie denn erfahren, daß der Aufsatz von mir war? Er war doch nur mit einem einzelnen Buchstaben unterzeichnet."

"Das habe ich nur zufällig erfahren, und erst in diesen Tagen. Vom Redakteur; ich bin mit ihm bekannt. . . Der Aufsatz hat mich außerordentlich interessiert."

"Soweit ich mich erinnere, erörterte ich den Seelenzustand des Verbrechers während seiner ganzen Beschäftigung mit dem Verbrechen."

"Tawohl, und Sie behaupten, daß die eigentliche Ausführung des Verbrechens immer von einem Krankheitszustande begleitet sei. Sehr originell, in der Tat; aber. . . was mich interessierte, war eigentlich nicht dieser Teil Ihres Aufsatzes, sondern ein Gedanke, den Sie am Ende Ihres Aufsatzes äußern, aber leider nur andeuten, ohne ihn klar auszuführen. . . Kurz, wenn Sie sich erinnern, es wird dort darauf hingedeutet, daß es auf der Welt Individuen gibt, die allerlei Exzesse und Verbrechen begehen können, . . . das heißt, nicht bloß können, sondern ein Recht dazu haben, und daß für sie die Geseze nicht geschrieben sind."

Rassolnikow lächelte über diese gewaltsame, absichtliche Entstellung seines Gedankens.

„Wie? Was ist das? Ein Recht, Verbrechen zu begehen? Aber doch nicht, weil ‚die Gesellschaft‘ daran schuld wäre?“ erkundigte sich Kasumichin ganz erschrocken.

„Nein, nein, nicht eigentlich deswegen,“ antwortete Porfiri. „Der Kern der Sache ist, daß in Herrn Rasolnikows Aufsätze alle Menschen in gewöhnliche und außerordentliche eingeteilt werden. Die gewöhnlichen sind zum Gehorsam verpflichtet und haben kein Recht, das Gesetz zu überschreiten, eben deswegen, weil sie nur gewöhnliche Menschen sind. Aber die außerordentlichen haben das Recht, oder gar die Pflicht, allerlei Verbrechen zu begehen und in jeder Weise das Gesetz zu übertreten, eben darum, weil sie außerordentliche Menschen sind. So steht es ja wohl in Ihrem Aufsätze, wenn ich nicht irre?“

„Aber wie denn? So kann es doch unmöglich dastehen?“ murmelte Kasumichin verblüfft.

Rasolnikow lächelte wieder. Er hatte gleich von vornherein durchschaut, wie die Sache lag und wohin er gebracht werden sollte; seinen Aufsatz hatte er ganz gut im Gedächtnis. Er beschloß, die Herausforderung anzunehmen.

„Ganz so steht es allerdings nicht in meinem Aufsätze,“ begann er schlicht und bescheiden. „Indessen gebe ich zu, daß Sie den Gedanken annähernd richtig wiedergegeben haben, und wenn Sie das gern hören, sogar vollständig richtig . . .“ (Er tat so, als mache es ihm Vergnügen, zuzugeben, daß die Wiedergabe vollständig richtig sei.) „Der Unterschied ist nur der, daß ich gar nicht behaupte, außerordentliche Menschen müßten und sollten unter allen Umständen allerlei Exzesse begehen, wie Sie sagen. Ich meine sogar, der Druck eines solchen Aufsatzes wäre gar nicht gestattet worden. Sondern ich habe ganz einfach darauf hingedeutet, daß ein außerordentlicher Mensch das Recht habe, . . . das heißt, nicht ein offizielles Recht, sondern sozusagen ein

persönliches Recht, seinem Gewissen die Überschreitung gewisser Hindernisse zu gestatten, aber einzig und allein in dem Falle, wenn die Durchführung seiner Idee (die mitunter vielleicht der gesamten Menschheit Heil und Segen bringt) dies verlangt. Sie äußerten sich dahin, daß mein Aufsatz unklar wäre; ich bin bereit, ihn Ihnen nach Möglichkeit zu erklären. Vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich annehme, daß Ihnen dies erwünscht ist; nun schön! Meine Ansicht ist also folgende: Wenn die Entdeckungen Keplers und Newtons in Folge irgendwelcher Umstände den Menschen schlechterdings nicht anders hätten bekannt werden können als dadurch, daß das Leben von einem, von zehn, von hundert usw. Menschen zum Opfer gebracht wurde, die der Veröffentlichung dieser Entdeckungen störend oder hindernd im Wege standen, so hätte Newton das Recht und sogar die Pflicht gehabt, . . . diese zehn oder hundert Menschen zu beseitigen, um seine Entdeckungen der ganzen Menschheit bekannt zu machen. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß Newton das Recht gehabt hätte, jeden beliebigen Menschen, der ihm gerade in den Weg kam, totzuschlagen oder jeden Tag auf dem Markte zu stehlen. Ferner entwickelte ich, meiner Erinnerung nach, in meinem Aufsatze den Gedanken, daß alle . . . nun, sagen wir zum Beispiel alle Gesetzgeber und Führer der Menschheit, von den ältesten angefangen, und dann weiter Lykurg, Solon, Mohammed, Napoleon und so fort —, daß diese alle, ohne Ausnahme, Verbrecher waren, schon allein deswegen, weil sie durch die neuen Gesetze, die sie gaben, die alten, von den Vätern übernommenen und von der Gesellschaft für heilig erachteten Gesetze verletzten und natürlich auch vor Blutvergießen nicht zurückschraken, wenn allein dieses Blutvergießen (und es handelte sich dabei oft um ganz unschuldiges Blut, das heldenmütig bei der Verteidigung der alten Gesetze vergossen wurde) ihnen zur Durch-



führung ihrer Absichten helfen konnte. Es ist sogar beachtenswert, daß die allermeisten dieser Wohltäter und Führer der Menschheit skrupellos Ströme von Menschenblut vergossen haben. Kurz, ich kam zu dem Ergebnis, daß nicht nur die eigentlich großen Männer, sondern auch diejenigen, die nur einigermaßen fähig sind, neue Bahnen einzuschlagen, das heißt, die nur einigermaßen imstande sind, etwas Neues zu sagen, daß diese alle zufolge ihrer Natur Verbrecher sein müssen, — selbstverständlich mehr oder weniger. Sonst würde es ihnen schwer werden, aus den alten Bahnen herauszukommen; und andererseits, in den alten Bahnen zu verharren, damit können sie sich auch nicht bescheiden, wiederum zufolge ihrer Natur, und meiner Ansicht nach dürfen sie sich sogar nicht einmal damit bescheiden. Kurz, Sie sehen, daß bis dahin in meinen Ausführungen nichts besonders Neues liegt. Das alles ist schon tausendmal gedruckt und gelesen worden. Was meine Einteilung der Menschen in gewöhnliche und außerordentliche anlangt, so gebe ich zu, daß sie einigermaßen willkürlich ist; aber ich stelle ja auch keine bestimmten Zahlen auf. Wert lege ich nur auf meinen Hauptgedanken, und dessen Inhalt ist eben der, daß die Menschen nach einem Naturgesetze sich tatsächlich in zwei Klassen scheiden: in eine niedrige, die der gewöhnlichen Menschen, das heißt sozusagen das Material, das lediglich zur Fortpflanzung der Menschheit dient, und in eigentliche Menschen, das heißt solche, die die Gabe oder das Talent besitzen, in ihrem Wirkungskreise ein neues Wort auszusprechen. Unterabteilungen gibt es hier natürlich unzählige; aber die unterscheidenden Merkmale der beiden Klassen sind doch recht scharf ausgeprägt: die erste Klasse, also das Material, um einen zusammenfassenden Ausdruck zu gebrauchen, bilden diejenigen Menschen, die ihrer Natur nach konservativ und wohlgesittet sind, in ruhigem Gehorsam dahinleben und mit Ver-

gnügen gehorsam sind. Meiner Ansicht nach haben diese auch die Pflicht, gehorsam zu sein, weil das ihre Bestimmung ist, und darin liegt für sie durchaus nichts Erniedrigendes. Die Zugehörigen der zweiten Klasse dagegen übertreten sämtlich das Gesetz; sie sind Zerstörer oder neigen wenigstens zur Zerstörung, je nach dem Maße ihrer Fähigkeiten. Die Verbrechen dieser Menschen sind selbstverständlich nach Grad und Art sehr verschieden; größtenteils verlangen sie, in sehr mannigfaltigen Erscheinungsformen, die Zerstörung des Bestehenden zum Zwecke der Erreichung von etwas Besserem. Sollte aber ein solcher Mensch im Interesse seiner Idee es als nötig erkennen, selbst über Leichen und durch Blut vorwärtszuschreiten, so kann er nach meiner Ansicht sich innerlich, in seinem Gewissen, selbst die Erlaubnis erteilen, auch durch Blut dahinzuschreiten, jedoch nur in dem Umfange, wie es zur Verwirklichung der Idee erforderlich ist, — wohl zu merken. Nur in diesem Sinne rede ich in meinem Aufsatze von einem Rechte dieser Menschen, Verbrechen zu begehen (Sie erinnern sich, daß wir von einer juristischen Frage ausgingen). Übrigens ist kein Anlaß, sich über diese ganze Sache besonders aufzuregen; die große Masse erkennt dieses Recht der außerordentlichen Menschen fast niemals an, sondern köpft und hängt sie (mehr oder weniger) und erfüllt dadurch in durchaus rechtmäßiger Weise ihre konservative Bestimmung; nur ist der weitere Verlauf oft der, daß in den nachfolgenden Generationen ebendiese große Masse die Hingerichteten auf Piedestale stellt und feiert (auch hier setze ich hinzu: mehr oder weniger). Die erste Klasse ist stets die Beherrscherin der Gegenwart, die zweite die der Zukunft. Die ersten erhalten die Welt und vermehren sie numerisch; die andern bewegen die Welt und führen sie zum Ziele. Die einen und die andern haben eine völlig gleiche Existenzberechtigung. Kurz, nach meiner Ansicht haben alle ein

gleich wohlbegründetes Recht; und nun: *vive la guerre éternelle!* Natürlich, bis das neue Jerusalem kommt!"

"Also glauben Sie doch, daß das neue Jerusalem einmal kommen wird?"

"Das glaube ich," antwortete Raskolnikow fest. Er blickte bei diesen Worten, wie schon während seiner ganzen langen Darlegung, zu Boden, wo er sich einen Punkt auf dem Teppich ausgesucht hatte.

"Und . . . und . . . und glauben Sie an Gott? Verzeihen Sie meine dreiste Frage!"

"Ich glaube an ihn," erwiderte Raskolnikow; dabei blickte er auf und sah Porfiri an.

"Und . . . und glauben Sie an die Auferstehung des Lazarus?"

"I—ja. Wozu diese Fragen?"

"Glauben Sie daran im buchstäblichen Sinne?"

"Allerdings."

"So, wirklich! . . . Nun, ich fragte nur so aus neugierigem Interesse; entschuldigen Sie. Aber wenn ich auf unser voriges Thema zurückkommen darf, gestatten Sie einen Einwand: die außerordentlichen Menschen werden doch nicht immer hingerichtet; manche haben doch auch ein ganz entgegengesetztes Los."

"Sie meinen: sie triumphieren noch bei Lebzeiten? O ja, manche erreichen das noch bei Lebzeiten, und dann . . ."

"Dann fangen sie selbst an, hinzurichten?"

"Wenn es nötig ist, ja; und, wissen Sie, das ist eigentlich meist der Fall. Ihre Bemerkung war sehr scharfsinnig."

"Danke. Aber nun, bitte, sagen Sie mir noch eins: woran soll man diese außerordentlichen Menschen von den gewöhnlichen unterscheiden? Gibt es vielleicht schon bei der Geburt derartige Merkmale? Ich werfe diese Frage deshalb auf, weil hier doch möglichst große Klarheit, sozusagen eine mehr äußerliche Be-



stimmmbarkeit erforderlich wäre; entschuldigen Sie bei mir eine Besorgnis, die mir als einem im praktischen Leben stehenden, ordnungsliebenden Manne naheliegt; aber könnte man da nicht zum Beispiel eine besondere Kleidung einführen, oder daß sie irgendein Abzeichen trügen, etwa einen Stempel oder so etwas? Denn Sie werden selbst zugeben müssen, wenn es da zu Konfusion kommen sollte und einer aus der einen Klasse sich einbildete zur andern Klasse zu gehören und nun anfinge, „alle Hindernisse zu beseitigen“, wie Sie sich sehr treffend ausdrückten, dann würde doch . . .“

„O, das kommt sehr häufig vor. Diese Ihre Bemerkung ist sogar noch scharfsinniger als die vorige.“

„Danke.“

„Keine Ursache! Aber bedenken Sie, daß ein derartiger Irrtum nur von seiten der ersten Klasse möglich ist, das heißt, von seiten der gewöhnlichen Menschen, wie ich sie mit einem vielleicht sehr wenig glücklich gewählten Ausdrucke genannt habe. Trotz der ihnen angeborenen Neigung zum Gehorsam, lieben (vermöge einer lebhaften Phantasie, wie sie selbst den Rügen nicht versagt ist) es dennoch sehr viele von ihnen, sich für Bahnbrecher und Zerstörer zu halten und sich auf neue Ideen zu kaprizieren, und zwar durchaus in gutem Glauben. Und diejenigen, die wirklich neue Werte schaffen, werden von ihnen dabei oft gar nicht beachtet und sogar als rückständig und niedrigdenkend geringgeschätzt. Aber eine erhebliche Gefahr kann meines Erachtens dadurch nicht hervorgerufen werden, und Sie haben wirklich keinen Anlaß zu Besorgnis; denn besonders weit geht diese Sorte von Menschen in ihren Erzessen niemals. Für ihr verblendetes Handeln könnte man ihnen ja manchmal die Rute geben, damit sie nicht vergessen, an welchen Platz sie gehören; aber auch nicht mehr. Auch bedarf es dabei gar nicht einmal

XIX. 20.

eines Vollstreckers der Strafe; sie werden sich schon selbst die Rute applizieren, weil sie sehr moralisch sind: manche erweisen einander wechselseitig diesen Dienst, andere besorgen es bei sich eigenhändig . . . Sie legen sich dabei allerlei öffentliche Bußen auf, — das macht sich sehr hübsch und erbaulich; kurz, Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen . . . Dafür ist das Gesetz da.“

„Nun, wenigstens in dieser Hinsicht haben Sie mich einigermaßen beruhigt; aber da ist noch ein anderer heikler Punkt: bitte, sagen Sie doch, gibt es viel solche Leute, die das Recht haben, andere zu morden, also solche ‚Außerordentlichen‘? Ich bin natürlich durchaus bereit, mich denen zu beugen; aber Sie müssen selbst zugeben, es wäre doch eine ängstliche Geschichte, wenn ihrer gar zu viele wären; nicht wahr?“

„O, auch darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen,“ fuhr Raskolnikow in demselben Tone fort. „Menschen mit neuen Ideen, ja selbst Menschen, die auch nur einigermaßen fähig sind, etwas Neues zu sagen, werden überhaupt in außerordentlich geringer Anzahl geboren; es ist sogar geradezu merkwürdig, wie spärlich sie sind. Nur das eine ist klar: die Ordnung, in welcher die Menschen aller dieser Klassen und Unterabteilungen geboren werden, ist gewiß in bestimmter, genauer Weise durch ein Naturgesetz geregelt. Dieses Gesetz ist uns selbstverständlich zurzeit unbekannt; aber ich glaube, daß es existiert und in der Folgezeit auch zu unserer Kenntnis gelangen kann. Das gewaltige Gros der Menschen, das Material, existiert in der Welt nur zu dem Zwecke, um schließlich durch eine Art von Anstrengung, durch einen bis jetzt noch geheimnisvollen Vorgang, vermittels irgendwelcher Kreuzung der Familien und Arten ein bestimmtes Resultat zu erzielen, nämlich einen einzigen, auch nur leidlich selbstständig denkenden Menschen, sagen wir auf tausend einen, hervorzubringen. Mit größerer Selbständigkeit wird vielleicht einer

auf zehntausend geboren (die Zahlen gebe ich nur beispielsweise, zur Veranschaulichung). Mit noch größerer einer auf hunderttausend. Von genialen Menschen kommt einer auf Millionen, und von den ganz großen Genies, die zur Vervollkommnung des Menschengeschlechtes beitragen, vielleicht eines auf viele tausend Millionen Menschen. Kurz, in die Retorte, in der sich dieser ganze Prozeß vollzieht, habe ich nicht hineingeschaut. Aber ein bestimmtes Gesetz existiert sicher und muß existieren; bloßer Zufall kann da nicht vorliegen.“

„Sagt mal, macht ihr beide nur Spaß?“ rief Rasumichin endlich. „Wollt ihr euch wechselseitig zum besten haben, oder wie ist das? Sitzen die beiden Menschen da und machen sich einer über den andern lustig! Oder hast du im Ernst geredet, Rodion?“

Rasolnikow erhob sein bleiches, beinahe trauriges Gesicht und sah ihn an, ohne zu antworten. Und einen merkwürdigen Eindruck machte auf Rasumichin im Gegensatz zu diesem stillen, traurigen Gesichte der unverhohlene, dreiste, verletzende Spott auf dem Gesichte Porfiris.

„Nun, Bruder, wenn du wirklich im Ernste geredet hast, so . . . Du hast natürlich ganz recht, wenn du sagst, daß das nicht neu sei und daß wir es ähnlich schon tausendmal gelesen und gehört hätten; aber was tatsächlich an alledem originell und, zu meinem Schrecken, dein ausschließliches geistiges Eigentum ist, das ist die Erlaubnis, die du den Menschen erteilst, nach ihrem Gewissen Blut zu vergießen; und das tust du sogar mit einem wahren Fanatismus, nimm's nicht übel! . . . Das ist also wohl auch der Hauptgedanke deines Aufsatzes. Diese, diese Erlaubnis, nach eigenem Gewissen Blut zu vergießen, die . . . die ist nach meiner Meinung schrecklicher, als es eine offizielle, gesetzliche Erlaubnis, Blut zu vergießen, sein würde . . .“

„Durchaus richtig, diese ist schrecklicher,“ stimmte ihm Porfiri bei.



„Nein, da hast du dich von deinem Eifer hinreißen lassen! Da liegt ein Irrtum vor. Ich will deinen Aufsatz durchlesen . . . Du hast dich hinreißen lassen! So kannst du ja gar nicht denken . . . Ich werde es lesen.“

„In meinem Aufsatz steht das alles nicht; da sind nur Andeutungen gegeben,“ erwiderte Rasfoknikow.

„Sawohl, jawohl,“ sagte Porfiri und rüdte erregt auf seinem Stuhle hin und her, „jezt ist es mir ziemlich klar geworden, wie Sie das Verbrechen ansehen; aber . . . entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit (ich belästige Sie gar zu sehr; ich schäme mich selbst), — sehen Sie mal: Sie haben mich vorhin recht beruhigt in bezug auf Fälle irrtümlicher Vermengung der beiden Klassen; aber . . . es beunruhigen mich dabei immer noch allerlei in der Praxis mögliche Fälle! Wenn nun ein Mann oder ein Jüngling sich einbildet, er sei ein Lykurg oder ein Mohammed — in spe natürlich, — und nun munter beginnt, alle Hindernisse zu beseitigen . . . Er sagt sich, der Weg zum Ziele sei lang, und zur Zurücklegung dieses Weges brauche er Geld, . . . und nun fängt er an, sich das Geld zu diesem Wege zu beschaffen, . . . Sie verstehen?“

Sametow prustete in seiner Ecke plöblich vor Lachen los. Rasfoknikow wandte die Augen gar nicht zu ihm hin.

„Ich muß zugeben,“ antwortete er ruhig, „daß solche Fälle nicht ausbleiben können. Dumme, eitle Menschen sind dieser Versuchung besonders ausgesetzt, namentlich die Jugend.“

„Sehen Sie wohl! Nun, und was dann?“

„Dann hat es auch noch nicht viel zu sagen,“ antwortete Rasfoknikow lächelnd, „ich bin doch jedenfalls nicht daran schuld. Es ist nun einmal so und wird nie anders werden. Der hier“ (er wies auf Rasumichin) „sagte eben, ich gäbe die Erlaubnis zum Blutvergießen. Nun, was macht das? Die Gesellschaft hat sich

doch durch Verschickung nach Sibirien, durch Gefängnisse, Untersuchungskommissare und Zuchthäuser genug und übergenug gesichert; wozu sich da also beunruhigen? Mag man den Verbrecher suchen!"

„Und wenn wir ihn finden?"

„Dann mag er bestraft werden."

„Sie denken außerordentlich logisch. Und wie steht es mit seinem Gewissen?"

„Was kümmert Sie sein Gewissen?"

„Nun, ich frage nur so; aus Humanität."

„Wer ein Gewissen hat, der möge leiden, wenn er zur Erkenntnis seines Irrtums kommt. Auch das ist eine Strafe für ihn, die noch zur Zuchthausstrafe hinzukommt."

„Nun, und die wirklich Genialen," fragte Rasumichin mit finsterner Miene, „also die, denen das Recht zu morden gegeben ist, die sollen gar nicht leiden, auch nicht für vergossenes Blut?"

„Was soll hier der Ausdruck ‚sollen‘? Es handelt sich hier weder um eine Erlaubnis noch um ein Verbot. Mag ein solcher leiden, wenn ihm sein Opfer leid tut. Wo eine umfassende Erkenntnis und ein tief empfindendes Herz vorhanden sind, da bleiben auch Leid und Schmerz nicht aus. Die wahrhaft großen Menschen müssen, wie ich glaube, auf der Welt eine große Traurigkeit empfinden," fügte er in trübem Nachdenken hinzu, gar nicht im Gesprächstone.

Er blickte auf, sah alle in schwermütigem Sinnen an, lächelte und griff nach seiner Mütze. Er war gar zu ernst geworden im Vergleich mit der Lustigkeit bei seinem Eintritte, und er fühlte das. Alle standen auf.

„Na, mögen Sie nun auf mich schimpfen oder nicht, auf mich wütend werden oder nicht, ich kann nicht umhin, noch ein Wort hinzuzufügen," sagte Porfiri Petrowitsch zum Schluß. „Ge-

statten Sie mir nur noch eine kleine Frage (ich mache mir Vorwürfe, Sie so zu belästigen); nur einen einzigen kleinen Einfall möchte ich aussprechen, nur um ihn nicht zu vergessen . . ."

„Schön, sagen Sie Ihren kleinen Einfall!“ erwiderte Rasolnikow, der ernst und blaß vor ihm stand und wartete.

„Ich meine so: . . . Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich mich am passendsten ausdrücken soll . . . Der Einfall ist zu komisch, . . . aus dem Gebiete der Psychologie . . . Ich meine so: als Sie Ihren Aufsatz schrieben, da haben Sie selbst sich doch notwendigerweise, he-he-he, wenigstens ein ganz klein bißchen auch für einen außerordentlichen Menschen gehalten, der ‚etwas Neues sprechen‘ könne, in dem Sinne, wie Sie diesen Ausdruck gebrauchen . . . Ist's nicht so?“

„Sehr möglich!“ erwiderte Rasolnikow in geringschätzigem Tone. Kasumichin machte eine Bewegung.

„Wenn nun dem so ist, hätten Sie sich wirklich selbst entschlossen, na, in einer bestimmten Lage, angesichts irgendwelcher Schicksalsschläge und Bedrängnisse oder auch zur Beförderung des Wohles der ganzen Menschheit, — hätten Sie sich entschlossen, über ein Hindernis hinwegzuschreiten? . . . Nun, zum Beispiel, zu mordeten und zu rauben?“

Wieder machte es den Eindruck, als zwinkere er ihm mit dem linken Auge zu und lache lautlos, — genau wie eine Weile vorher.

„Wenn ich wirklich über ein Hindernis hinwegschritte, so würde ich es Ihnen natürlich nicht sagen,“ antwortete Rasolnikow mit herausfordernder, hochmütiger Verachtung.

„Nicht doch, ich frage ja doch nur aus ganz harmlosem Interesse, eigentlich nur, um Ihren Aufsatz besser verstehen zu können, vom rein literarischen Gesichtspunkte aus.“

„Pfui, wie unverhohlen und unverschämt er redet!“ dachte Rasolnikow mit Ekel.



„Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken,“ entgegnete er trocken, „daß ich mich nicht für einen Mohammed oder Napoleon halte und überhaupt für keinen Menschen von solcher Art; da ich also ein derartiger Mensch nicht bin, so kann ich Ihnen auch keine befriedigende Auskunft darüber geben, wie ich handeln würde.“

„Na, na, das lassen Sie man gut sein; wer hält sich jetzt bei uns in Rußland nicht für einen Napoleon?“ erwiderte Porfiri auf einmal in außerordentlich familiärer Redeweise. Sogar im Tone seiner Stimme lag diesmal etwas besonders Deutliches.

„Wenn nur nicht auch so ein künftiger Napoleon unsere Aljona Iwanowna in der vorigen Woche mit dem Beile totgeschlagen hat!“ plägte der im Winkel sitzende Sametow heraus.

Raskolnikow schwieg und blickte Porfiri unverwandt und fest an. Rasumichin machte ein ingrimmiges, finsternes Gesicht; schon vorher war ihm einzelnes seltsam vorgekommen; er blickte zornig um sich. Eine Minute verging unter düsterem Schweigen. Raskolnikow wandte sich um, um fortzugehen.

„Wollen Sie schon gehen?“ sagte Porfiri freundlich und streckte ihm überaus liebenswürdig die Hand hin. „Es ist mir sehr, sehr angenehm gewesen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Und was Ihr Besuch anlangt, so seien Sie ganz unbesorgt. Schreiben Sie es nur so, wie ich Ihnen sagte. Das beste wäre, wenn Sie selbst einmal zu mir auf mein Bureau kämen, . . . wenn es sich so macht, in diesen Tagen, . . . meinetwegen morgen. Ich bin so um elf Uhr bestimmt da. Dann wollen wir alles in Ordnung bringen . . . und uns ein bißchen unterhalten . . . Sie, als einer der letzten, die am Tatorte gewesen sind, könnten uns auch vielleicht irgendwelche Mitteilung machen . . .“, fügte er mit der gutmütigsten Miene hinzu.

„Sie wollen mich amtlich, mit allen Formalitäten, vernehmen?“ fragte Raskolnikow scharf.

„Wo zu? Vorläufig ist das durchaus nicht erforderlich. Sie haben mich mißverstanden. Sehen Sie, ich möchte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, . . . und ich habe schon mit allen andern Verpfändern gesprochen, . . . mit einigen habe ich auch ein Zeugenverhör angestellt, . . . und Sie, als der letzte . . . Ja, halt einmal!“ rief er, als freue er sich über einen Gedanken, der ihm gekommen sei. „Da fällt mir ein, . . . wie hatte ich es nur vergessen können! . . .“, wandte er sich an Kasumichin. „Du hast mir doch damals von diesem Nikolai die Ohren vollgeredet, . . . na, ich weiß ja selbst, weiß ja selbst,“ wandte er sich zu Kasolnikow, „daß der Bursche unschuldig ist; aber was sollte ich tun? Und auch den Dmitri habe ich belästigen müssen . . . Also die Sache ist die, um mich kurz zu fassen: als Sie damals auf der Treppe vorbeikamen, . . . erlauben Sie, Sie waren doch zwischen sieben und acht Uhr dort?“

„Sawohl!“ antwortete Kasolnikow und sagte sich in demselben Augenblicke mit einem unbehaglichen Gefühle, daß er diese Antwort nicht hätte zu geben brauchen.

„Also, als Sie zwischen sieben und acht Uhr auf der Treppe vorbeikamen, haben Sie da nicht im zweiten Stockwerk, in einer offenstehenden Wohnung — erinnern Sie sich? — zwei Gefellen oder wenigstens einen von ihnen gesehen? Sie waren da mit Anstreichen beschäftigt; haben Sie sie nicht bemerkt? Das ist für die beiden Leute sehr, sehr wichtig! . . .“

„Anstreicher? Nein, ich habe keine gesehen, . . .“, antwortete Kasolnikow langsam, als ob er in seinen Erinnerungen herumsuche; gleichzeitig spannte er, fast erliegend unter der Qual, seine ganze Geisteskraft an, um möglichst schnell zu erkennen, worin eigentlich die Falle bestand, und um ja nichts zu übersehen. „Nein, ich habe keine Gefellen gesehen, und eine solche offenstehende Wohnung habe ich auch nicht bemerkt . . . Aber ich er-

innere mich, daß im vierten Stockwerk" (er hatte die Falle jetzt vollständig erkannt und triumphierte) „ein Beamter aus seiner Wohnung auszog . . . gegenüber von Aljona Iwanownas Wohnung, . . . daran erinnere ich mich, . . . daran erinnere ich mich ganz deutlich; . . . Soldaten trugen ein Sofa hinaus und drückten mich dabei gegen die Wand; . . . aber Anstreicher, nein, ich kann mich nicht erinnern, daß Anstreicher dagewesen wären, . . . und eine offenstehende Wohnung war wohl auch nirgends vorhanden. Nein, nirgends . . .“

„Aber was redest du denn eigentlich, Porfiri!“ rief Rasumichin, der sich nun auch besonnen und die Sache überlegt hatte. „Die Anstreicher haben ja doch am Tage des Mordes dort gearbeitet, und er war zwei Tage vorher da! Wie kannst du nur so fragen?“

„Donner ja! Das habe ich verwechselt!“ rief Porfiri und schlug sich vor die Stirn. „Hols der Teufel, diese Geschichte macht mich noch ganz kopfverdreht!“ mit diesen Worten wandte er sich, wie um Entschuldigung bittend, an Raskolnikow. „Es ist für uns von größter Wichtigkeit, zu erfahren, ob jemand die beiden Leute zwischen sieben und acht Uhr in der Wohnung gesehen hat, und da bildete ich mir jetzt eben ein, Sie könnten uns vielleicht Auskunft geben . . . Ich habe es rein verwechselt!“

„Man muß eben seine Gedanken mehr zusammennehmen,“ bemerkte Rasumichin ingrimig.

Diese letzten Worte wurden schon im Vorzimmer gesprochen. Porfiri Petrowitsch begleitete sie außerordentlich liebenswürdig bis an die Tür. Beide traten finster und mürrisch auf die Straße hinaus und sagten während der ersten Schritte kein Wort. Raskolnikow holte aus tiefster Brust Atem.



## VI

„Ich glaube es nicht! Das kann ich nicht glauben!“ rief der bestürzte Kasumichin einmal über das andere und bemühte sich mit größter Energie, Kasolnikows Argumente zu widerlegen.

Sie näherten sich bereits dem Hotel garni von Wakalejew, wo Pulcheria Alexandrowna und Awdotja sie schon lange erwarteten. Kasumichin blieb im Eifer des Gesprächs unterwegs alle Augenblicke stehen; er war schon allein dadurch verwirrt und erregt, daß sie zum ersten Male „darüber“ unverblümt gesprochen hatten.

„Nun, dann glaube es nicht!“ antwortete Kasolnikow mit kaltem, lässigem Lächeln. „Du hast, wie das deine Art ist, nichts gemerkt; aber ich habe jedes Wort auf die Waagschale gelegt.“

„Du bist argwöhnisch; darum hast du das getan . . . hm . . . allerdings, das muß ich zugeben, Porfiris Ton war recht seltsam; und nun besonders dieser Schuft, der Sametow! . . . Du hast recht, er hatte irgend etwas; aber warum, warum?“

„Er ist über Nacht zu einer andern Ansicht gekommen.“

„Aber es ist doch nicht möglich, nicht möglich! Wenn sie diesen hirnlosen Gedanken wirklich hätten, so würden sie sich aus aller Kraft bemühen, ihn zu verbergen und ihre Karten verdeckt zu halten, um dich nachher um so leichter zu fangen . . . Aber so wie jetzt, — das wäre ja frech und unvorsichtig!“

„Wenn sie Tatsachen hätten, ich meine wirkliche Tatsachen, oder auch nur einigermaßen ins Gewicht fallende Verdachtsgründe, dann würden sie allerdings ihr Spiel zu verbergen suchen, in der Hoffnung, noch mehr zu gewinnen (übrigens hätten sie dann auch schon längst Hausfuchung bei mir gehalten). Aber sie haben keine Tatsachen, keine einzige; alles ist Hirngespinnst, alles läßt eine doppelte Deutung zu, die ganze Idee schwebt in der Luft, — darum versuchen sie eine Überrumpelung durch Un-

verschämtheit. Vielleicht ist er auch selbst wütend darüber, daß er keine Tatsachen hat, und hat sich von seinem Ärger hinreißen lassen. Vielleicht aber hatte er dabei irgendwelche Absicht . . . Er scheint ein kluger Mann zu sein . . . Vielleicht wollte er mich damit erschrecken, daß er zeigte, er wisse etwas. Da liegen eigenartige psychologische Fragen vor, Bruder . . . Übrigens ist es ekelhaft, dies alles zu erörtern. Wir wollen davon aufhören!“

„Ekelhaft, ja, und auch beleidigend, geradezu beleidigend! Ich kann es dir nachfühlen! Aber . . . da wir nun doch einmal jetzt mit klaren Worten darüber reden (und es ist gut, daß wir das endlich tun; ich freue mich darüber), so will ich dir nun offen bekennen, daß ich schon lange diesen Gedanken bei ihnen gespürt habe, diese ganze Zeit her, selbstverständlich nur wie etwas kaum Wahrnehmbares, am Boden Hinschleichendes. Aber wie können sie, auch nur in dieser Form, so etwas denken? Wie können sie sich erdreisten? Wie in aller Welt sind sie auf eine solche Vorstellung gekommen? Wenn du wüßtest, wie wütend ich war! Wie? Deswegen, weil ein armer Student, durch Armut und Hypochondrie mürbe geworden, unmittelbar vor dem Ausbruch einer schweren Krankheit mit Fieberphantasien stehend, einer Krankheit, die (wohl zu beachten!) vielleicht innerlich bereits begonnen hat, ein argwöhnischer, ehrliebender Mensch, der sich seines eigenen Wertes bewußt ist und der sechs Monate lang in seinem einsamen Winkel keinen Menschen gesehen hat, — seine Kleider sind zerlumpt, seine Stiefel haben keine Sohlen; er steht vor allerlei Polizisten da und muß sich ihre Schimpferei gefallen lassen; dazu soll er noch eine Schuld, an die er mit keinem Gedanken mehr gedacht hat, bezahlen, einen verfallenen Schuldschein dieses Hofrats Tschubarow; ferner der üble Geruch der Farbe, dreißig Grad Reaumur, die eingeschlossene, beklommene Luft, ein Hausen Menschen, die Erzählung von der Er-

mordung einer Person, bei der er noch kurz vorher gewesen war, und all das bei hungrigem Magen! Ja, wie soll einer dabei nicht in Ohnmacht fallen! Wie kann man darauf, darauf allein einen solchen Verdacht gründen! Donnerwetter! Ich verstehe, daß man sich darüber ärgern kann; aber an deiner Stelle, Rodion, würde ich ihnen allen ins Gesicht lachen, oder noch besser: ihnen allen in die Visage spucken, aber kräftig, und dann würde ich noch nach allen Seiten ein paar Duzend Ohrfeigen austheilen, mit Verstand, wie man Ohrfeigen stets verabreichen muß, und damit wäre die Sache erledigt. Scher dich nicht drum! Kopf in die Höhe! Es ist eine Schande!"

„Das hat er aber wirklich vorzüglich auseinandergesetzt!“ dachte Raskolnikow.

„Ich soll mich nicht darum scheren, sagst du? Und morgen ist wieder ein Verhör!“ erwiderte er mit Bitterkeit. „Soll ich mich denn diesen Menschen gegenüber auf Erklärungen einlassen? Ich ärgere mich schon darüber, daß ich mich gestern in dem Restaurant mit Sametow gemein gemacht habe . . .“

„Hols der Teufel! Ich will selbst zu Porfiri hingehen und meinen lieben Verwandten mal energisch vornehmen. Er soll seinen Hirnkasten vor mir völlig ausräumen! Und diesen Sametow . . .“

„Endlich verfällt er auf den Richtigen!“ dachte Raskolnikow.

„Halt!“ rief Rasumichin plötzlich und packte ihn an der Schulter. „Halt! Da hast du dich geirrt! Ich habe es mir überlegt: du hast dich geirrt! Wie kann denn das eine Falle gewesen sein? Du sagst, die Frage nach den Gesellen wäre eine Falle gewesen? Denk doch nur nach: wenn du die Tat begangen hättest, würdest du dich dann verraten und sagen, du hättest die Gesellen gesehen, und daß die Wohnung gemalt wurde? Im Gegenteil: du würdest behaupten, nichts gesehen zu haben, auch wenn du etwas



gesehen hättest. Wer wird sich denn durch Geständnisse selbst beschuldigen?"

„Hätte ich die Tat begangen, so würde ich unbedingt sagen, daß ich die Gesellen und die Wohnung gesehen hätte,“ antwortete Raszkolnikow nur ungerne und mit sichtlichem Widerwillen.

„Aber warum würdest du denn gegen dich selbst aussagen?"

„Weil nur Plebejer oder ganz unerfahrene Neulinge beim Verhör alles der Reihe nach schlankweg in Abrede stellen. Wer nur einigermaßen geistige Bildung und Erfahrung besitzt, der ist unbedingt nach Möglichkeit darauf bedacht, alle äußerlichen Tatsachen, die er nicht aus der Welt schaffen kann, zuzugeben; nur erfindet er dafür andere Ursachen, er bringt eine selbsterfönnene, besondere, überraschende Nuance hinein, die ihnen eine völlig andere Bedeutung verleiht und sie in eine ganz andere Beleuchtung rückt. Porfiri konnte darauf rechnen, daß ich, zum Zwecke größerer Glaubhaftigkeit, jedenfalls in dieser Weise antworten und jedenfalls sagen würde, ich hätte sie gesehen, und daß ich dabei irgend etwas zur Erklärung hinzufügen würde . . .“

„Dann hätte er dir allerdings sofort gesagt, daß zwei Tage vor der Tat keine Gesellen dagewesen sein könnten und daß du folglich gerade am Tage des Mordes zwischen sieben und acht Uhr dagewesen sein müßtest. So hätte er dich mittels dieser Kleinigkeit überrumpelt.“

„Er rechnete auch darauf, daß ich es mir in der Geschwindigkeit nicht würde überlegen können und mich gerade um der größeren Glaubwürdigkeit willen beeilen würde zu antworten und dabei vergessen würde, daß zwei Tage vor der Tat die Gesellen nicht da sein konnten.“

„Aber wie könnte man denn so etwas vergessen?"

„Das ist sehr leicht möglich! Gerade mittels solcher ganz geringfügigen Dinge lassen sich auch schlaue Leute am leichtesten über-

rumpeln. Je schlauer jemand ist, um so weniger argwöhnt er, daß man ihn mit einem so einfachen Mittel fangen werde. Dem schlauesten Menschen muß man gerade mit dem einfachsten Mittel zu Leibe gehen. Porfiri ist gar nicht so dumm, wie du denkst . . ."

„Ein Schuft ist er, wenn er sich so benommen hat.“

Unwillkürlich mußte Raskolnikow lachen. Aber gleichzeitig erschien es ihm merkwürdig, mit welcher Lebhaftigkeit und mit welchem Eifer er diese letzte Erörterung durchgeführt hatte, während er doch bei dem ganzen vorhergehenden Teile des Gespräches nur mit finsterem Widerwillen, nur um des Zweckes willen, nur aus Notwendigkeit mitgeredet hatte.

„Ich fange an, Geschmack an derartigen Themen zu finden!“ dachte er bei sich.

Aber fast im selben Augenblicke wurde er unruhig, als sei ihm ein unerwarteter, aufregender Gedanke gekommen. Seine Unruhe stieg immer mehr. Sie waren schon am Eingange zu dem Bakalejewschen Hotel garni angelangt.

„Geh allein hinein,“ sagte Raskolnikow plötzlich. „Ich komme gleich wieder.“

„Wohin willst du denn noch? Wir sind ja schon da!“

„Ich muß noch einmal fort, notwendig; ich habe noch etwas zu erledigen . . . In einer halben Stunde bin ich wieder zurück. . . . Sage es denen da drin.“

„Na, wenn du durchaus willst; aber ich gehe mit dir mit!“

„Willst du mich auch noch martern!“ rief Raskolnikow mit so bitterer Gereiztheit im Tone und solcher Verzweiflung im Blicke, daß Rasumichin erstaunt die Arme sinken ließ. Er blieb noch ein Weilchen auf den Stufen vor der Haustür stehen und sah mit finsterner Miene, wie jener schnellen Schrittes nach der Gasse zu ging, in der er wohnte. Schließlich biß er die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, schwur, er wolle heute noch den ganzen Por-

firi wie eine Zitrone ausquetschen, und ging dann hinauf, um Pulcheria Alexandrowna, die sich schon über das lange Ausbleiben der beiden ängstigte, zu beruhigen.

Als Raskolnikow bei seinem Hause anlangte, waren seine Schläfen feucht von Schweiß, und er atmete nur mühsam. Eilig lief er die Treppe hinauf, ging in sein unverschlossenes Zimmer und legte sogleich von innen den Haken vor. Dann stürzte er erschreckt und wie von Sinnen nach jener Ecke hin, zu dem Loch in der Tapete, wo vorher die Pfandstücke versteckt gewesen waren, steckte die Hand hinein, scharrrte einige Minuten lang sorgsam in dem Loche umher und betastete alle Winkel und Falten der Tapete. Als er nichts gefunden hatte, stand er auf und holte tief Atem. Kurz vorher nämlich, während er sich bereits der Haustür von Bakalejew näherte, hatte er sich plötzlich eingebildet, es könnte irgendein Wertgegenstand, ein goldenes Hemdknöpfchen etwa, oder auch ein Stück Papier, worin sie eingewickelt gewesen waren, mit einer Notiz von der Hand der alten Frau, ihm damals auf irgendeine Weise entglitten sein und sich in einer Ritze verkrochen haben, und es könnte dies dann auf einmal als überraschender, unwiderleglicher Beweis gegen ihn ans Licht kommen.

Er stand tief in Gedanken verloren da, und ein seltsames, demütiges, gedankenloses Lächeln spielte um seine Lippen. Schließlich griff er nach seiner Mütze und ging still aus dem Zimmer. Seine Gedanken gerieten in Verwirrung. In sich gekehrt trat er unter den Lorweg.

„Da ist ja der Herr selbst!“ rief eine laute Stimme.

Er hob den Kopf in die Höhe.

Der Hausknecht stand an der Tür seiner Kammer und wies mit dem Finger geradezu auf ihn, um ihn einem Manne von kleiner Statur zu zeigen, der wie ein Kleinbürger aussah und eine Art Schlafrock nebst Weste trug, so daß er von weitem große



Ähnlichkeit mit einem alten Weibe hatte. Sein Kopf, auf dem eine schmierige Mütze saß, hing tief herunter, und die ganze Gestalt war wie verkrümmt. Das welke, runzlige Gesicht deutete auf einen Fünfziger hin; die kleinen, tränenden Augen hatten einen ingrimmigen, strengen, mißvergnügten Blick.

„Was gibt es?“ fragte Raskolnikow und trat zu dem Hausknechte hin.

Der Kleinbürger schielte unter den Brauen weg nach ihm hin und nahm sich Zeit, ihn starr und aufmerksam zu betrachten; dann drehte er sich langsam um und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Torwege auf die Straße.

„Ja, was gibt es denn?“ rief Raskolnikow.

„Da fragte einer, ob hier ein Student wohnte, und er nannte Ihren Namen und wollte wissen, bei wem Sie wohnten. Da kamen Sie gerade herunter, und ich zeigte Sie ihm; aber er ist wieder weggegangen. Na, so was!“

Auch der Hausknecht war einigermaßen verwundert, indes nicht übermäßig, und nach kurzem Besinnen drehte er sich um und ging wieder in seine Kammer.

Raskolnikow eilte dem Kleinbürger nach und erblickte ihn auch sogleich, wie er auf der andern Seite der Straße mit demselben gleichmäßigen, langsamen Schritte wie vorher dahinging; die Augen hielt er auf den Erdboden gerichtet, als ob er über etwas nachsänne. Er hatte ihn bald eingeholt, ging aber eine Weile hinter ihm her; endlich trat er neben ihn und sah ihm von der Seite her ins Gesicht. Dieser bemerkte ihn sofort, warf ihm einen schnellen Blick zu, schlug dann aber wieder die Augen nieder, und so gingen sie etwa eine Minute lang nebeneinander her, ohne ein Wort zu reden.

„Sie haben sich nach mir bei dem Hausknecht erkundigt?“ sagte Raskolnikow endlich, aber wunderbarlich leise.

Der Kleinbürger gab ihm keine Antwort und blickte ihn nicht einmal an. Beide schwiegen wieder.

„Was wollen Sie denn von mir? . . . Erst kommen Sie und fragen nach mir, . . . und nun schweigen Sie . . . Was soll denn das bedeuten?“ Die Stimme gehorchte ihm nicht recht, und die Worte wollten gar nicht klar und deutlich klingen.

Diesmal hob der Kleinbürger den Kopf in die Höhe und sah Rasolnikow mit haßerfülltem, finsternem Blicke an.

„Mörder!“ sagte er auf einmal leise, aber klar vernehmlich.

Noch immer ging Rasolnikow neben ihm. Die Beine wurden ihm auf einmal entsetzlich schwach, ein Frostgefühl lief ihm über den Rücken, und das Herz schien einen Augenblick lang auszusetzen; dann begann es plötzlich so heftig zu pochen, als wollte es sich von seinem Halte losreißen. So gingen sie etwa hundert Schritte, wieder völlig stumm, einer neben dem andern.

Der Kleinbürger sah ihn nicht an.

„Aber wie können Sie . . . wie können Sie so etwas sagen? Wer ist ein Mörder?“ murmelte Rasolnikow kaum hörbar.

„Du bist ein Mörder!“ erwiderte jener noch deutlicher und nachdrücklicher, mit dem Lächeln eines triumphierenden Feindes, und blickte wieder unverwandt in Rasolnikows bleiches Gesicht und in seine erstorbenen Augen.

Beide waren nun zu einer Straßenkreuzung gelangt. Der Kleinbürger bog in die links abzweigende Straße ein und ging weiter, ohne sich umzublicken. Rasolnikow blieb auf dem Flecke stehen und sah ihm lange nach. Er sah, wie jener, nachdem er schon etwa fünfzig Schritt weiter gegangen war, sich umdrehte und ihn, der immer noch regungslos an derselben Stelle stand, anblickte. Seine Gesichtszüge konnte Rasolnikow nicht mehr deutlich unterscheiden; aber es schien ihm, als stehe auf seinem

Gefichte auch diesmal jenes Lächeln eines kalten Hasses und höhnischen Triumphes.

Mit langsamen, matten Schritten, wankenden Knien und einem Gefühl von heftigem Froste kehrte Rasolnikow nach seinem Hause zurück und stieg nach seinem Kämmerchen hinauf. Er nahm die Mütze ab, legte sie auf den Tisch und blieb etwa zehn Minuten lang regungslos daneben stehen. Dann legte er sich ganz erschöpft auf das Sofa und streckte sich mit leisem, schmerzlichem Stöhnen auf ihm aus; seine Augen waren geschlossen. So lag er wohl eine halbe Stunde.

Er dachte an nichts. Das heißt: etwas, was mit Gedanken oder vielmehr mit Bruchstücken von Gedanken Ähnlichkeit hatte, war in seinem Kopfe vorhanden, Vorstellungen ohne Ordnung und Zusammenhang; da waren Gesichter von Leuten, die er gesehen hatte, als er noch Kind war, oder mit denen er irgendwo nur ein einziges Mal zusammengetroffen war und an die er unter andern Umständen nie mehr gedacht haben würde; der Glockenturm der W...schen Kirche; das Billard in einem Restaurant und ein Offizier am Billard, der Zigarrengeruch in einem Tabakladen im Souterrain, eine Kneipe, eine Hintertreppe, ganz dunkel, ganz mit Spüllicht begossen und mit Eierschalen bestreut, und irgendwoher drang das sonntägliche Gedult der Kirchenglocken an sein Ohr... Die Gegenstände wechselten miteinander ab und drehten sich wie im Wirbel umher. Manche Vorstellungen gefielen ihm sogar, und er hätte sie gern festgehalten; aber sie erloschen wieder. Meistens empfand er einen beklemmenden Druck im Innern, der aber nicht allzu stark war; zeitweilig war ihm sogar ganz wohl zumute... Ein leises Frösteln wollte nicht vorübergehen, und auch dies war eine beinahe angenehme Empfindung.

Er hörte Rasumichins eilige Schritte und die Stimme desselben;



aber er schloß die Augen und stellte sich schlafend. Rasumichin öffnete die Thür und blieb eine Weile überlegend auf der Schwelle stehen. Dann trat er leise ins Zimmer und näherte sich vorsichtig dem Sofa. Raskolnikow hörte Nastasjas flüsternde Stimme:

„Weck ihn nicht auf; laß ihn sich ausschlafen; essen kann er auch nachher noch.“

„Du hast ganz recht,“ antwortete Rasumichin.

Beide gingen vorsichtig hinaus und machten die Thür zu. Es verging noch eine halbe Stunde. Raskolnikow öffnete die Augen, drehte sich wieder auf den Rücken und legte die Hände hinter den Kopf . . .

„Wer war das? Wer ist dieser Mensch, der auf einmal wie aus der Erde gewachsen da stand? Wo ist er gewesen, und was hat er gesehen? Er hat alles gesehen, das ist zweifellos. Wo hat er damals gestanden, und von wo aus hat er es gesehen? Warum erscheint er erst jetzt, als ob er aus dem Boden hervorkäme? Und wie hat er es sehen können, — war das denn überhaupt möglich? . . . Hm . . .“, fuhr Raskolnikow fort, es überlief ihn kalt, und er fuhr zusammen, „aber das Etui, das Nikolai hinter der Thür fand: an diese Möglichkeit hatte ich doch auch nicht gedacht. Indizien? Das winzigste Pünktchen übersieht man, — und das Indizium wird pyramidengroß. Eine Fliege ist umhergeflogen und hat es gesehen! Ist es etwa auf die Art zu erklären?“

Und er wurde sich mit einer Art von Ekel bewußt, wie schwach, körperlich schwach, er geworden war.

„Das mußte ich doch vorher wissen,“ dachte er mit bitterem Lächeln. „Und wie habe ich nur, wenn ich mich kannte und ahnte, in welcher Verfassung ich nach der Tat sein würde, es wagen können, ein Beil zu nehmen und mich mit Blut zu besudeln! Es war meine Pflicht, das im voraus zu wissen . . . Ach, und ich habe es ja auch im voraus gewußt!“ flüsterte er in Verzweiflung.

Zuweilen blieb er hartnäckig an einem Gedanken haften.

„Nein, jene Menschen waren aus anderm Stoff geschaffen wie ich. Ein wahrer Herrscher, dem alles erlaubt ist, zerstört Toulon, richtet in Paris ein Blutbad an, vergiftet eine Armee in Agypten, opfert eine halbe Million Menschen in dem Feldzuge gegen Rußland auf und setzt sich in Wilna durch ein Wortspiel darüber hinweg; und ein solcher Mann wird noch nach seinem Tode wie ein Abgott verehrt; man sieht also auch alles, was er getan hat, für erlaubt an. Nein, solche Menschen sind offenbar nicht von Fleisch und Blut, sondern von Erz!“

Ein plötzlicher Nebengedanke brachte ihn fast zum Lachen.

„Napoleon, die Pyramiden, Waterloo, — und eine verhugelte, häßliche, alte Registratormitwe, eine Wucherin mit einer roten Truhe unter dem Bette, — na, wie soll jemand dieses Mischfutter verdauen, zum Beispiel Porfiri Petrowitsch! . . . Wie sollten sie es auch verdauen! . . . Ihr ästhetisches Gefühl sträubt sich ja dagegen. ‚Wie wird denn ein Napoleon‘, würden sie sagen, ‚unter das Bett eines alten Weibes kriechen!‘ Ach, Unsinn!“

Mitunter fühlte er, daß er wie im Fieber phantasiere; er geriet in einen krankhaft erregten Zustand.

„Die Alte, die ist dabei ganz gleichgültig!“ dachte er in seinem fieberheißen, oft unterbrochenen Gedankengange. „Die Tötung der Alten war vielleicht ein Fehler; aber darum handelt es sich jetzt nicht! Die Tötung der Alten war nur eine krankhafte Verzerrung von mir, . . . ich wollte so schnell wie möglich über die Hindernisse hinwegschreiten . . . Ich habe nicht einen Menschen getötet; ein falsches Prinzip habe ich getötet! Das falsche Prinzip habe ich zwar getötet; aber über die Hindernisse bin ich doch nicht hinweggeschritten; ich bin auf dieser Seite geblieben . . . Nur zu töten habe ich verstanden! Und auch das habe ich nicht verstanden, wie sich jetzt herausstellt . . . Das falsche Prinzip

hätte ich getötet? Warum hat eigentlich vorhin der dumme Rasumichin so auf die Sozialisten geschimpft? Das ist ja ein fleißiges, betriebsames Völkchen; sie beschäftigen sich mit dem ‚allgemeinen Glück‘. Nein, ein mal lebe ich nur, und nie bekomme ich ein zweites Leben wieder; auf das ‚allgemeine Glück‘ zu warten, habe ich keine Lust. Ich will auch für mich selbst leben; sonst ist es schon das beste, gar nicht zu leben. Wie stimmt aber dazu das Verschwenken des Geldes? Ich hatte einfach keine Lust, an einer hungernden Mutter vorüberzugehen und meinen Rubel in der Tasche festzuhalten, in Erwartung des ‚allgemeinen Glückes‘. ‚Wir tragen‘, so sagen diese Menschen, ‚Bausteine zu dem Gebäude des allgemeinen Glückes zusammen und empfinden davon eine innere Befriedigung.‘ Haha! Warum seid ihr denn an mir vorübergegangen, ohne mir zu helfen? Ich lebe ja doch nur einmal und will doch auch . . . Ach was! Vom ästhetischen Standpunkte aus bin ich eine Laus und mehr nicht,“ fügte er auf einmal hinzu und lachte dabei wie ein Irrsinniger. „Ja, ich bin wirklich eine Laus,“ fuhr er fort, indem er sich in grimmiger Selbstverhöhnung an diesen Gedanken anklammerte, in ihm herumwühlte, mit ihm spielte und sich an ihm vergnügte, „und zwar erstens schon allein deshalb, weil ich jetzt darüber philosophiere, daß ich eine Laus bin; zweitens, weil ich einen ganzen Monat lang die allgütige Vorsehung belästigt habe, indem ich sie als Zeugin dafür anrief, daß ich die Tat nicht um meines eigenen, persönlichen Vorteils willen unternähme, sondern im Hinblick auf ein herrliches, schönes Ziel, ha-ha! Drittens, weil ich mir vorgenommen hatte, bei der Ausführung der Tat auf rechnerischer Grundlage möglichste Gerechtigkeit in Maß und Gewicht zur Anwendung zu bringen: von allen Läusen suchte ich die allernuglofefte aus und beschloß, ihr nach der Tötung nur gerade so viel wegzunehmen, als ich zu meinem ersten Schritte



nötig hätte, nicht mehr und nicht weniger (das übrige mochte dann also auf Grund des Testaments dem Kloster zufallen, ha-ha!). Und schließlich bin ich deshalb eine Laus," fügte er zähneknirschend hinzu, „weil ich selbst vielleicht noch garstiger und ekelhafter bin als die getötete Laus und schon im voraus ahnte, daß ich mir dies sagen würde, nachdem ich sie würde getötet haben! Ist das nicht die entsetzlichste Lage, die sich denken läßt? Wie gemein, wie unwürdig das alles ist! . . . O, jetzt verstehe ich den ‚Propheten‘, mit dem Säbel in der Hand, hoch zu Roß: Allah befiehlt, und du, zitternde Kreatur, gehorche! Er ist in seinem Rechte, ganz in seinem Rechte, der ‚Prophet‘, wenn er irgendwo quer über die Straße eine tüchtige Batterie aufstellt und nun losschießt auf Gerechte und Ungerechte, ohne sich auch nur zu einer Erklärung herabzulassen! Gehorche, zitternde Kreatur, und erdreiste dich nicht, Wünsche zu hegen; denn das steht dir nicht zu! . . . O, nie kann ich es dieser Alten verzeihen, daß sie die Ursache meiner Leiden geworden ist!"

Seine Haare waren feucht von Schweiß, die bebenden Lippen glühend und ausgetrocknet; den starren Blick hielt er auf die Decke des Zimmers geheftet.

„Meine Mutter, meine Schwester, — wie lieb habe ich sie gehabt! Warum hasse ich sie jetzt? Ja, ich hasse sie; physisch hasse ich sie; ich kann es nicht ertragen, sie um mich zu sehen . . . Ich erinnere mich, daß ich vorhin zu meiner Mutter hintrat und sie küßte . . . Sie zu umarmen und dabei zu denken: wenn sie es wüßte, so . . . Sollte ich es ihr etwa damals sagen? Das hätte mir ganz ähnlich gesehen . . . Hm! ‚Sie‘ muß wohl in gleicher Gemütsverfassung sein wie ich," fügte er hinzu; er vermochte nur noch mit großer Anstrengung zu denken und kämpfte gegen den Fieberwahn an, der sich seiner bemächtigen wollte. „O, wie ich jetzt das alte Weib hasse! Ich glaube, ich könnte sie

noch einmal ermorden, wenn sie wieder erwachte! Die arme Lisaweta! . . . Warum mußte sie auch dazukommen! . . . Es ist doch sonderbar: warum denke ich denn an sie fast gar nicht, als ob ich sie nicht auch ermordet hätte? . . . Lisaweta, Sofja! Ihr armen, schüchternen Mädchen mit den sanften Augen . . . Ihr lieben Wesen! . . . Warum weinen sie nicht? Warum stöhnen sie nicht? . . . Sie geben alles dahin, . . . und sie blicken so sanft und still . . . Sofja, Sofja! Du stille Sofja!"

Das Bewußtsein schwand ihm. Es schien ihm merkwürdig, daß er sich auf einmal auf der Straße befand, ohne sich erinnern zu können, wie er dorthin gekommen sei. Es war schon später Abend. Die Dämmerung wurde immer dunkler; der Vollmond gewann immer mehr an Glanz; aber in der Luft lag eine ganz besondere Schwüle. Scharen von Menschen gingen auf den Straßen dahin; Handwerker und Arbeiter eilten nach Hause; andere gingen spazieren; es roch nach Kalk, Staub und Psüßen. Raskolnikow schritt traurig und sorgenvoll einher: er erinnerte sich recht wohl, daß er von Hause zu irgendeinem bestimmten Zwecke fortgegangen sei, daß er notwendig und eilig etwas tun müsse; aber was das nun eigentlich war, hatte er vergessen. Plötzlich blieb er stehen und sah, daß auf der andern Seite der Straße ein Mann auf dem Trottoir stand und ihm mit der Hand winkte. Er ging quer über die Straße zu ihm hin; aber auf einmal drehte sich dieser Mann um und ging, als wäre nichts gewesen, mit gesenktem Kopfe weiter, ohne sich nach ihm umzusehen, gerade wie wenn er ihm gar nicht gewinkt hätte. „Hatte er mir auch wirklich gewinkt?“ dachte Raskolnikow, eilte ihm jedoch nach. Als er nur noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt war, erkannte er ihn und erschrak: es war der Kleinbürger von vorhin, in demselben Schlafrocke und mit derselben gekrümmten Haltung. Raskolnikow folgte ihm von weitem; das Herz pochte ihm heftig; sie

bogen in eine Querstraße ein, — der andere wandte sich noch immer nicht um. „Ob er wohl weiß, daß ich ihm folge?“ dachte Raskolnikow. Der Kleinbürger trat in den Torweg eines großen Hauses. Raskolnikow ging, so schnell er konnte, zu dem Torwege hin und blickte hinein: ob er sich nicht umsehen und ihm winken würde. Und wirklich, als jener den ganzen Torweg durchschritten hatte und schon auf den Hof hinaustrat, drehte er sich plötzlich um, und es war wieder, als ob er ihm winkte. Raskolnikow eilte sofort durch den Torweg hindurch; aber der Kleinbürger war auf dem Hofe nicht mehr zu sehen. Also mußte er gleich die erste Treppe hinaufgegangen sein. Raskolnikow stürzte ihm nach. In der That waren zwei Treppen höher noch gleichmäßige, langsame Schritte vernehmbar. Merkwürdig: die Treppe kam ihm so bekannt vor! Da war das Fenster im ersten Stock; melancholisch und geheimnisvoll drang das Mondlicht durch die Scheiben; da war auch schon der zweite Stock. Ah, das war ja dieselbe Wohnung, in der damals die Malergefellen arbeiteten . . . Wie war es nur möglich gewesen, daß er das Haus nicht sofort wiedererkannt hatte! Die Schritte des vorangehenden Mannes waren jetzt nicht mehr zu hören; also ist er stehen geblieben, oder er hat sich irgendwo versteckt, sagte sich Raskolnikow. Da war der dritte Stock; sollte er noch weitergehen? Und was für eine lautlose Stille da herrschte, ordentlich zum Fürchten . . . Aber er ging weiter. Das Geräusch seiner eigenen Schritte erschreckte und ängstigte ihn. Gott, wie dunkel! Der Kleinbürger hatte sich gewiß hier irgendwo in einem Winkel versteckt. Ah! Die Eingangstür der einen Wohnung stand sperrangelweit offen; er überlegte einen Augenblick lang und trat dann hinein. Im Vorzimmer war es sehr dunkel und öde; keine Menschenseele war zu spüren; die Sachen schienen alle weggeschafft zu sein. Leise, auf den Zehen, ging er in das Wohnzimmer: das ganze Zimmer war



vom Mondlicht hell übergossen; alles war hier noch ebenso wie früher: die Stühle, der Spiegel, das gelbe Sofa und die eingerahmten Bilder. Der große, runde, kupferrote Mond blickte gerade in die Fenster hinein. „Diese tiefe Stille rührt wohl vom Monde her,“ dachte Rasfolsnikow, „er gibt jetzt gewiß gerade ein Rätsel auf.“ Er blieb stehen und wartete, wartete lange, und je stiller der Mond war, um so heftiger klopfte ihm das Herz; es wurde ihm geradezu schmerzhaft. Und immer noch diese Stille. Möglicherweise ertönte eine Sekunde lang ein trockenes Knacken, als ob jemand einen Holzspan zerbräche; dann wurde wieder alles still. Eine Fliege, die aufgewacht war, stieß beim Herumfliegen an eine Fensterscheibe und sumimte kläglich. In demselben Augenblicke erblickte er in einer Ecke, zwischen einem kleinen Schränkchen und dem Fenster, einen Gegenstand, der wie ein an der Wand hängender Frauenmantel aussah. „Wozu hängt da ein Mantel?“ dachte er. „Der war doch früher nicht da.“ Er trat leise heran und erriet, daß sich jemand hinter dem Mantel versteckt hatte. Vorsichtig zog er mit der Hand den Mantel weg und sah, daß da ein Stuhl stand, und auf dem Stuhle in der Ecke saß die Alte, ganz zusammengekrümmt und mit gesenktem Kopfe, so daß er das Gesicht überhaupt nicht sehen konnte; aber sie war es, da konnte kein Zweifel sein. Eine Weile blieb er vor ihr stehen; „sie fürchtet sich,“ dachte er; dann zog er sachte das Beil aus der Schlinge heraus und schlug die Alte auf den Scheitel, einmal und noch einmal. Aber merkwürdig: sie rührte sich gar nicht bei den Schlägen, wie wenn sie von Holz wäre. Er erschrak, beugte sich näher über sie und wollte sie genauer ansehen; aber sie ließ den Kopf noch tiefer herabsinken. Da bückte er sich ganz auf den Boden und blickte ihr von unten ins Gesicht; aber was er sah, ließ ihn vor Entsetzen erstarren: die Alte saß da und lachte, sie schüttelte sich ordentlich vor Lachen; aber sie lachte ganz still und

unhörbar und gab sich aus aller Kraft Mühe, daß nichts davon zu vernehmen sein möchte. Auf einmal kam es ihm vor, als ob die nach dem Schlafzimmer führende Thür ein ganz klein wenig sich öffnete und auch dort gelacht und geflüstert würde. Da überkam ihn eine grimmige Wut: er begann die Alte aus Leibeskräften auf den Kopf zu schlagen; aber mit jedem Schlage des Beiles ertönte das Lachen und Flüstern aus dem Schlafzimmer immer lauter und deutlicher, und die Alte wackelte vor Lachen mit dem ganzen Leibe hin und her. Er stürzte hinaus, um davonzulaufen; aber da war das ganze Vorzimmer schon voll Menschen, die Thür nach der Treppe stand weit offen, und auf dem Treppenschur, auf der Treppe und weiter abwärts — überall Menschen, Kopf an Kopf; alle blickten nach ihm hin, aber alle suchten das zu verheimlichen, warteten und schwiegen! . . . Das Herz zog sich ihm krampfhaft zusammen; er konnte die Beine nicht rühren, sie waren wie am Boden festgewachsen . . . Er wollte aufschreien und — erwachte.

Er holte tief und schwer Atem; aber seltsamerweise schien der Traum noch fortzudauern: seine Stubentür stand weit offen, und auf der Schwelle stand ein ihm gänzlich unbekannter Mann und betrachtete ihn aufmerksam.

Rassolnikow hatte die Augen noch nicht ganz geöffnet gehabt und schloß sie nun sofort wieder. Er lag auf dem Rücken und rührte sich nicht.

„Ist das noch eine Fortsetzung des Traumes oder Wirklichkeit?“ dachte er und hob ein ganz klein wenig, unmerklich die Wimpern, um hinzusehen: der Unbekannte stand noch immer auf demselben Flecke und blickte ihn an.

Nun trat er vorsichtig über die Schwelle, machte die Thür sachte hinter sich zu, ging an den Tisch, wartete etwa eine Minute lang, wobei er kein Auge von ihm verwandte, und setzte sich still, ohne

jedes Geräusch, auf einen Stuhl neben dem Sofa; seinen Hut stellte er seitwärts auf den Boden, stützte sich mit beiden Händen auf seinen Spazierstock und legte das Kinn auf die Hände. Er war offenbar darauf gefaßt, lange warten zu müssen. Soweit Rasfornikow das durch die blinzelnden Wimpern sehen konnte, war es ein nicht mehr junger, kräftig gebauter Mann, mit dichtem, hellem, fast weißem Barte.

Es vergingen etwa zehn Minuten. Es war noch hell, wollte aber schon Abend werden. Im Zimmer herrschte vollständige Stille. Selbst von der Treppe her drang kein Laut herein. Nur eine große Fliege summte umher und prallte mitunter gegen die Fensterscheiben. Endlich wurde dem daliegenden Rasfornikow dieser Zustand unerträglich: er richtete sich auf und setzte sich auf dem Sofa aufrecht hin.

„Nun, so reden Sie doch; was wünschen Sie?“

„Das habe ich doch gewußt, daß Sie nicht schliefen, sondern sich nur so stellten,“ antwortete der Unbekannte in eigentümlichem Tone und lachte ruhig dabei. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Arkadi Iwanowitsch Swidrigailow . . .“



---

Übertragen von H. Rühl.

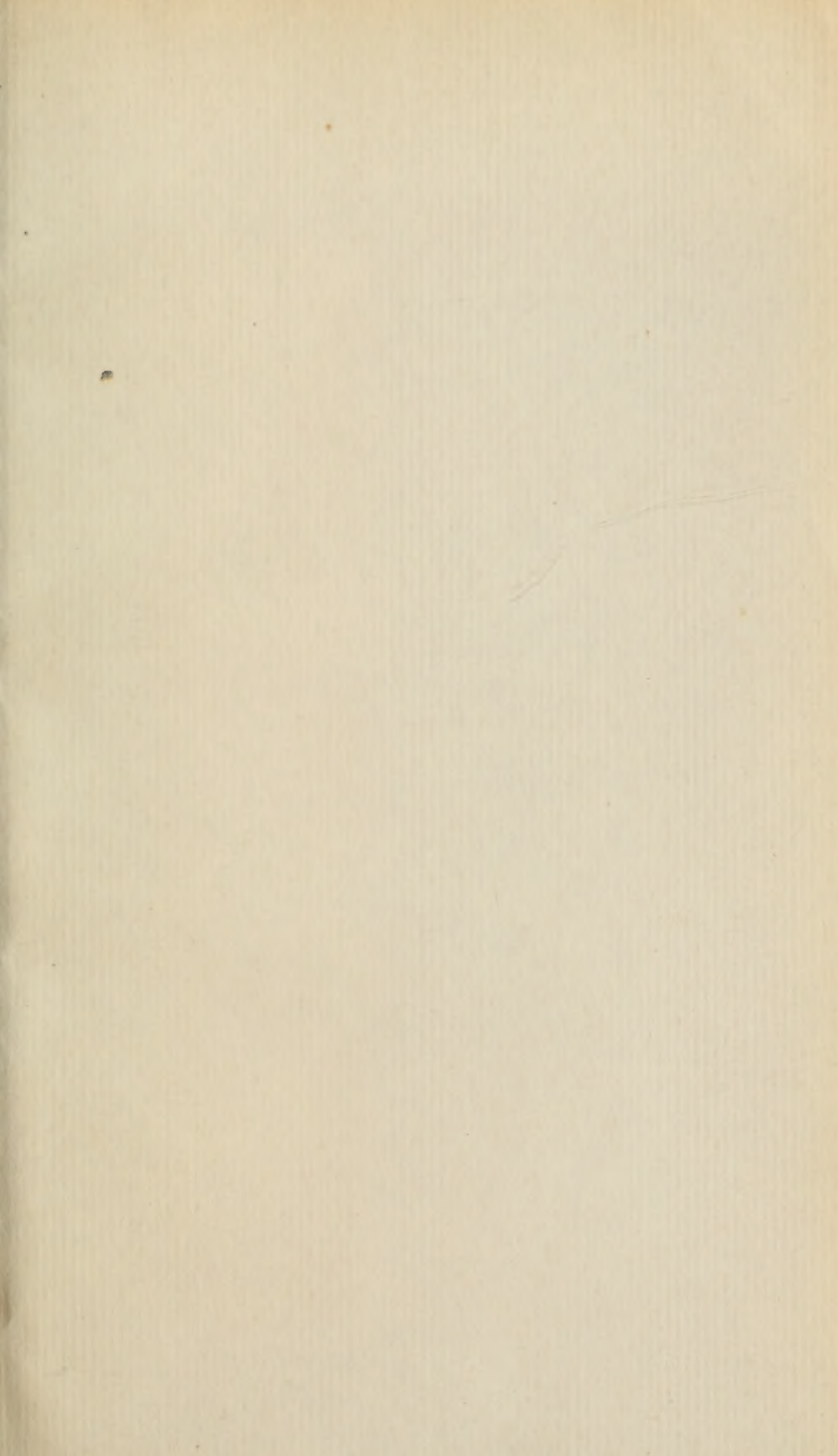
\*

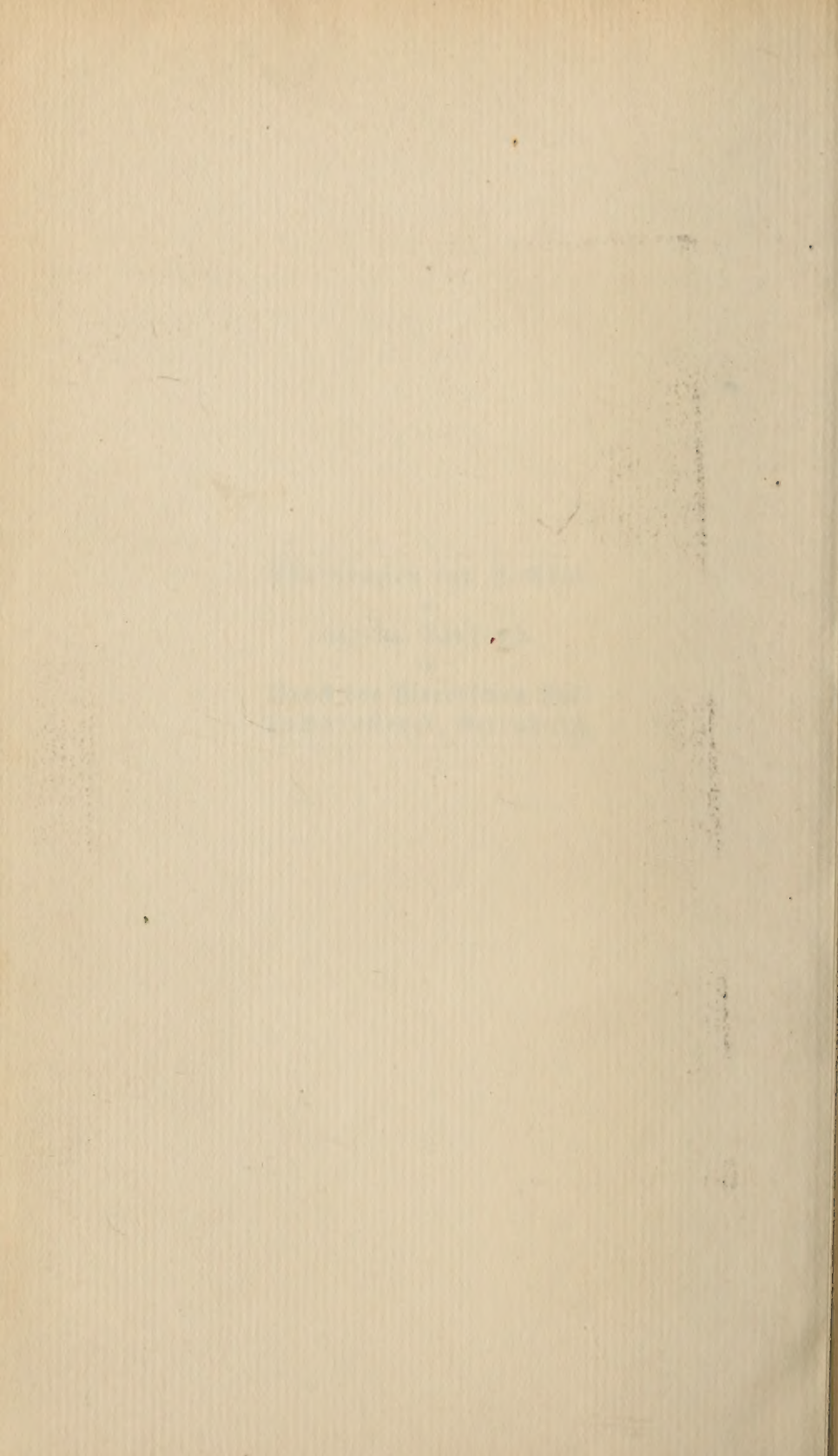
31.—35. Tausend.

\*

Druck der Viererschen Hof-  
buchdruckerei, Altenburg.

---







LR

D7245

.Gr

438086

Dostoevsky, Theodor Mikhailovich  
Sämtliche Romane und Novellen; übertragen  
von H. Röhl.  
Vol. 11.

University of Toronto  
Library

DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET



